

Lüders Katastrophe

Geschichte einer Krise in der Welt von gestern.

Richard Jilka

Inhalt

1. Der Auftrag	3
2. Die Begegnung	21
3. Die Schuldigen	42
4. Der Sinnsucher	63
5. Die Sinnlichkeit	92
6. Die Krise	128
7. Der Narr	147
8. Das Ende	161

1. Der Auftrag oder Herr und Vagabund

Damals hungerte ich nicht mehr. Bis dahin war es ein langer Weg gewesen. Aber nachdem mein 50tes Lebensjahr auch vergangen war, wagte ich den Schritt aus meiner Abwegigkeit hinaus und meldete mich bei den Behörden. Wie in unserer Leistungsgesellschaft nicht anders zu erwarten, war ich nicht mehr zu gebrauchen und sie versuchten erst gar nicht, mich in ihre Betriebe zu integrieren. Abgesehen davon, daß der Erfolg von Integrationsmaßnahmen bei einem Mann, der bis an die Schwelle des Alters ohne bürgerlichen Werdegang samt dazugehörigen Pflichten & Sicherheiten ausgekommen war, höchst zweifelhaft gewesen wäre, hätte sich die Investition nicht mehr amortisiert. Um sich und mir keine unnötigen Unkosten und Scherereien zu bereiten, gewährten mir die Behörden ein bescheidenes Auskommen. Darauf hat angeblich jeder Bürger unserer Republik ein von den Vätern her verbrieftes Recht. Aber dieses wie jedes andere Recht muß erstritten werden. In einem halbjährigen Papierkrieg erkämpfte ich mir mein sozio-kulturelle Minimum, wie sie ihre soziale Hilfe nenne. Im allgemeinen genügt mir der gewährte Lebensunterhalt; dennoch verbessere ich gelegentlich mein staatlich garantiertes Mindesteinkommen durch kleine Beratertätigkeiten – wozu habe ich ein Leben lang, manchmal schmerzhaften Entbehrungen zum Trotz, gelesen? Die Früchte meiner Lektüre ermöglichen es mir, immer mal wieder ein oder zwei Hunderter zusätzlich zu erwerben, um damit kleine Leidenschaften zu finanzieren. Immerhin liebe ich den Wein und bin dem Tabak verfallen; werde also den öffentlichen Kassen, dank meines Nebenverdienstes, nicht allzulange zur Last fallen.

Verabredet mit einem Kunden betrat ich das Kaffee. Es war einer dieser langweiligen Läden, in dem die Alten unter sich bleiben und beim Altern weder durch laute Musik noch den Anblick bezaubernder Jugendlichkeit gestört werden. In der Ecke neben der Heizung saß Herr Dr. Lüder Müller-Brentano, blinzelte verträumt durch die nur obenher mit Gardinen verhangene Fensterscheibe in die Märzsonne hinaus und spielte im Mund, indem er seinen Unterkiefer vor & zurück schob, mit seinem Gebiß. Von seinem Eckplatz aus konnte er nach Belieben rechter Hand durch das Fenster Gucken oder links gewandt den mäßig bevölkerten Gastraum überblicken. Ich erkannte Dr. Lüder Müller-Brentano sogleich an dem schwarzen Schlapphut, der als verabredetes Erkennungszeichen neben einem roten Schal vor ihm auf dem Tisch lag. Müller-Brentano war damals ein großer, stattlicher,

dennoch schlanker Mann mit kurzem grauen, lichtem Haar. Für einen über 70jährigen wirkte sein mit dicken Linien schwarzweiß längsgestreiftes Hemd etwas gewagt. Es war wohl ebenso wie der extrabreite Hosenträger, der links über der Brust neongrün hervorleuchtete, Ausdruck eines immer noch abenteuerlichen Herzens. An dem bequemen, dennoch eleganten rostbraunen Sakko mit dazugehöriger Hose aus gediegenem Stoff war Dr. Lüder Müller- Brentano als Herr zu erkennen, der zu bestimmen gewohnt gewesen war und ist. Unter dem niedrigen Kaffeehaustisch lugten seine ungemein großen, fahlgrauen, fleckig trüben, seitlich abgelaufenen Lederschuhe hervor. Auch Herr Müller-Brentano bemerkte mich, hob & senkte die Brauen und lächelte mir, während ich auf ihn zuing, mit geschlossenem Mund breit entgegen. Als ich seinen Tisch erreicht hatte, erhob er sich – gerade aufgerichtet überragte er mich damals beinahe um Haupteslänge – und streckte mir, dabei leicht vorgeneigt & und in den Hüften schwingend, mit langem Arm eine bemerkenswert große Hand entgegen, die ich ergriff.

„Ich grüße Sie!“, kam Herr Dr. Müller-Brentano meiner Vorstellung zuvor, „es freut mich, daß Sie gekommen sind. Haben sie gut hierher gefunden? – Bitte nehmen sie Platz.“ Die große Hand an dem langen linken Arm winkte mich auf den mit rotem Samt bezogenen Stuhl seitlich seines mit Armlehnen ausgestatteten Sessels. „Sie sind selbstverständlich mein Gast.“ Beiläufig nickend quittierte ich lächelnd die Einladung. Bei meiner Berater-tätigkeit ist es selbstverständlich, daß ich als Beisitzer am Tisch meiner Kunden mittrinke & mitesse. Nachdem ich mich gesetzt & meinen Tee bestellt hatte, es war ja erst früher Nachmittag, und die üblichen Sätze einer freundlichen Begrüßung gesprochen waren, begannen wir, uns redend miteinander bekannt zu machen. Seine Stimme klang dumpf gedehnt, als bilde er die Laute oben im Gaumen anstatt wie gewöhnlich im Hals. Seine Worte klangen bestimmt und gewählt, als hätte er sich jedes einzelne wohlüberlegt; er ließ sich seine Worte gleichsam auf der Zunge zergehen. Gelegentlich sprach er etwas theatralisch wie ein Schauspieler, der seinen geläufig erlern-ten Text mit leicht übertriebener Betonung tänzelnd zur Geltung bringen und mit gestischer Untermalung veranschaulichen will. In seinem früheren Leben war Dr. Lüder Müller-Brentano nun einmal ein erfolgreicher Anwalt gewesen, der viele Richter zu überzeugen gehabt hatte. Obwohl wir verschie- denen Generationen angehören und unsere Zeit sehr unterschiedlich ver-bracht hatten, mußte zwischen uns nicht viel Eis gebrochen werden. Herr und Vagabund sind sich in ihrer jeweiligen Narretei näher, als ein oberfläch-licher Beurteiler der Mittelschicht ahnt. Herr & Vagabund sind unge- bundener als allgemein zulässig. Das macht sie gewissermaßen zu

Verbündeten.

Dem Juristen war ich als Historiker von einem Steuerberater, dessen Archiv ich vor Jahren geordnet hatte, empfohlen worden. Die beiden Herren hatten in weit zurückliegenden, deutlich rüstigeren Tagen wiederholt vor Gericht Hand in Hand gearbeitet und sich auch bei delikaten persönlichen Angelegenheiten als Gentleman gegenseitig den Rücken freigehalten. Nun suchte der eine einen Historiker und der andere, der ihm gefällig sein wollte, kannte keinen anderen als mich. Um meinen beruflichen Werdegang förderlich zu sein, kam eine Beziehung zu einflußreichen und im Zweckmäßigen bewanderten Herren jedenfalls zu spät. Aber an einem entsprechenden Avancement war mir, wie bereits angedeutet, längst nicht mehr gelegen. Obwohl es mir, als ich Herrn Dr. Lüder Müller-Brentano erstmals aufsuchte, hauptsächlich um mein Zubrot aus Wein & Tabak ging, entwickelte sich unsere Beziehung bald zu einem eigentümlichen Vertrauensverhältnis, aus dem mit den Jahren vielleicht sogar eine seltene Art Freundschaft wurde. Wie dem auch sei, verglichen mit meinem ereignisarmen Lebenslauf – über dem das Moto stehen könnte: bene vivit, qui bene latuit – hatte sich Dr. Lüder Müller-Brentano ausgiebig mit der Welt eingelassen. Während unserer vorherigen Leben wäre eine Begegnung zwischen uns Beiden hochgradig unwahrscheinlich gewesen. Hätten sich zufällig unsere Wege dennoch gekreuzt, wir wären wohl achtlos an einander vorbeigegangen oder unsere Beziehung wäre über einen flüchtigen Gruß auf einem der Flure nicht hinausgekommen. Der Herr hätte einen der Bürogehilfen – zu gehobeneren Jobs habe ich es in meinem früheren Leben nicht gebracht – kaum bemerkt; und der Knecht wäre einem der betuchten Herren möglichst aus dem Weg gegangen. Auch zwischen den Spielräumen unserer Narretei, in denen wir als Gleiche uns hätten begegnen können, bestand kaum eine Verbindung. An entgegengesetzten Enden der Gesellschaft wachsend hätte wir uns, wären wir uns dennoch zufällig begegnet, sehr wahrscheinlich verschmäht wenn nicht gar, je nach dem, in welcher Stimmung wir gerade gewesen wären, einander verachtet. Nachdem die allmächtige Herrin Zeit ausgiebige an uns herumgeschliffen, uns zurechtgestutzt und abgewetzt hatte, waren wir offenbar füreinander reif geworden. Die Fruchtbarkeit unserer unverhofften Bekanntschaft erstaunte uns beide. Sollten wir in unseren späten Jahren im Anderen doch noch einen jener Menschen gefunden haben, die wir im vorherigen Leben mitunter stiekum gesucht hatten, ohne ihn zu finden? Vielleicht war es uns Beiden jetzt erst möglich, zu diesem Anderen, dem unbegegneten und ungelebten, mehr als ein entspannt gleichgültiges Verhältnis, nämlich eine wechselseitig erfreuliche Beziehung zu unterhalten. Obwohl oder weil inmitten unheimlich eiliger Zeit die Geschichte unserer merkwürdigen Begegnung nicht nur im Abseits

spielt, sondern auch über unser eigenes kleines flüchtiges Geschick hinaus Vergangenen, ja, längst Vergessenem zugewandt ist, erscheint sie mir für die Zukunft erzählenswert. Gerade diese Geschichte, in der sich Vergangenes, Vergessenes und Vergehendes merkwürdig mischen, könnte der gerade verlaufenden und der bevorstehenden Gegenwart Eindringliches mitzuteilen haben, das, obwohl es die Gegenwärtigen angeht, in der allzeit brennenden Aktualität allzuleicht überhört wird, weil es nicht mit drei oder vier Sätzen auf einen allgemeinverständlichen Punkt zu bringen & abschließend zu beurteilen ist, um endlich im Archiv abgelegt & aus dem Bewußtsein gelöscht werden zu können. Wie auch immer es sich mit unserer Geschichte verhalten mag, irgendwie ergänzten wir uns und wurden für einander wichtige Lebensbegleiter.

Herr Dr. Lüder Müller-Brentano stand auf Süßkram. Nein, es müsse sein, bedrängte er mich, ich dürfe nicht ablehnen, als sein Gast könne ich nicht einfach nur da sitzen und Tee trinken. Er habe extra auf mich gewartet, um sich wiedereinander in Gesellschaft etwas von dem vorzüglichen Gebäck zu gönnen, welches exklusiv in diesem besonderen Cafe angeboten würde. Obwohl Süßkram nicht zu meinen Leidenschaften gehört, willigte ich ein und bald löffelten wir sahnige Schokoladenröllchen. Währendem und danach erzählte Dr. Lüder Müller-Brentano weitschweifig von sich, von seinen Problemen & Absichten und ich hörte ihm, worin ja meine eigentliche Aufgabe und Fähigkeit bestand, ausführlich zu. Während er sprach lag seine linke Hand meist ruhig auf seinem Oberschenkel, seine Rechte untermalte beschwingt seine Rede, oder sie haschte in der Luft nach Gestalten; plötzlich schoß sein Zeigefinger in die unmittelbare Nähe oder deutete vom hochgerissenen Arm seitlich abknickend in die Ferne hinter dem Horizont der Kaffeehaustische, mitunter trommelte er, ein Fazit unterstreichend, mit Mittel- & Zeigefinger drei Mal kurz auf den Tisch. Nach diesem oder jenem seiner unerhörten Urteile fixierten mich Müller-Brentanos Augen, als wolle & könne er erkennen, ob ich ihm widerdenke oder ihn verstünde. Hatte er sich meines Mitdenkens vergewissert, entspannten sich seine Gesichtszüge, sein Blick entglitt wieder in zeitlich räumliche Weiten oder suchte in sich gekehrt nach angemessenen Bildern & Worten, um seine Lagebeurteilung verständlich zu machen. Hatte sich passende Worte gefunden, hoben sich wieder buschigen Augenbrauen und neuerlich begann sein Vortrag. Zwischen seinen unablässig bewegten, wulstigen Lippen spann sich beim Sprechen ein Faden aus Speichel, im Mundwinkel klebte etwas Schokolade; wir achteten dessen nicht. Statt dessen ergriff bezüglich des einen oder anderen seiner Gedanken auch ich das Wort, um behutsam meine verstehende, meine abweichend ergänzende Sicht

der Dinge zu erklären, was ihm die freudige Gelegenheit gab, seine vorherige Beweisführung mit frischen, bisher nicht ins Feld geführten Argumenten zu untermauern. Unterdessen wurde es später Nachmittag. Das Cafe füllte sich mit Rentnerinnen & Rentnern und es wurde unangenehm laut. Wir aber hatten geredet, unsere Teller waren geleert und unsere Getränke getrunken.

„Ich bin von der Restauration hier etwas enttäuscht,“ gestand mir Dr. Lüder Müller-Brentano zum Abschied. „Das Gebäck war wie gewohnt vorzüglich. Aber das Ambiente ist etwas fade, hier verkehren offenbar ausschließlich alte Menschen. Damals, als ich einige Straßen weiter oberhalb meine Kanzlei hatte, war das ganz anders. Nun ja, das läßt sich nun nicht mehr ändern. Das nächste Mal werden wir uns an einem freundlicheren Ort verabreden. Denn sehr wahrscheinlich werden wir uns noch oft unterreden müssen. – Ihr Einverständnis selbstverständlich vorausgesetzt.“ Von da an besuchte ich meinen neuen Auftraggeber beinahe regelmäßig.

Herr Dr. Lüder Müller-Brentano hatte sich ein Projekt vorgenommen: er wollte ein Buch schreiben. Genauer: er mußte ein Buch schreiben. Denn seiner Auffassung nach waren die sein Thema betreffenden Veröffentlichungen einschließlich der allgemein verbreiteten Lehrmeinungen – von den diesbezüglichen Verlautbarungen in Funk & Fernsehen ganz zu schweigen – falsch; zumindest jedoch einseitig und fehlerhaft, also unrichtig. Jedenfalls, und davon war Dr. Lüder Müller-Brentano überzeugt, schossen die einschlägigen fachlichen Publikationen regelmäßig am Kern der Sachlage vorbei. – Wollten die Autoren den Kern überhaupt treffen? Wollten die Erkunder den vertrackten Sachverhalt wahrhaftig aufarbeiten und klarstellen? Müller-Brentano hatte da seine Zweifel. Scharf bohrten sich seine Augen in die meinen. – Oft habe sich ihm der Eindruck aufgedrängt, raunte er mir verschwörerisch zu, als würden „die von der Zunft“ aus weltanschaulichen oder wer weiß was für Gründen die „eigentliche Sachlage“ unberücksichtigt lassen, wenn nicht gar deren „unbestreitbaren Zusammenhänge“ verdrehen, indem sie teils die eigentlichen Entscheidungsträger nachsichtig oder gar entschuldigend behandelten, teils die nominell Hauptverantwortlichen verteufelten. Wie dem auch sei, in keinem ihm bekannten Fall würde von zünftigen Autoren das Zustandekommen des Ereignisses mit Hieb- & stichfesten Gründe ausreichend erklärt. Offenbar seien sich die Zünftigen zu fein, versuchte Müller-Brentano herablassend zu sticheln, um die verfügbaren Akten durchzugehen, um in mühsamer Kleinarbeit das Ereignis fehlerfrei aus den Quellen zu rekonstruieren. Er, Müller-Brentano, könne sich des Eindruck nicht erwehren, als würden die von der Zunft, anstatt die seit langem geforderte

redliche Aufarbeitung des Falles endlich vorzulegen, sich darin gefallen, lieber weltumspannende Theorien zu entwerfen, denen jedoch jede reale Grundlage fehle, weil die Sachlage immer noch ungeklärt sei. „Anstatt die Sachlage solide zu klären,“ ereiferte sich Müller-Brentano, „ist unentwegt die Rede von geschichtlichen Tendenzen oder gesellschaftlichen Strukturen, gar von Nationalcharakteren, manchmal Sonderweg genannt, Erbfeindschaften werden beschworen, mikro- und makroökonomischen Verknüpfungen erklügelt, hach, dem Schicksal, dem Verhängnis gar oder dem Zeitgeist wird die Schuld in die Schuhe geschoben. Aus erfundenen Weltdeutungen heraus erklärt man, rücksichtslos gegenüber der doch auch zeitlich eng eingrenzba- ren Sachlage, ganze Völkerschaften mitsamt ihrer Vorgeschichte für schuldig oder unschuldig. Kohorten von Tätern oder Untätern werden erfunden. Dergleichen hat es nie gegeben! Der Kasus aber wird nicht beachtet. Das geht nicht an! Eine Abstraktion gebiert die nächste und das handgreiflich vor Augen liegende wird übersehen! Es ist doch unabweisbar, daß: wo Menschen, sei's im Guten oder Schlechten, etwas verursachen,“ eindringlich kopfschüttelnd redete mein neuer Auftraggeber auf mich ein: „jedweder zeitgebundenen Handlungsstil zugegeben und abgezogen, vor aller Struktur ein Mensch! am Werke ist. Und menschliche Handlungen sind, soweit rekonstruierbar, rational erklärbar und als richtig oder falsch, daher als angemessen oder unangemessen, als zweckmäßig oder unzweckmäßig, beurteilbar. Alles Gerede von Strukturen aber ist eine gewagte und schwer belegbare Abstraktion vom lebendigen Menschen, dessen Person, also, wie ihnen gewiß geläufig ist, jenes, was durch die Maske seiner Umstände hindurchklingt, also dessen Handlungen, also den Menschen und seine Handlungen zu erkennen, durch überpersönlich weltumspannende Theoriestrukturen erschwert, wenn nicht gar verunmöglicht wird. – Sie verstehen mich? Hingegen ist und bleibt die *Sachlage* die Grundlage jedes Urteils.“ Endlich war er über den Berg, zurückgesunken in seinem roten Sessel rollte seine nun säuselnde Rede gleichmäßig dahin. „Anhand der Akten läßt sich das Geschehen rekonstruieren. Mehr noch, für ein solch ungeheueres Geschehen muß es eine nachvollziehbare, rationale Erklärung geben, die es zu Nutzen & Frommen der Nachlebenden gilt, aus den schriftlichen Quellen herauszulesen, um die Gründe des Zustandekommens der Katastrophe zu rekonstruieren. Man muß sie nur ernsthaft suchen, diese rationale Erklärung.“ – Da offenbar jene von der Zunft der Historiker die ernsthafte & redliche Quellenarbeit, aus welchen Gründen auch immer, nicht geleistet haben oder leisten werden, bliebe ihm, dem Juristen Dr. Lüder Müller-Brentano, nichts anderes übrig, als sich selber ans Forschen zu begeben, um ein definitives Urteil fällen und der Öffentlichkeit vorlegen zu können. „Ad fontes!“ habe er zu seinem Wahlspruch ge-

macht. Mit juristischer Akribie habe er die Akten dieses Falles weitestgehend durchgesehen, streng methodisch sei er die Quellenveröffentlichung – zwischen denen teils frappierende Unterschiede bestünden – durchgegangen und habe auch, um festen Boden unter die Füße zu bekommen, vergleichsweise einige der betreffenden Bestände in Archiven, so in Potsdam, Koblenz, Berlin, gesichtet. (Innerlich atmete ich auf, hatte ich doch während seiner Projektbeschreibung öfters gefürchtet, mit langwierigen archivarisches Recherchen beauftragt zu werden.) Die gesamte Sekundärliteratur, über jene verhängnisvollen fünf Wochen seien seither Bibliotheken vollgeschrieben worden, zu sichten sei unmöglich und auch unnötig. Es gäbe nur etwa eine Handvoll grundsätzlich voneinander verschiedener Erklärungen, die zu rezipieren seien und deren keine, wie gesagt, dem Geschehen gerecht werde. Um ein definitives Urteil über das Geschehnis fällen zu können, müsse, streng auf diesen besonderen Fall beschränkt, gestützt auf gesicherter Daten, die Sachlage einmal von Grund auf, widerspruchsfrei, also rational einwandfrei nachvollziehbar in einem Buch dargestellt werden. Dies überfällig Buch zu schreiben war Dr. Lüder Müller-Brentanos Projekt.

Meine Aufgabe war es nicht, Dr. Lüder Müller-Brentano beim Schreiben zu helfen, sondern beim Denken. Dabei aber ließ er sich nicht helfen, sondern dachte gewohnheitsmäßig auf eigene Hand. Jedoch fehlte ihm ein Ohr; mehr noch, ein verständiges Ohr, um da hinein sagen zu können, was er dachte. Dank des Widerhalls im verständigen Ohr eines anderen Menschen hoffte er, mehr Klarheit über seine eigenen Gedanken zu gewinnen, gewiß auch Ermutigung beim Weiterdenken zu finden. Jedoch in seinem Freundeskreis oder seiner Familie fand sich keiner, der sich mit Geschichte über das allgemein üblich geringe Maß hinaus befaßte oder gar bereit und in der Lage war, sich längere Ausführungen über Einzelheiten im Verlauf der Julikrise des Jahres 1914 anzuhören. Von dem verzwickten Gerangel der europäischen Diplomaten in jenem Sommer hatte auch ich keine Ahnung. Bloß vom Hörensagen hatte ich eine grobe Kunde von der kurzen Vorgeschichte des Furchtbaren. Denn von Hause aus bin ich Heimatkundler. Meine historischen Forschungsgegenstände liegen tief Unterhalb der Ebene internationaler Verwicklungen, meine Bereiche liegen fern ab von Reichsleitung, Staatsführung, Kanzleramt, Ministerialbeamten, Hochadel oder Hochfinanz und all den weltbewegenden Entscheidungsträgern auf ihren hochwichtigen Posten mit biographiefähigem Personal. Waldungen, Straßen, Dörfer, Landnutzung & Siedlungsgeschehen, merkwürdige Gestalten aus der Gegend, die Entwicklung einer Volksschule, die Entstehung einer freiwilligen Feuerwehr, allenfalls ein Kirchspiel im Zeitalter der Reformation oder eine Bürgermeisterei als Opfer der Industrialisierung, ausnahmsweise eine Stadtverwaltung

zur Franzosenzeit, dergleichen erkundete und beschrieb ich. Was ich mir nicht erlesen hatte, konnte ich mir erwandern. So wollte ich auch in diesem Fall vorgehen. Besondere Kenntnisse des Geschehen im Sommer 14 war für meine Beteiligung an Dr. Lüder Müller-Brentanos Projekt unnötig. Denn eine besondere Ahnung von Vergangenen ließ sich, diese Erfahrung hatte ich oft gemacht, mit einem auf etwas Lektüre gestützten Überblick befriedigend vortäuschen. Denn einerseits läßt sich in Gestalt verschiedener Faktenbündel, hat man ein oder zweimal tieferen Einblick in ein bestimmtes Geschehen genommen, die andauernde Wiederholung einander immer wieder gleichender Kräftekonstellationen leicht wiedererkennen, andererseits wissen die meisten Menschen eigentlich nichts, weshalb sie erstaunt sind, wenn sie hören, daß es etwas gibt, von dem sie bisher nicht wußten. Sie sind also spielen leicht zu beeindrucken. Besonderer Aufwand ist unnötig, denn die Allermeisten fühlen sich bereits vorzüglich verstanden, sogar belehrt und gefördert, wenn man ihnen ein Ohr leiht und sie ungehindert reden läßt. Zur Masse der Ahnungslosen gehörte mein Auftraggeber jedoch nicht, er hatte sich umfang-reiches Detailwissen angeeignet; gewiß würde er auch weiterhin freigiebig davon mitteilen, so daß ich von ihm lernen und mit etwas Geschick und etwas Hintergrundlektüre auf seine Vorgaben fruchtbar würde eingehen können. Meine heimatkundlichen Einblicke würden mir nützlich sein, um seine Darstellung seiner Sache sinnvoll zu hinterfrage oder zu bestätigen und durch das eine oder andere frisch erlesene Detail zu ergänzen und somit seine Gedankenarbeit zu fördern. Ob es sich nun um diese oder jene Geschichte handelt, um die von Dorf oder Hauptstatt, von Heimat oder Welt, vom Gezänk der Bauern oder Ministerialbeamten, vorn Drückebergern oder Leistungsträgern, immer wieder begegnet einem in seinen wechselnden Verkleidungen der gleiche Mensch, über den sich nicht besonders viel Neues sagen läßt. Welche seiner Geschichten man nun besser oder schlechter kennt, ist unerheblich, sowohl diese wie jene verläuft nach ähnlichem Muster, und kennt man, was ratsam ist, die eine, versteht man auch die andere. Zweifellos war ich durch meine Heimatkunde genügend gerüstet, um auch ohne besondere Kenntnisse des Geschehens in jenem Sommer 14 sachlich anregende Gespräche über die Julikrise zu führen. – Außerdem brauchte Herr Dr. Lüder Müller-Brentano mehr denn fachlich kompetente Beratung ein Ohr; damit konnte ich dienen.

Eigentlich war ich nicht ganz der Mann, den Herr Dr. Lüder Müller-Brentano, als er sich bei dem befreundeten Steuerberater nach einem Historiker erkundigt hatte, sich gewünscht haben mochte. Gewiß hätte er lieber jemanden gefunden, der elegant die Widrigkeiten des Berufslebens meistert, fachkundig eingebunden in den zünftigen Betrieb seinen Gegenstand souve-

rän handhabt, die Gesellschaft einer oder mehrerer ansehnlicher Frauen mit sich bringt, dank einem glanzvollen Titel den Bekanntheitsgrad einer bedeutsamen Persönlichkeit hat. „Heiße Doktor, heiße Professor gar ...“, hieß es in einer der frühen Fassungen. Aber Gelehrte mit ordentlichem Titel samt Anstellung sind auf dem Markt der Eitelkeiten für kleines Geld als Berater für private Schreibereien nicht zu haben. Herr Dr. Lüder Müller-Brentano mußte mit mir vorliebnehmen : mit einer der zahlreichen, im Umfeld geistiger Gewerbe verkrachten Existenzen. Aber ein Gesprächspartner ist besser als keiner. Und unsere Zusammenkünfte sollten für uns beide eine Bereicherung bedeuten. Irgendwie ergänzten wir uns. Schon bei unserer ersten Begegnung im Cafe entwickelte der Jurist im Ruhestand Interesse an mir, denn meine Lebensform war ihm ein Rätsel; ein sympathisches Rätsel. Mir die seine übrigens auch, ein Rätsel und eine Überraschung, deshalb versuche ich, da es von mir wenig zu berichten gibt, schriftlich festzuhalten, wie ich diesen Menschen erlebt habe, bevor auch diese Erinnerung verfliegt.

Vor dem Eingang einer dieser exquisiten Pizzerien in der Innenstadt erwartete ich Herrn Dr. Lüder Müller-Brentano zu unserer zweiten Begegnung. Da radelte er heran: Schick sah er aus an jenem sonnig milden Aprilmittag: den schwarzen Schlapphut verwegen in der Stirn, im lockeren Sakko mit hellen Segeltuchhosen erinnerte er seinem Alter zum Trotz an einen betuchten Herumtreiber aus dem studentischen Milieu. Nur seine ungewöhnlich voluminösen, bootartig ausgetretenen, schmuddeligem Schuhe störten den Eindruck gediegener Leichtigkeit. Zur Begrüßung gab es den festen Druck seiner großen Hand. Er kettete sein Fahrrad an ein Halteverbotsschild, nahm die Aktentasche vom Gepäckträger und klemmte sie sich unter den Arm. Beschwingt, leicht vorgebeugt, schlurfenden Schritts mit schlenkernden Armen – an Groucho Marx erinnernd – ging er voran in das Restaurant. Da ihm ein Kellner dienstbeflissen entgegenkam, uns an einen Eck Tisch am Fenster eskortierte & flink in Leder gebundene Speisekarten vorlegte, glaubte Herr Dr. Müller-Brentano, er wäre wiedererkannt worden, weshalb er sich geehrt und behaglich fühlte. Am Tisch begann er mit betont geläufiger Konversation: „Die Speisen sollen hier hervorragend sein. --- Das hier war immer eine empfehlenswerte Adresse. --- Wählen sie ungeniert, sie sind eingeladen. --- Wie ist es ihnen in der Zwischenzeit ergangen? --- Was machen die Geschäfte? --- Und die Frauen?“ In seine gefurchte Stirn hinein wölbten sich die Brauen und seine dicken Lippen schürten sich zu einem Schmunzeln mit zuckenden Winkeln. Der mit gezücktem Stift & Block am Tisch stehende Kellner entthob mich der Antwort auf peinliche Fragen; der Einladende war mein einziges Geschäft und die bescheidenen Leidenschaften, die ich mir leisten konnte,

waren nicht der Rede wert. Nachdem wir bestellt hatten: Sprudelwasser, Tomatensuppe, Spaghetti olivo beziehungsweise carbonara, der obligate Espresso und das Eis zum Nachtisch sollte je nach Bedarf erst nach beendetem Hauptgang bestellt werden, begannen Herr Dr. Müller-Brentano sachlich zu werden: „Sie werden sich unterdessen sicher gefragt haben, warum ich mich mit so etwas Abgelegenem wie der Julikrise beschäftige?“ Mit meiner Aufmerksamkeit lieh ich ihm mein Ohr und gestand ihm meine Verwunderung darüber ein, daß er sich vorgenommen habe, ein so lange zurückliegendes, seit Jahrzehnten immer wieder beschriebenes Thema noch einmal von Grund auf wiederzuschreiben. Statt dessen könne er ja auch der Muße pflegen: Zeit & Geld auf Reisen oder für andere Abenteuer verwenden; auf dem Sofa oder am Strand könne er bequem bereits fix & fertig geschriebene Bücher lesen, anstatt jahrelang an einem neuen zu schreiben. Er sei ja ein freier Mann!, der sich keiner beschwerlichen Arbeit unterwerfen müsse. „Gewiß!“ lachte Müller-Brentano offenherzig, sein Zeigefinger stieß auf mich zu: „Da haben sie vollkommen recht. Besser läßt es sich gar nicht sagen. Aber unbestreitbar gibt es auch andere, weitreichendere Bedürfnisse, deren Befriedigung zu versäumen sträflich wäre.“ Die Suppe kam und gemeinsam löffelten wir sie weg. Kaum war der erste Appetit gestillt, da fuhr Dr. Müller-Brentano mit der Auseinandersetzung seiner wohl oft durchdachten Gründe fort:

„Nun, genau genommen geht es mir um den Ersten Weltkrieg: die Urkatastrophe unseres 20. Jahrhunderts. Um eine Erklärung für das Zustandekommen dieses ach so verhängnisvollen ersten Weltkrieges zu finden, von einem bloßen ‚Ausbruch‘ kann ja keine Rede sein, befasse ich mich mit der Julikrise. Sie ist das Rätsel unseres Jahrhunderts! Ein Rätsel, das immer noch dringend der Auflösung bedarf. Es gilt immer noch zu verstehen, wieso es zu dieser Katastrophe kommen konnte, um aus unserem Verständnis des Vergangenen vielleicht heilsame Schlüsse für den Verlauf des jüngst begonnenen neuen Jahrhunderts ziehen zu können. Denn als damals, am 28. Juni, der Thronfolger Franz Ferdinand mit Gattin auf offener Straße erschossen worden war, war es keinesfalls zwangsläufig, daß die Schüsse von Sarajewo zu einem Weltbrand ungekannten Ausmaßes führen würden. Es mußte nicht so kommen! Meine Leitfrage nun ist: wieso kam es zu diesem Weltbrand? Mit dem Verhalten des Auslands mögen sich diesbezüglich andere befassen. Meine Frage ist: Wieso haben es die verantwortlichen deutschen Stellen wider alle Vernunft und besseres Wissen zum Krieg kommen lassen? Wer verschuldete also warum die Urkatastrophe unserer Zeit? – Mein Vater, müssen sie wissen, den ich nicht genügend kennenlernen konnte, war in jenem unseligen Krieg Offizier gewesen. – Tja, da staunen sie, ich seh’s ihnen

an: tatsächlich bin ich der Sohn eines jener sagenhaften jungen Front-offizieren von 1914.“ Müller-Brentano lachte trocken als räusperte er sich, „mittlerweile beginnen auch wir Söhne auszusterben. Nunja, mein Vater war anfangs begeistert wie zahllose junge Männer seines Jahrgang. Natürlich war er während der vier Jahre nicht andauernd an der Front, das hätte er wohl kaum überlebt, aber den ganzen Krieg hindurch war er Soldat. Heimgekehrt studierte er zu Ende und schlug eine Laufbahn am Bremer Oberlandesgericht ein, machte also, würde man heute sagen: Karriere. Aber solch ein Werdegang war in unserer Familie bloß gewöhnlich, eigentlich unterdurchschnittlich. Wie es sich gehörte und damals nahezu unvermeidlich war, gründete mein Vater bald nach gefestigter beruflicher Position ein Familie und zeugte mit mir 1927 das erste seiner fünf Kinder; vier Brüder und eine Schwester, Ruhnild, wurden wir insgesamt. – Wie ihnen gewiß bewußt ist, konnte damals nicht jedermann Offizier werden oder Student oder Richter oder den Posten irgendeines höheren Beamten bekleiden wie heute. Nur eine kleine Schicht hatte solche Möglichkeiten. Meine Familie, väterlicher- sowie mütterlicherseits, gehörte zu dieser kleinen Schicht, wir gehörten zu *den* Bremer Familien, daß heißt zu den seit alters Ratsfähigen Sippen. Wir waren *kommentfähig*.“

Mit erhobenem, seitlich geneigtem Haupt hielt Dr. Lüder Müller-Brentano inne und schaute mich an, die Wirkung seiner Worte mit flackernden Augen in meinem Gesicht abtastend. Da er seit einige Zeit nicht mehr an seiner Suppe gelöffelt hatte und meine längst aufgegessen war, wurden unsere Teller von flinken Händen abgeräumt und Spaghetti aufgetischt, mit deren Aufrollen und Einschlürfen wir uns eine Weile in stiller Achtsamkeit befaßten. Herr Dr. Lüder Müller-Brentano hatte kaum ein Drittel seiner Nudeln vertilgt, da tupfte er sich mit der Serviette die Lippen und begann, während ich interessiert weiteraß, seinen Vortrag fortzusetzen: „Mir scheint, ich muß ihnen erklären, was es bedeutet, zu den Kommentfähigen zu gehören. - - Im Unterschied zum Volk, das bloß an Gesetze gebunden ist, sich ansonsten aber verhalten mag, wie ihm beliebt, sind die Angehörigen bestimmter Schichten an zusätzliche Regeln gebunden, an den Komment, wie er durch Sitte und Brauch und Herkommen überliefert und über Recht und Gesetz hinaus für das Verhalten *höherer* Stände maßgeblich ist. Beim Komment handelt es sich um *Ehrenregeln*, die nicht in positivem Recht kodifiziert und folglich vor einem *ordentlichen* Gericht *nicht* einklagbar sind, die aber nichts desto trotz in der Gesellschaft zwingend gelten und auf deren Übertretung es im Zweifelsfall mit der Waffe in der Hand, selbstverständlich gemäß fester Regeln, eine unbedingter Antwort zu geben gilt. Die Kommentfähigen haben also eine Ehre, die zu verlieren eine Schande ist, und die zu schützen sie im

Zweifelsfälle selbst in die Hand zu nehmen aufgerufen sind. Sie können folglich im Falle einer Beleidigung Genugtuung geben und Genugtuung fordern. Zumindest war das so; heute haben alle diese besseren Leute eine Rechtsschutzversicherung. Die Fähigkeit, sich selbst aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit und auf eigene Kosten zu verteidigen, ist verlorengegangen; und überdies gesellschaftlich unerwünscht. Auch am Beginn unseres gerade vergehenden 20. Jahrhunderts war diese Fähigkeit nicht die Regel, sondern die Ausnahme. – Ursprünglich gehörte zu dem erlesenen Personenkreis mit besonderer Ehre ausschließlich der Adelige, der Altfreie. Zweifellos! ist es ein Zeichen von Adel, sei es des Besitzes, der Abstammung oder des Gemüts oder des Wissens, auf seine eigene Ehre selbstherrlich zu bestehen und nötigenfalls mit Blut für sie einzustehen. Später, im Verlauf des 18. Jahrhundert übernahmen vermehrt auch reiche Bürger dem Adel vergleichbare Sitten, Studenten begannen in ihren Mußestunden adeligen Komment zu exerzieren, sie spielten Ritter, gewiß auch um ihren Bräuten zu imponieren. Es kam so weit, daß im 19. Jahrhundert neben dem Adel allgemein das begüterte Bürgertum, Offiziere selbstverständlich, höhere Beamte auch und, am unteren Rand dieser Schicht, Akademiker zur Gruppe der Kommentfähigen gehörten. Auch Sie, mein lieber Herr Doktor Heimatkundler, ob Sie sich dessen bewußt sind oder nicht, gehören zu den Kommentfähigen. Im Fall der Fälle hätten sie sich schlagen müssen. Meine Mutter aber, ebenso wie einige andere Damen der besseren Bremer Gesellschaft, hätte seinerzeit an ihnen gefallen gefunden, dessen bin ich gewiß, wenn ich Sie mir zwei Jahrzehnte jünger vorstelle, damals wären sie ins Auge gefaßt worden als einer der wenigen denkbaren Kandidaten für Hand & Bett der Tochter. Ja, das Bürgertum vermag unwiderstehliche Avancen zu machen.“ Silenenhaft verzog er sein faltiges Gesicht, strich sich über Mund & Kinn und klapperte mit seinem Gebiß. – Gewiß, auch ich gehörte dazu. Deshalb trieben wir beide, wenn auch an unterschiedlichen Enden, Geschichte, trieben uns im Vergangenen & Vergessenen herum und suchten in einer Welt von gestern nach etwas Verlorenem, von dem wir nicht genau zu sagen wußten, was es sei. Aber was man nicht weiß, hatte mir einer meiner Hochschullehrer eingeschärft, muß man sich erklären. Also macht jeder von uns seine Aufzeichnungen von den Erklärungen, die ihm zufliegen, die er findet oder hört oder liest. Herr Dr. Lüder Müller-Brentano, nun hatte er beinahe die Hälfte seiner Spaghetti aufgeschlürft, fuhr wie selbstvergessen mit seinem Vortrag fort, als dürfe er seit Langem endlich wiedereinander nach Herzenslust reden.

„Im Verein mit allem anderen demokratisierte sich im Verlauf des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts auch der Komment; woraus jedoch nicht folgte, daß vergleichbar strenge Regeln nun auch im Alltag des Volkes zu gel-

ten begannen. Im Gegenteil, der eigentliche Kommentar verlor im Verhalten von Personen zueinander zunehmend an Bedeutung, ja, kultivierte Regeln schwanden zunehmend im öffentlichen Leben. Aber die Regeln des Kommentars wurden in Gestalt eingängiger Phrasen von der veröffentlichten Meinung aufgegriffen, unablässig wiederholt drangen kommentartige Floskeln als Maßstäbe in die allgemeine Meinung ein; selbstverständlich als Maßstäbe, an denen vornehmlich andere gemessen werden, und die, eben weil ihre Regeln streng sind, man auf einen selbst, auf die eigenen, allzeit kleinen und unbedeutenden Verhältnisse anzuwenden ablehnt. Statt dessen wurde die publizistische Abstraktion des Kommentars auf das Verhältnis der Staaten zueinander übertragen, die sich über ihre juristische Konstruktion hinaus für die mythische Personifizierung einer Nation ausgaben, sich also die Rolle von handelnden Personen, die auf Grund ihrer Persönlichkeit kommentfähig sind, anmaßten. Mit Erfolg. Das wurde geglaubt! Mehr noch: Eine unüberschaubare Vielzahl der einzelnen Angehörigen der Völker verlagerten kurioser Weise ihr persönliches Ehrgefühl in den Staat, den sie für die leibhaftige Nation hielten: einen übergroßen Menschen: den Leviathan. Von diesem Übermenschen erwarteten sie die Verwirklichung ihres persönlichen Heils; somit waren die normalen Menschen nicht mehr kommentfähig, sondern nur noch ihr Überich, der nationale Staat. Und in demokratischer Allgemeingültigkeit wurde der Kommentar maßgeblich für das Verhältnis der personifizierten Nationen zueinander, sie allein waren als Gleiche unter Gleichen übriggeblieben, deren Beziehungen als *Ehrensache* aufgefaßt, deren Verhalten bis ins Kleinste hinein von Jedermann beobachtet, öffentlich beredet und gemäß strenger Regeln beurteilt wurde. Auf einmal konnte der Staat, ein Gebilde, das noch zu Friedrichs Zeiten durch Kritik nicht zu erschüttern war, wie ein Leutnant auf Urlaub wegen einer Bagatelle sein Gesicht verlieren. Wiewohl es zweifelhaft ist, ob eine juristische Person ein Gesicht hat, wurde ihr von der veröffentlichten Meinung eins verpaßt, dessen angenehmer Verlust als ruinöser erscheinen konnte denn ein verlorener Krieg, der ja, so man nur seinen *Mann* gestanden und redlich gekämpft hatte, die Ehre vollkommen ungekränkt ließ. Ohnehin war es so weit gekommen, daß schließlich nur noch Staaten die Machtvollkommenheit besaßen, sich eine eigene Ehre zu leisten, weil nur noch sie souverän genug waren, um sie zu behaupten, also im äußersten Fall gewalttätig für sie eintreten zu können. Während die vielen einzelnen Menschen möglichst vollständig ihrer Gewaltmittel entblößt als Staatsbürger dem Gesetz unterworfen wurden, unterlag am Beginn unseres Jahrhunderts das Verhältnis zwischen den Staaten nicht gesetzlichen Regeln. Gewissermaßen bestand zwischen ihnen ein freies Spiel der Kräfte, also Anarchie. Wie einst

der freie Adel anerkannten die Staaten keine ihnen übergeordnete Macht, die ihrer Souveränität hätte Gesetze vorschreiben oder im Streitfall zwischen ihnen hätte richten können. Hätte die Verurteilung eines souveränen Staates in eine Form von Bestrafung umgesetzt werden müssen, wäre es notwendig gewesen, seinen Willen mit kriegerischen Mitteln zu beugen, um ihn dem Urteil zu unterwerfen. Verhaften und abführen genügt nicht. Von einer Handvoll Justizvollzugsbeamte läßt sich nicht einmal Belgien beeindruckt lassen. Scherz beiseite. Am Beginn des 20. Jahrhunderts standen sich die großen Staaten als die letzten verbliebenen unabhängigen, selbstbestimmten Größen wie Dinosaurier gegenüber. Darin bestand ihre Ehre. Ausschließlich der Komment, wie er sich im Umgang zwischen zivilisierten Nationen eingebürgert hatte, konnte durch die freiwillige Befolgung allseits anerkannter diplomatischer Gepflogenheiten, durch wechselseitige Achtung, Höflichkeit und Anstand, zwischen den ehr- und eifersüchtigen Mächten ein allzeit schwankendes Gleichgewicht der Kräfte erhalten und den Ausbruch offener Gewalt verhindern. Gelingt der Ausgleich der Gegensätze nicht, so verlangt seit alters her der Komment eine Entscheidung durch das Schwert. In Stellvertretung der Abermillionen ihrer Angehörigen mußten die Staaten im Falle einer Beleidigung Genugtuung geben oder Genugtuung fordern. Genugtuung wird gegeben, so verlangt es der Komment, durch eine formelle, öffentliche Entschuldigung, möglichst mit Widergutmachung. Wird solches verweigert oder als unzureichend abgelehnt, verschafft man sich Genugtuung in einem Duell; und das Duell zwischen den Staaten nennt man, im Einvernehmen mit dem Komment der Abermillionen, Krieg. Für die damals politisch führende Schicht der Kommentfähigen war der Krieg nicht viel mehr als ein Duell auf höherer Ebene. Das Entscheidende dabei war die Ehrenrettung, der Sieg war zweitrangig.“

Selbstverständlich wollte Dr. Lüder Müller-Brentano einen Nachtisch: Vanilleeis mit heißer Schokolade. Wenn es nach ihm ginge, bemerkte er, würde er am liebsten jedes Mahl gleich mit dem Nachtisch beginnen, aber der Form halber würde er vorher immer ein Menü bestellen. Er bekam auch den Espresso serviert und ich einen Tee.

„Wann jemand beleidigt ist, möchten Sie wissen? – Der Komment ist, wie ich bereits sagte, alles andere als positives Recht. Im Rahmen des Kommentts ist eine Beleidigung weder gerichtsfest definiert noch zivilrechtlich einklagbar, sondern setzt beiderseits eine persönliche *Haltung* voraus. Die Gemeinschaft der Kommentfähigen bildet eine *intakte Kultur*. Was eine Ehrensache ist, versteht sich für die Dazugehörigen also von selbst, jedermann weiß, wodurch seine oder eines anderen Ehre verletzt und welche Reaktion unabdingbar ist.

Selbstverständlich gibt es Grauzonen, innerhalb derer die Wertung in die Autonomie der Person gelegt ist. Eine natürliche oder juristische Person ist letztlich und endlich genau dann beleidigt, wenn sie sich beleidigt fühlt. – Selbstverständlich, Sie haben vollkommen recht, gemäß solcher Maximen zu handeln ist sehr riskant. – Ja, ganz genau, es ist heute schwer vorstellbar, in einem Geflecht aus dermaßen risikoreichen Beziehungen zu leben, jederzeit kann sich jeder beleidigt fühlen, dementsprechend wäre er ermächtigt oder berufen, die Beleidigung mit eigener Hand zu ahnden. Man stelle sich bloß vor, im Straßenverkehr gelte der Kommentar! Um sich nicht wegen Lappalien schlagen zu müssen, versuchte man damals so gut wie möglich darauf zu achten, daß nichts vorkommt, was Anstoß erregt. Von Kindesbeinen an legte man Wert auf angemessene, also Risiko mindernde Haltung. Nehmen sie uns. Wir waren damals eine alt eingesessene Familie, und folglich sittenstreng, ganz außergewöhnlich sittenstreng waren wir. Vorrang bedeutet Verpflichtung, das hatte man uns eingeschärft. Den Hauch einer Vorstellung von der reinlichen Strenge in einer hanseatischen Offiziers- und Juristenfamilie veranschaulicht Ihnen vielleicht eine kleine Anekdote aus meiner Schulzeit. Ich war etwa 15 Jahre alt, als mein Vater anlässlich eines Familienfestes mein heimliches Interesse bemerkte. Er nahm mich beiseite und redete mir ins Gewissen, dergleichen solle ich mir gänzlich aus dem Kopf schlagen. Erst wenn ich Student sei, könnten wir einmal daran denken, ein Mädchen zum Tee einzuladen. – Ich schweife ab, in Erinnerungen, vermutlich werde ich mich noch manches Mal in Erinnerungen verirren oder auf meinen Vater zurückkommen. Aber *uns* beiden geht es nicht um persönliches. Wie kam ich auf mein Thema? – Wer daran Schuld ist? Das war meine Leitfrage, genau. Zunächst glaubte auch ich, wie beinahe jeder unserer ahnungslosen Zeitgenossen, die Gründe für das Zustandekommen der Weltkatastrophe seien geklärt. Beiläufig ließ ich seinerzeit im Flugzeug nach New York ein Buch über die Vorgeschichte unseres Weltkrieges. Eigentlich wollte ich mir damit bloß die Zeit vertreiben, aber lesend wurde ich stutzig, die vorgelegten Erklärungen befriedigten mich nicht. Im Gegenteil, sie weckten mein Interesse an diesem Streitfall. Also suchte ich weiter nach Gründen, also ließ ich weiter. Aber auch das nächste und übernächste und das soundsovielte Buch konnte mir nicht ausreichend erklären, warum es zu diesem vollkommen unnötigen und widersinnigen Krieg gekommen war.“

Dr. Lüder Müller-Brentanos Augen blitzten überlegen, seine buschigen Brauen zuckten, die Wülste seiner Lippen spielten umeinander. Er wußte es, er alleine wußte die genauen Gründe für die Katastrophe, er wollte sie weitersagen, sie besprechen, im Gespräch sein Wissen spiegeln, es darin erpro-

ben, abrunden, festigen, bevor er den himmelschreienden Skandal öffentlich machen würde.

„Also fühlte ich mich aufgerufen, selber ein Buch zu schreiben, um mir und meinen Mitmenschen die Gründe der Katastrophe zu erklären. Seither, seit jenem Flug nach New York, also seit bald einem Dutzend Jahren lese ich nun schon zu diesem Thema und muß ihnen sagen, die meisten Thesen die darüber in Umlauf sind, sind barer Unsinn. Es gibt tatsächlich immer noch Leute, die Glauben der Krieg wäre auf dem Balkan *lokalisierbar* gewesen und hätte sich nur wegen eines unglücklichen *Zufalls* über den Kontinent ausgebreitet. Haarsträubend! Andere behaupten, die Geheimdiplomatie der Vorkriegsjahre hätte die wahren Zusammenhänge sowie die Brisanz der Lage verschleiert und deshalb vereitelt, daß die deutschen Stellen angemessen handelten. Dabei war doch der russisch-französische *Bündnisvertrag* Wort für Wort an die deutschen Stellen durchgesickert, um uns einzuschüchtern. *Unsinn* ist es auch vom deutschen Griff nach der Weltmacht zu sprechen, barer Unsinn, das Kaiserreich wird im Rückblick mit dem Dritten Reich verwechselt, Weltgeltung mit Weltherrschaft verwechselt, andauernd wird alles verwechselt. Überhaupt scheinen viele Ihrer Kollegen von der Zunft klarer juristischer Begriffe zu ermangeln. Es kann auch keine Rede davon sein, das Deutschland den Weltkrieg *riskierte*, um eine *Weltmacht* zu werden; letzteres war es schon längst. Und um Weltmacht zu bleiben, war der Krieg vollkommen unnötig. Dann ist da das Gerede von der Risikopolitik, gar von einem *kalkulierten* Risiko, das Deutschland eingegangen sei, um was zu erreichen? Um sein Position innerhalb der europäischen Mächte ein wenig zu optimieren? Das ist Blödsinn, Deutschland hatte in einem Krieg nichts zu gewinnen. Und sollte die Reichsleitung tatsächlich ein Risiko bewußt eingegangen sein, so war es alles andere als kalkuliert. Von Kalkulation kann auf deutscher Seite überhaupt keine Rede sein. Ich weise nach, daß die deutschen Stellen sich völlig darüber im Klaren waren, militärisch einem Zweifrontenkrieg nicht gewachsen zu sein. Warum haben sie sich dennoch darauf eingelassen?! Gewiß, gewiß, man war in Ost und West militärisch überraschend erfolgreich, aber auch ohne die Verletzung der belgischen Neutralität kann Niemand dermaßen einfältig sein zu glauben, Britannien! würde neutral bleiben und tatenlos zuschauen, wie Deutschland Frankreich und Rußland besiegt, um unangefochten die Erste Macht auf dem Kontinent zu werden.“ Er klopfte & klopfte mit Zeige- & Mittelfinger auf den Tisch, unterlegte dann wieder mit großer bewegter Hand oder spitzem Finger seinen Redefluß: „Allerdings! Der *Blankoscheck* war eine verhängnisvolle Vorentscheidung. Aber die Ministerialbürokratie war jahrelang gewohnt, den Vorgaben des Kaisers

nicht zu folgen. Warum folgen sie ausgerechnet in diesem Fall einer seiner sentimentalischen Gemütsregungen? Da muß doch einer Murks gebaut haben! – Über das alles werden wir uns unterreden müssen, ausführlich werden wir darüber reden müssen. Sind sie bereit dazu. – Gut. Dann werde ich mich in dieser Sache auf Sie verlassen.“ – Heiter & zuversichtlich, ja freundlich blitzten mich Müller-Brentanos graublaue Augen an. Nun waren wir Verbündete. „Es ist unglaublich,“ fuhr er fort, was über diesen Fall alles behauptet wird! Da werden weitschweifige Thesen zu den Gründen der Katastrophe entworfen und in Umlauf gebracht, dabei ist noch nicht einmal geklärt, was eigentlich geschehen ist.“ Die notwendig Grundlagenforschung zur Klärung dieses Welträtsels sollte sein Buch liefern.

Meine heimatkundlichen Erkenntnisse, insoweit sie niedergeschrieben worden waren und obendrein einen Drucker gefunden hatten, erreichten bloß ein erlesenes Publikum, wenn sie nicht in abgelegenen Gemeindebüchereien verstaubten oder in Schubladen verkümmerten. Ganz anders sollte es Dr. Lüder Müller-Brentanos Werk über die Julikrise von 1914 ergehen. Das Buch sollte über die Fachleute hinaus eine breite, allgemein gebildete und interessierte Leserschaft ansprechen, somit auf die öffentliche Diskussion in diesem unserem Lande einwirken und endlich die Ereignisse jenes Sommers abschließend klären. Die Fachwelt aber sollte aufgerüttelt, ja wegen ihrer bornierten Haltung möglichst in ihren Grundfesten erschüttert werden. Aus seiner Aktentasche, die bisher unberührt auf dem Stuhl neben ihm gelegen hatte, zog Herr Müller-Brentano das Manuskript seines Buches hervor, schob mir lächelnd die beiden gewichtigen Bände über den Tisch zu und bat mich, bis zu unserer nächsten Begegnung seinen ersten Entwurf zu lesen und zu kommentieren. „Damit Sie wissen, um was es mir geht und mit wem Sie es zu tun haben,“ schmunzelte er silenenhaft. Das Manuskript bestand aus zwei in Karton blau eingebunden Bänden, einen Erzählenden und einen Quellenband, jeder umfaßte deutlich mehr als 200 Seiten DIN A 4 Maschinenschrift. Mein neuer Auftrag erwies sich wirklich als ein ordentliches Stück Arbeit. Die erste getippte Arbeitsfassung von Dr. Lüder Müller-Brentanos Julikrise war eine Art Ideensammlung, eine lockere Zusammenstellung von Textpassagen. Die dereinstige Gestalt war noch unklar: sollte chronologisch erzählt oder thematisch berichtet werden? mußte zusätzlich zu den Krisenwochen vorweg die Vorgeschichte gebracht werden? waren die Balkankriege erwähnenswert? sollten Behörden oder Personen im Vordergrund stehen? von Strukturen gab es nichts zu berichten, da über sie in den Archiven keine Bestände zu finden sind. War dem eigentlichen Buch ein Quellenteil beizufügen oder nicht? Solche Fragen zu bedenken gab mir mein neuer Auftraggeber mit auf den Weg. Neuerdings hatte ich also zu tun, wofür

ich regelmäßig eine kleine Vergütung zugewiesen bekam. Meine Existenznot konnte ich vergessen, aber meinen Auftraggeber quälte die seine. Er hatte noch andere, über den Juli 1914 hinausgehende Probleme. Er war krank, sehr krank. Seine Krankheit war fortschreitend, Besserung oder gar Heilung war nicht zu erwarten. Noch vor wenigen Wochen war er Auto gefahren, nun wagte er sich nur noch auf das Fahrrad, jedoch nicht ohne hie und da anzuecken und einen Kratzer im Lack parkender Autos zu hinterlassen; da Autobesitzer gewöhnlich in dieser Hinsicht sehr kleinlich sind, hatte er eine zusätzliche Haftpflichtversicherung abgeschlossen. Aber er war noch gut zu Fuß, jedenfalls wenn er vorschriftsmäßig medikamentiert war. Zu festgesetzten Stunden mußte er unbedingt mehrmals täglich eine dicke braune Tablette schlucken, auch eine kleine rosa und verschiedene weiße Pillen. Verzögerte sich die Einnahme um mehr als eine viertel Stunde, verlor Dr. Lüder Müller-Brentano die Kontrolle über seine Muskeln, ein Zittern, beginnend in Händen und Armen, dann auch die Beine und den Oberkörper erfassend, schüttelte ihn und legte ihn lahm. Dann war der Tag für ihn verloren, zwar schlug verspätete Medikamentierung den Überfall der Krankheit bald wieder zurück, aber seine Lebenslust blieb den Resttag hindurch zerstört.

Das Essen hatte ihm geschmeckt, unsere Begegnung ihn gefreut, zuversichtlich ging er voraus, den Schlapphut aufgesetzt, leicht vorgeneigt, mit schlurfendem Schritt & schlaksig schlenkernden Armen an Groucho Marx erinnernd. Das nächste Mal wollten wir uns in seiner Wohnung verabreden. Im nächsten Mond, einige Tage nachdem mein schriftlicher Kommentar zu seinem Manuskript bei ihm eingegangen war, bat er telephonisch um meinen Besuch.



2. Die Begegnungen oder Herr und Geschichte

Herr Dr. Lüder Müller-Brentanos Wohnung lag in einer ruhigen Straße jenseits der Universität. Das dreistöckige Haus hatte einen gläsernen Vorbau, in dem man vor der Witterung geschützt erwarten konnte, eingelassen zu werden. Die auf silbern glänzenden Briefkästen schwarz gravierten Namen hatten, wenn keinen Bindestrich, so doch einen Titel vorweg oder eine vielversprechende Berufsbezeichnung hintendran. Bald nach dem Klingeln war aus einer Ecke unter der Decke das Summen der Kamera zu hören. Als ob ich das mich visitierende gläserne Auge nicht bemerkt hätte, schaute ich nicht hinauf, sondern blickte vor mich hin wie Jemand, der der bevorstehenden Begegnung gelassen entgegensieht. Es summte in der Türe als Zeichen zum aufdrücken. Offenbar war an mir nichts auszusetzen. Den Aufzug links liegenlassend huschte ich die Treppe hinauf und stand im ersten Stock vor Müller-Brentanos Wohnungstür, in deren Dunkel er mich lächelnd erwartete: „Guten Tag! Wie schön, daß Sie zu uns gefunden haben.“ Seine große Hand schwang mit entgegen und zog mich ins Zwielflicht der Diele, hinter mir schloß er die Tür. Schmunzelnd hoben & senkten sich seine buschigen Altmännerbrauen, mit seinem Gebiß spielend schaute er mir prüfend ins Gesicht. Elegant, elegant und bequem war er gekleidet, der große, schlanke, grauhaarige Mann nun ohne Sakko in hellem, sich bauschendem Leinenhemd mit breiten, schwarzen Hosenträgern, die die zu weite, dunkelgrügewürfelte Hose am Hinabrutschen hinderten. „Ich muß ihnen etwas gestehen.“ Er schaukelte mit den Hüften. „Ich habe ihnen nicht ganz die Wahrheit gesagt. Bei unserer Besprechung werden wir nicht alleine sein. Christiane, meine Freundin, hat darum gebeten, bei unserer Besprechung zugegen sein zu dürfen. Denn sie kann sich nicht erinnern, jemals in ihrem Leben einem *Historiker* begegnet zu sein oder mit Jemandem von vergleichbarer Profession gesprochen zu haben. Sie kann sich gar nicht vorstellen, daß es solche Leute überhaupt gibt. Christiane möchte also einmal sehen, wie so einer vom geistigen Fach aussieht, und hören, was wir beide denn miteinander zu bereden haben. Was es da überhaupt zu bereden gibt. – Sind Sie einverstanden mit dieser unangemeldeten Gesellschaft?“ – Selbstverständlich war ich einverstanden, er war mein Auftraggeber, damals fühlte ich mich noch von ihm gebucht, und gegen ein etwas zahlreicheres Publikum hatte ich nichts einzuwenden. „Vielen Dank übrigens, für die Zusendung ihrer Korrekturfahnen. Die Lektüre war für mich anregend, ja, ich muß gestehen, ungewöhnlich anregend. Wir werden noch darüber zu sprechen haben.“

Aber so lange Christiane noch nicht da ist, sie muß jeden Augenblick kommen, schauen sie sich in meiner Wohnung um, damit ich aufhöre, ein Fremder für sie zu sein.“

Was bei anderen Leuten das Wohnzimmer ist, war bei Herrn Dr. Lüder Müller-Brentano das Arbeitszimmer: der beherrschende Raum; um diesen Mittelpunkt herum waren die anderen Zimmer gruppiert, ihm haben sie gleichsam zu dienen. Dieser große Raum war karg, aber solide eingerichtet. An der linken Wand stand ein blaßgrüner Stahlschrank, dessen Türen weit offen standen und der mit Aktenordnern vollgepackt war. Daneben das weiße Regal aus Preßspanholz war für schöngeistige Literatur. Gegenüber, entlang der rechten Wand, vom Boden bis zur Decke reichend, verlief ein dunkles Regal aus Eichenholz, in dem dichtgedrängt große & kleine, längliche & dicke, glänzende & abgegriffene Bücher standen. Das Zimmer schloß eine Fensterwand ab, die bis zum Fußboden reichte und den Blick freigab auf eine grünende Parklandschaft. – So sahen also die Hinterhöfe in besseren Wohngegenden aus. Vor der Fensterfront ragte ein wuchtig schwarzer Schreibtisch schräg in den Raum. Daneben stand ein ebenso wuchtiges & schwarzes Stehpult, denn seit einiger Zeit mochte Herr Müller-Brentano nicht mehr anhaltend sitzen. Aktenmappen, Papiere, Zettel, Schreibkram, Überweisungsvordrucke, Briefumschläge belegten, das beide, Schreibtisch sowie Stehpult, in Gebrauch waren. Es blieb in dem Raum noch reichlich Platz für einen niedrigen Beistelltisch, zwei Ledersessel, schwarzbraun, einen ausklappbaren Fernsehsessel und das mit Videoanlage unterstellte Fernsehgerät auf einem Rollkasten. Vorne ging das Arbeitszimmer in eine halboffene Küche über, die mit all den dem praktischen Zeitgeist entsprechenden Erforderlichkeiten ausgestattet war. Rechts vom Arbeitszimmer befand sich ein kleiner, unvollständig eingerichteter Raum mit Gästebett und einem Kunststoffisch mit dem PC. Dieser unwirtliche Nebenraum sowie das Arbeitszimmer und die Küche hatten Zugang zum Flur, gegenüber führte eine weit geöffnete Tür in einen hellen Raum: der war minimal eingerichtet, vollkommen aufgeräumt, kühl und reinlich: in der Mitte, vor der sonnedurchleuchteten Gardinenwand, auf burgunderrotem Teppichboden, stand das niedrige, quadratische, seidigschwarzbezogene Bett. – Neben dem beige-farbenen Kleiderschrank war ein kleines, dunkles Regal, in dem drei Reihen gleichförmig gebundener, schmaler Lederbände standen, die meine Neugier weckten. Es war die Gesamtausgabe von Goethes Werken aus dem Jahre 1831; ein Erbstück, erklärte mir Herr Müller-Brentano. In der Zimmerecke gegenüber, von der Größe eines dreijährigen Kindes, hockte im Schneidersitz ein bronzener Buddha und schwieg. Eine Gardarobe im Flur, ein Bad und

ein Gäste WC vervollständigten den Komfort der Wohnung. Das war es. So sah es aus, eines dieser Appartements in einem der als nobel geltenden Viertel unserer Großstadt.

Dies sei seine „Mansarde“. Gewissermaßen sei er „Klausner“ geworden und habe sich, seiner Geschäfte ledig, in diese abgelegene Wohnung zurückgezogen, erzählte Herr Dr. Lüder Müller-Brentano, als wir es uns nach der Besichtigung auf den Sesseln in seinem Wohn- oder Arbeitszimmer bequem gemacht hatten. Nach drei abgebrochenen Ehen habe er sich entschieden, es nicht noch einmal zu versuchen, sondern einen alten Jugendtraum zu verwirklichen und als sein eigener Herr alleine zu leben. Jedoch habe er sich sein spätes Junggesellentum etwas anders vorgestellt und sich zunächst als Obdach seiner neuen Freiheit ein Holzhaus am grünen Stadtrand gekauft. Dort habe er seine 50er und frühen 60er Jahre verlebt. Dort habe diese schleichende Krankheit begonnen, anfangs bloß durch ein leichtes, mitunter auf- und bald wieder abklingendes Zittern bemerkbar. Hinzu kam irgendwann dieses unerklärliche Stolpern auf ebenem Grund, manchmal. Irgendwann gelingt es der Zunge öfters nicht mehr, die gewünschten Laute getreu zu formen: man konsultiert einen Arzt, bekommt nach langwierigen Untersuchungen ein Ergebnis vorgelegt: nun ist man krank und wird es bleiben. Man ist verurteilt. – Gewiß, die Medikamente lindern das Urteil beträchtlich, ermöglichen einem ein *normales*, im Verlauf der Zeit immer noch annähernd normales Leben, schließlich wird dank der Medikamente nur noch aber immerhin zu leben möglich sein. Aber an diesem Punkt sei er noch längst nicht. Dennoch könne er sich trotz unbestreitbarer medizinischer Erleichterungen oft des Eindrucks nicht erwehren, als müsse er eine Strafe abbüßen. – Doch warum? In seiner Familie sei diese Krankheit bisher nicht aufgetreten. Und: im Regelfalle sei diese Krankheit eine Alterskrankheit, eine Krankheit die erst bei richtig alten Menschen ausbreche, weshalb sie früher, als die Menschen zeitig starben, sehr selten gewesen sei. Bei ihm nun seien die ersten Symptome ein Dutzend Jahre vor der üblichen Zeit erschienen. – Man suche ja immer nach Gründen für das Übel. Ein befreundeter Architekt, dem er einmal vor Gericht beraten habe, habe ihn dann auf die verborgenen Gefahren der Holzhäuser hingewiesen. Damals! erzählte Lüder Müller-Brentano in mein Erstaunen hinein eifrig gestikulierend und mit laut tönenden Vokalen, sei es gefährlich gewesen, in Holzhäusern zu wohnen. Selbstverständlich seien die Gefahren nur sehr langsam in der Öffentlichkeit bekannt geworden. Eigentlich, so meine man ja gerne, sei Holz ein gesundes, vertrauenserweckendes, angenehmes Baumaterial. Aber Holz sei nun mal ein lebendiger Werkstoff, der, wie alles Lebendige, dem Verfall und der Zer-

setzung anheimgegeben ist. Was in aller Vergangenheit normal gewesen war, der Verfall nämlich, entspreche aber in neuester Zeit nicht mehr den Ansprüchen an den Baustoff für ein Haus. „Um Holz, seiner vielen angenehmen, ja geradezu verführerischen Eigenschaften wegen, als zeitgemäßen, also als dauerhaften Baustoff verwenden zu können,“ erklärte Herr Dr. Müller-Brentano, „wird es chemisch vorbehandelt. Damals hieß das gängige Hausmittel Xzylo... – Xzylo ... irgendwie.“ Er wischte sich einen Spritzer Schleim aus dem Mundwinkel. „Ich habe den genauen Namen vergessen. Jedoch war das Mittel damals noch nicht ausgereift. Heute hat sich seine Zusammensetzung vollkommen geändert, es ist vollkommen unbedenklich geworden, man könnte es beinahe trinken. Aber damals dampfte es ein Nervengift aus, ein Nervengift vergleichbar den Giften, mit denen im Weltkrieg Schützengräben vom Feind gesäubert wurden oder die Amerikaner dem Urwald in Vietnam zu Leibe gerückt waren.“ Müller-Brentanos Zeigefinger tippete in Augenhöhe da & dort rhythmisch in die Luft. „Selbstverständlich kommt das Holzschutzgift in der Wohnung nicht als Wolke daher. Unmerklich! dampfen giftige Partikel aus den Poren des Holzes in die Atemluft, schleichend verseuchen sie den Lebensraum innerhalb der eigenen vier Wände. Ausschließlich statistisch ließ sich nach bald zwei Jahrzehnten Anwendung bei Bewohnern von Holzhäusern, die mit besagtem Xzyloittel behandelt worden waren, eine leichte Häufung von Nervenkrankheiten ausmachen, die sich erwiesenermaßen auch bei direktem Kontakt mit einer der verarbeiteten Chemikalien, jedoch unverdünnt, einstellen. Aber in den mit Xzyloirgendwie behandelten Holzhäusern brachen solche Krankheiten bei kaum einem der Bewohner tatsächlich aus; und die eine oder andere nachgewiesene Nervenerkrankung konnte als Einzelfall, wenn auch alle zusammen genommen signifikant jenseits des statistischen Mittelwerts lagen, alle möglichen anderen Ursachen auch haben. Die Statistik war zweifelhaft. Ich selbst habe den Konzern in einem Schauprozeß, das muß Anfang der 80er gewesen sein, gegen die Sammelklage einiger Erkrankter verteidigt, erfolgreich verteidigt. *In dubio pro reo!* Ein Zusammenhang zwischen Vergiftungserscheinungen und Holzschutzmittel ließ sich mit den damaligen Methoden nicht zweifelsfrei, also gerichtsfest und verurteilungsrelevant nachweise. Außerhalb geschlossener Räume war ohnehin überhaupt nichts nachzuweisen, und über die Dauerwirkung des Einatmens innerhalb geschlossener Räume gab es keinerlei stichhaltige Gutachten. Aber Mitte der 90er, meine einsetzende Krankheit war mir bereits aufs Gemüt geschlagen, der Architekt hatte mich auf die Spur gebracht, da war man technisch in der Lage, in meinem Holzhaus eine erkennbar oberhalb der Grenzwerte liegende Konzentration eines anerkannten Nervengases zu messen. Keinesfalls konnte ich in dem ver-

gifteten Haus länger bleiben. Es war zwar zu spät, gewiß, aber ich konnte es in meinen eigenen vier Wänden nicht mehr aushalten. Daheim schnürte sich mir der Hals zu und ich mußte weg.“ Er stand auch jetzt auf und schlurfte hin & her wie eine gefangene Raubkatze das Eichenregal entlang. „Das war auch ein beträchtlicher finanzieller Verlust. Ich hatte das Holzhaus doch bezahlt, und verkaufen ließ es sich nun nur noch für einen Apfel & ein Ei. Für einen Spottpreis ging es weg an jemanden, der es von Grund auf zu sanieren versprach. Und Schadensersatz? Nunja, von wem? Mein Makler hatte ja in ‚gutem Glauben‘, wie es heißt, verkauft, dem war nichts anzuhängen, und der Hersteller? Ich wußte ja ganz genau, wie schwer es war, irgendwelche Schuld nachzuweisen. – Es gab Dringlicheres. Ich mußte mir eine neue, bescheidenere, Bleibe suchen. Zu meiner Frau zurückzukehren war ja unmöglich, gänzlich unmöglich.“ Jetzt schmunzelte er wieder und leckte sich die Lippen. „Und die neue Wohnung mußte in der Stadt sein, denn es war ja absehbar und zu erwarten, daß von Jahr zu Jahr meine Beweglichkeit nachlassen würde. Seitdem ich hier wohne wurde das Autofahren, auch bei optimaler Medikamentierung, zunehmend riskant. Nun steht mein Wagen in der Garage und wartet darauf, verkauft zu werden. – Vielleicht können Sie mir dabei demnächst behilflich sein?! – Und das Fahrrad ist eine Zwischenlösung, ich spüre jetzt schon, daß ich es nicht mehr lange werde betätigen können.“ Schmunzelnd saugte er an seiner Oberlippe, zuckte die Schultern, schaukelte in den Hüften, seine Hände streckten tief in den Taschen seiner weiten, wie bei einem Straßenjungen in einem Schwarzweißfilm an Hosenträgern hängenden Hose. „Mittlerweile verkratze ich im Vorbeifahren zu viel Autolack, die Versicherung ist erbost, sie will das Risiko nicht weiter tragen und hat mir gekündigt. Nun bin ich auf dem Weg, Fußgänger zu werden, ein schlechter Fußgänger. Aber auch danach wird es weitergehen, dazu gibt es ja gar keine Alternative.“ Er setzte sich auf den Schreibtisch und schaute durch die Fensterfront hinaus ins Frühlingsgrün.

Es klingelte, das mußte die versprochene Christiane sein. Da ich mich Herrn Müller-Brentano gegenüber noch wie ein junger Angestellter fühlte, bat ich ihn, sitzen zu bleiben, und eilte zum Türöffner. Die Gelegenheit nutzend, einmal selber durch eine Kamera linsen zu können, besah ich mir die erwartete Besucherin, versuchte auch über das Hausteleskop ersten Kontakt zu ihr aufzunehmen, um sie, wie es sich gehört, nach Nahmen & Begehren zu fragen. Aber sie reagierte auf den Anruf nicht, sondern grinste bloß unverwandt in die Kamera in der Ecke unter der Decke. Also drückte ich ihr die Türe auf. Christiane mochte bei unserer ersten Begegnung gerade mal die 40 erreicht haben. In diesem Alter erinnern die Frauen noch sehr an das

junge Weib, das sie kürzlich gewesen waren. Alle Achtung! Herr Lüder Müller-Brentano! da haben sie sich aber eine flotte Gespielin angelacht, und das der Krankheit zum trotz; alle Achtung. Christiane hatte einen Bürstensaarschnitt, schwarz, vermutlich schwarz gefärbt, war schlank, ja mager, tief lagen ihre dunkelbraunen Augen im ebenmäßigen Oval ihres Gesichts, markant traten bloß ihre Wangenknochen hervor. Obwohl ihr Blick eigentlich warm war, verbarg sie ihn hinter dem Anschein strenger Klugheit, offenbar hielt sie Rationalität für eine entscheidende Macht. Spitze, fingerlange, weingummigelbe Metallröhrchen durchstachen ihre Ohrläppchen. Ansonsten war sie eine unauffällig städtische Erscheinung im Hosenanzug, eine der vielen Frauen, die sich auf ihre weltläufige Modernität einiges zu Gute halten und nicht begreifen, woran sie leiden. Freundlich reichte sie mir die Hand, sagte „guten Tag“ und umarmte Müller-Brentano mit „Hallo Lüder!“ & Bussi. Nach notdürftigen Förmlichkeiten, von Christiane mit Kaffee beziehungsweise Tee & Keksen versorgt, setzten wir uns um den niedrigen Tisch im Arbeitszimmer, sie und ich in je einen Leder- und er in den Fernsehsessel. Und sie hörte uns beim Palavern zu, mehr interessiert als gelangweilt, ja mit Aufmerksamkeit und Erstaunen ließ sie unser Gerede, ohne Zwischenfragen zu stellen, an sich vorbeiziehen. Aber sie tat es nicht noch einmal. In Zukunft war sie nicht in der Wohnung, wenn mich Dr. Lüder Müller-Brentano erwartete, allenfalls erschien sie das eine oder andere Mal zum gemeinsamen Mittagessen in der Pizzeria, aber auch das ließ sie bald bleiben. Sie und Ich gehörten zu unterschiedlichen, sich wohlmöglich ausschließenden Interessenssphären im Leben Müller-Brentanos. Als ich zwei Jahre später auf der Straße vor seiner Wohnung pünktlich zu meinem Erscheinen eine Frau in einem hellbraunen, bestickten Kleid auf dem Fahrrad davonfahren sah, hätte ich sie beinahe nicht wiedererkannt. Was für eine gutaussehende Frau radelt denn da davon? dachte es und schaute ihr nach: langes, gewelltes, brünettes Haar hatte sie bekommen und eine weibliche Figur. Es dauerte einige Atemzüge, bis mir einfiel, daß die Radlerin jene Christiane mit dem Bürstensaarschnitt gewesen war.

Angesichts Christianes dunkler Augen & schwarzem Bürstensaarschnitt spielten wir also Weltgericht. Was hatten wir zu sagen? Worum ging es uns? Nun, es ging uns immer noch und in Zukunft immer wieder darum, wie es zur Katastrophe gekommen war? Wer hatte das Unglück warum verschuldet? Herr Dr. Lüder Müller-Brentano resümierte seine – beziehungsweise, da in der Auseinandersetzung mit mir als Gesprächsgegenüber und somit Gedankenpartner entstanden, nannte er es höflicher Weise *unsere* bisherigen Gedankengänge: Die *großen* Staaten! so wußte er sich mit ausholender Geste zu

erinnern, hätten sich als die letzten verbliebenen grundsätzlich unabhängigen, selbstbestimmten Mächte bewaffnet gegenüber gestanden. In ihrer selbstherrlichen und gewaltfähigen Unabhängigkeit hätten sie, wie weiland der altfreie Adel, ihre *Ehre* gesehen. Ausschließlich der Kommet diplomatischer Gepflogenheiten hätte das Zusammenspiel ansonsten ungebundener aber ehrenwerter also eifersüchtiger und wehrhafter Mächte in einem schwankenden Gleichgewicht erhalten. Gelingen der auf Konventionen, auf wechselseitige Achtung, Höflichkeit und Anstand beruhende Ausgleich zwischen gegensätzlichen Autonomien nicht, so verlangten seit jeher die Ehrenregeln eine Entscheidung durch ... das Schwert. Durch die Lüfte schwingend untermahlte Dr. Lüder Müller-Brentanos große Hand seiner Rede Fluß. Bald ließ auch er sich nicht mehr halten, stand auf, ging hin & her und bescherte uns, seine Worte überdeutlich, stellenweise eindringlich sprechend, eine durchwirkte Rede, als stünde er wieder da die Richter zu überzeugen: „Wie ein Mann!“ müsse ein Staat, der die übermenschliche Konzentration des Ehrgefühls von Abermillionen Menschen sei, im Falle einer „unentschuldbaren Beleidigung“, wie sie bei Ehebruch oder Totschlag gegeben sei, „Genugtuung geben“ oder Genugtuung fordern: „Bleibt die angebotene Sühne unzureichend oder ist das Vergehen unentschuldbar, bleibt als Genugtuung ausschließlich der Zweikampf: das Duell. Die Ehrenhaften, also die Kommetfähigen, das sind die Duellfähigen: für sie ist der Krieg nicht viel mehr als ein Duell auf höchster Ebene. Das Entscheidende beim Duell ist die Ehrenrettung, nicht der Sieg. Deshalb sind im Verhältnis zu den Geboten der Ehre alle Gutachten und Zahlenvergleiche über das damalige militärische Kräfteverhältnis für die ehrenwerten Entscheidungsträger zweitrangig gewesen, deshalb bleibt ihre Kriegsentscheidung auf Grund der Aktenlage unverständlich. Aber die Gebote der Ehre sind eindeutig, sie verstehen sich ohne Aktenstudium wie von selbst. Ehre zu haben erleichtert ungemain, Entscheidungen zu treffen! Und die damalige Personalpolitik, also der Kern der Politik, die kaiserliche Personalpolitik insbesondere bevorzugte für gehobene und höhere Posten ausschließlich duellfähige Ehrenmänner, die unabhängig von Aktenstudien wußten, wie man sich zu verhalten hat.“

Zur Verdeutlichung seines Begriffs damaliger Ehre erzählte uns Müller-Brentano anschaulich Einzelheiten aus dem Leben & dem Krisenverhalten einiger im Juli 14 maßgeblicher Männer. Seine Geschichtchen erzählend, seine Darbietung in unseren Augen spiegelnd verschaffte er sich selber zunehmend Klarheit über das von ihm Gemeinte. Von Eifer getrieben ging er nun, die eine Hand in der hängenden Hose, die andere in Lüften geschwungen, vor uns hin & her und um unsere Sitzgruppe herum. Er selbst gab uns Antworten auf eine Reihe von ihm gestellter Fragen wie: Welche Vorgehens-

weise vereinbarten die Angehörigen der Reichsleitung in dieser, einer der gewöhnlichen, sich anscheinend alljährlich zur Sommerzeit wiederholenden Krisen, bevor ein jeder von ihnen sich in den Urlaub verabschiedete, als wäre nichts besonderes vorgekommen? Vor seinem Abschied soll der Kaiser seiner Entourage zugerufen haben: „Diesmal fallen wir nicht um!“ Und er entschwand anlässlich einer Nordlandreise für drei Wochen auf seiner Segeljacht. Bethmann machte Ferien in Hohenfino, Moltke zog sich aus dem heißen Berlin auf seine Güter in Ostpreußen zurück, andere taten es ihm gleich oder reisten in böhmische Bäder wenn nicht gar hinüber ins allzeit sonnige Italien. Bald war Berlin nur noch von der zweiten oder dritten Garnitur bevölkert. Die zurückgebliebenen aber hatten ihre Weisungen. Wie kam es zur Formulierung des „Blankoschecks“? Hatte man bei der Ausgabe dieser Leitparole irgendwelche Folgen bedacht oder bloß beiläufig eine sich von selbst verstehende *Ehrenerklärung* für den letzten verbliebenen *Freund* und *Verbündeten* abgegeben? Hier galt es auf Grund der Aktenlage das Für und Wider behutsam aber folgerichtig einzuschätzen! Wieso verschwand dieser Kaiser auf seinem Segelschiff von der politischen Bühne? *Business as usual*? Spielte man nur den Gelassenen oder lebte man wirklich in dem Wahn, es gäbe keinen Grund zur Beunruhigung? –

Bei seinem Vortrag war Herrn Dr. Lüder Müller-Brentano anzumerken, daß er in seinem früheren Leben als Anwalt gewohnt gewesen war, längere Zeit öffentlich zu reden. Er redete frei, zitierte dennoch viel und genau, seine Worte flossen wohlüberlegt daher. Oft schon hatte er in den vergangenen Jahren einzelne Passagen seiner Rede durchdacht, sie niedergeschrieben, gelesen, wiedergeschrieben, so oder so gewendet sich selbst erzählt und in dieser oder jener Reihenfolge zusammengestellt. Manche Sätze erinnerte ich mich in seinem Manuskript gelesen zu haben. Redend ging Herr Dr. Lüder Müller-Brentano auf und ab und formte, die Linke in der Hosentasche, mit seiner rechten Hand Figuren in der Luft, deutete plötzlich mit dem Zeigefinger in die Ferne oder unmittelbar zu seinen Füßen oder zeigte auf ein Buch in dem großen, dunklen Regal. Seine Gedanken zum Juli 14 waren offenbar fester Bestandteil seines Bewußtseins, seiner Persönlichkeit geworden. Er, Herr Müller-Brentano, war sein Wissen geworden – ein Wissen, das Niemanden interessierte, von dem erzählen zu können, er sich mich mieten mußte. – Zu seiner Eigenart gehörte, daß er die Laute vorne im Gaumen, mitunter in der Nase zu bilden gewohnt war. Gelegentlich unterstich er seinen geläufigen Text mit theatralischer Gestik, hielt aus allen Falten schmunzelnd inne: fixierte uns, als wolle & könne er sehen, ob wir ihn verstünden, ob wir seine Geistesgaben zu würdigen wüßten, ob wir den *Clou* mitbekommen hätten. Zwischen seinen unablässig bewegten wulstigen Lippen spann sich ein Fa-

den aus Speichel, der immer wieder riß. Er zeigte sich uns als Virtuose der exakten Benennung behördlicher Depeschen, der Zuordnung amtlicher Erklärungen zu ihren Dienststellen, für deren inhaltliche Bewertung nicht nur die Kenntnis des diensthabenden Sachbearbeiters, sondern auch Datum & Uhrzeit entscheidend waren. Fünf bis acht Stunden war ein Telegrammen von Berlin nach Wien unterwegs, nach Moskau konnte es acht bis vierzehn Stunden dauern, je nach dem welchen Weg durch das Netz der Drähte die Nachricht nahm. Da konnte es allerdings zu Überschneidungen kommen, denen und deren mißlichen Folgen nachzugehen war. Das eine oder andere Wort konnte im Gestrüpp der Drähte verdreht werden oder gar auf der Strecke bleiben, wodurch der Sinn einer Nachricht verfälscht wurde. Das leuchtete mir ein! Es waren ja immer wieder Hände, eine Unzahl menschlicher Hände, die immer und immer wieder die kurz-langen Zeichen der Nachrichten ins Geflecht der Drähte klopfen und weiter klopfen; in solch einer telegraphischen Großleistung wechselseitigen Vertrauens konnte allerhand schief gehen. „Eigentlich mußte es schief gehen. Die Kommunikation war zu komplex, um nicht verfälscht zu werden und also schief zu gehen.“ Von meinem grundsätzlichen Einwurf ließ sich Dr. Müller-Brentano in seinem Referat nicht beirren, denn *er* kannte die Zusammenhänge. Nicht nur die Umstände des Zustandekommens einer Unzahl von Verträgen, Abkommen, Anweisungen, Gesprächsnotizen waren ihm bewußt, er fand in ihren Formulierungen auch juristische Spitzfindigkeiten und Fußangeln, deren Folgen von den damals Schreibenden in der Schnelle des verlebten Tages wohl kaum abzusehen waren. Die damals Unterzeichnenden hätten gewiß nicht schlecht gestaunt, wären sie von unserem Juristen aufmerksam gemacht worden, worauf sie sich eingelassen haben. Und! Müller-Brentano hatte regelrecht Freude an großen Worten: *Kabinett – Kaiser – Memorandum – KriegsRat – Botschafter – Landgut, StaatsSekretär – GeneralStab – KanzlerAmt – MinisterPräsident, KriegsErklärung* auszusprechen bereitete ihm offensichtlichen Genuß. Sollten all die vielen Gedanken um sie herum nur dazu dienen, die Aussprache einiger großer Worte zu begründen? Jedenfalls ließ er sich bedeutsame Namen und Titel auf der Zunge zergehen. Die Familiennamen von Angehörigen der Reichsleitung, der Staatsführung, von Ministerialbeamten, von hohen Militärs oder Aristokraten, die Namen von weltbewegenden Entscheidungsträgern auf ihren hochwichtigen Posten mit biographiefähigem Personal sprach er aus, als ob die historisch gewordenen Persönlichkeiten vertraute Bekannte von ihm wären, mit denen er mitunter zu plaudern pflegte. Immerhin hatte er ihre Briefe und Notizen, ja von manch einem seine Memoiren und heimliche Tagebücher gelesen, sie waren ihm vertrauter als lebende Menschen. Unvergessen ist mir die von Müller-Brentano erzeugte

Melodik bei seiner Aussprache von *BethMann-HollWeeg*, oder wie er *Fürst Lichnowsky*, von *Bülow* dahernäselte, *Pourtalès* achtsam wägte, jedoch bloß knapp *Jagow* dahinwarf oder *Grey* kalt abtat. Dr. Lüder Müller-Brentano sprach die Namen der alten Herren, als wäre er einer der ihren, sie nennend war er Grand Senior.

Obwohl Herr Dr. Müller-Brentano als überzeugter Hanseat und Bremer Patrizier sich durch eine lässig lustbejahende Haltung vom Preußentum absetzte, erschien er mir, einer wiewohl böhmischstämmigen im Rheinland katholisch erzogenen verkrachten Existenz, wie das Muster norddeutsch protestantisch preußischen Beamtentums. Glücklicher Weise war ich zu spät geboren worden, um dem Original zu begegnen, weshalb ich Müller-Brentano ein wenig verkannte. Gewiß, auch er hielt sich für einen Herrenmenschen. Nur, *ihm* wäre der Schlamassel von 14 selbstverständlich nicht passiert. *Er* hätte sich damals, und diese seine Zauberformel für die Lösung des Problemknotens wiederholte er durch den Wechsel seiner Standpunkte & Theorien hindurch während all der Jahre, die wir uns über das leidige Thema unterhielten, wie ein Mantra: *er* hätte sich mit Frankreich, zumindest aber mit England, jedenfalls mit Rußland verständigt, indem er als Preis für einen Ausgleich mit einer der *echten* Großmächte das unzeitgemäße Bündnis mit dem marode altmodischen Österreich fallengelassen hätte. Als zeitgemäßer Mensch hätte er eine überalterte Freundschaft, wenn ihre Bindung eine Fessel wurde, bedenkenlos aufgegeben. – Wieso? wurde er unsere gemeinsamen Jahren hindurch nicht müde zu fragen, hatte die damalige Reichsführung Österreich-Ungarn, das offensichtlich nur Ballast für die deutsche Politik war, nicht fallengelassen? Oder, was auf das Gleiche herausgekommen wäre, warum hatte die Reichsleitung die von ihrem Schutz abhängige K & K Monarchie nicht wie einen Vasallen behandelt, der keinen einzigen den deutschen Interessen zuwiderlaufenden Schritt hätte tun dürfen? Wieso hatte sich das aufsteigende Deutschland entgegen seinen ureigensten Interessen von einer niedergehenden Macht in den Krieg hineinziehen lassen? Den Zeigefinger an seiner knorrig großporigen Altmännernase brachte Dr. Lüder Müller-Brentano seine komplexen Überlegungen auf den Punkt: „Die Kommentfähigen sind schuld.“ Seine Augen blitzten uns prüfend an; mit in die faltige Stirn hinaufgebogenen Augenbrauen verharre er zwei Atemzüge hindurch; dann platzte eine Salve von Argumenten über uns hinein: Die Schicht der Junker voran! Der alte preußische, bis dahin *staatstragende* und gesellschaftlich *maßgebende* Adel hätte Angst vor der heraufziehenden Moderne gehabt: Angst! vor der im Gefolge der Industrialisierung heraufziehenden Macht des Finanzkapitals, personifiziert im Klischee vom Juden, Angst hätten sie gehabt vor den heranwachsenden Bürgern, den Herren

über qualmende Schlote mit ihren dicken Portemonnaies und ihrem unverschämten Liberalismus, Angst vor der Demokratie, besonders der *Sozialdemokratie*, Angst vor der Macht der Straße, vor den grauen Menschenmassen mit denen ungeheueres im Kommen war. Während die unzeitgemäßen alten Herren auf ihren Gütern verarmten, entglitt ihnen zusehends das Geschehen, nicht einmal ihre Frauen behielten sie im Griff; Effi Briest war keine Literatur, sie war ein Symptom! Vollkommen zu Recht hatten die alten Herren Angst vor dem Neuen, deshalb hätten sie an dem Bündnis mit einer ebenfalls der Vergangenheit angehörenden Macht wider alle Vernunft festgehalten, um mit dem letzten verbliebenen Freund, dem auf Gedeih & Verderb Verbündeten Österreich zusammenzuhalten, um, wenn es denn zum Äußersten käme, durch den Krieg ihre angestammte Führung gemeinsam wieder zu festigen oder doch zumindest ehrenvoll unterzugehen. Nibelungentreue hielt Dr. Lüder Müller-Brentano, der lebenslänglich ein moderner Mensch gewesen war, für Idiotie.

„Die damaligen Entscheidungsfinder waren ausschließlich Kommentfähige, also Duellfähige!“ Als könne er es immer noch nicht fassen, kaute Müller-Brentano kopfschüttelnd darauf herum. „Diese Leute verschuldeten die Katastrophe unseres 20. Jahrhunderts. Die damaligen Entscheider behandelten das Attentat genau so wie einen ihrer gewöhnlichen *Ehrenhändel*. Auf eine Ohrfeige angemessen zu reagieren bedurften *Ehrenmänner* keiner besonderen Weisungen, die angemessene Reaktion verstand sich von selbst: eine erhaltene Ohrfeige erforderte die Wiedergutmachung durch das Schwert. Punkt. Noch auf dem Marsch in den bis dato modernsten Krieg der Maschinen sprachen diese Leute immer noch von ihren alten Schwertern.“ – „Deshalb also, weil er als Diener seine Herren auswendig kannte,“ versuchte auch ich mal was zu sagen, „hat der hernach so brave Soldat Schwejk sogleich gewußt, als er von dem Attentat hörte, das es Krieg geben werde.“ „Dabei scheinen die Ehrenmänner“, spann Müller-Brentano ungestört kopfschüttelnd seinen Gedankenfaden weiter, „*auch* übersehen zu haben, daß Attentäter alles andere als kommentfähig sind. Wie sollten sie auch, Attentat und Ehre schließen einander aus. Selbst wenn die Täter es vorher gewesen wären, hätten sie mit ihrer Schandtat ihre Ehrenhaftigkeit und ihren Anspruch auf kommentmäßige Behandlung verwirkt. Die Täter konnten qua Tat gar keine Genugtuung geben! Deshalb wurde die Genugtuung stellvertretend vom serbischen Staat eingefordert, der zwar mit dem Attentat nichts zu tun hatte aber, wie jeder andere souveräne Staat auch, als kommentfähig anzusehen war und nachweislich dem Hause Österreich Übles wünschte, also für eine Abstrafung fällig war.“ Genau die gleiche Struktur, versuchte auch ich mal einen Gedanken zum Besten zu geben, habe sich unter gewan-

delten Vorzeichen vor Jahr & Tag wiederholt, als eine kleine Clique ehrgeiziger Studenten aus Hamburg, heutzutage sage man mit *Migrationshintergrund*, dieses ungeheuer aufsehenerregende Attentat auf die beiden Wolkenkratzer in New York verübt hätte. Der Täter hätte man selbstverständlich nicht habhaft werden können, denn sie seien bei ihrer Tat verbrannt. Und ihre angeblichen Hintermänner oder obskuren Geldgeber seien als Privatleute allenfalls wie Kriminelle zu behandeln. Solche Dunkelmänner könnten einer beleidigten Weltmacht unmöglich Genugtuung geben, denn ein verletzter Staat könne sich nur von einem anderen, ihm irgendwie ebenbürtigen Mitglied der Staatengemeinschaft Genugtuung holen. Nach einigem Suchen habe man zwar keinen regelrechten Staat gefunden, dem man, wie damals dem zweifelsfrei kommentfähigen Serbien, hätte die fällige Ohrfeige verpassen können, um sich Genugtuung zu verschaffen. Aber immerhin konnte man dank modernster Kommunikationstechnologie im schwer zugänglichen Gebirge des Hindukusch nomadisierende Stammesverbände ausgemacht, deren Häuptlinge über das Attentat auf die Türme erwiesenermaßen gelacht hatten und obendrein verschiedenen Hintermännern der Täter wie Glaubensbrüdern in ihren Zelten Asyl gewährten. In Ermangelung eines klar erkennbaren staatlichen Feindes habe man mit jenen Nomaden vorlieb genommen, zur Genugtuung unserer beleidigten Zivilisation sei im Hindukusch das Gefüge der Volksstämme militärisch hinweggefegt und durch einen zeitgemäßen Staatsapparat ersetzt worden, der jedoch im Unzugänglichen nicht funktioniert. Jene Häuptlinge, die sich durch ihr Lachen verdächtig gemacht hatten, würden nun seit Jahr & Tag samt ihrer Sippen und ihres sonstigen Anhangs militärisch verfolgt, gefangen, getötet, bekämpft; da sie ebenfalls töten sei die wechselseitige Genugtuung rege im Gang. Da zur genügenden Wiederherstellung der Ehre nun mal ein irgendwie formal ebenbürtiger Partner erforderlich ist, wurde zu allem Überfluß auch noch ein arabischer Staat mit einem diesmal regelrechten Krieg überzogen. Zwar hätte dieser Staat mit dem Attentat auf die Türme erwiesenermaßen nichts zu tun gehabt, sein Führer aber habe sich durch Schadenfreude hervorgetan, also wurde auch er, ein ehemaliger Verbündeter, fällig wie seinerzeit Serbien. Dort hinten, an den Ufern von Euphrat & Tigris sei es gerade einer willigen Koalition gelungen, einen Diktator zu beseitigen und den dortigen Staat durch die Anarchie zu ersetzen. Wie vergleichsweise leicht hätte es doch das damalige Österreich-Ungarn mit Serbien gehabt, verstand es sich doch nahezu von selbst, wem die fällige Ohrfeige zu geben war. Dabei war von Vornherein keinesfalls abzusehen, daß sich so viele andere Leute auch gohrfeigt fühlen würden und das ehrgebotene Zurückschlagen in einer Massenschlägerei ausarten würde.

Schweigend hatte Herr Müller-Brentano mein aktuelles Beispiel von Kriegsverwirrung hingenommen, bemerkte aber allgemein, daß ein Geflecht ehrenhafter Verpflichtungen bis in die Gegenwart die Politik, vornehmlich die Personalpolitik, bestimme. Im damaligen Geflecht ehrenhafter Verpflichtungen jedenfalls hätte, nachdem der erste Schlag geführt worden war, gleichgültig gegenüber rationalen Lagebeurteilungen, keine der großen Mächte beiseitestehen können, ohne ihr Gesicht zu verlieren. Die Macht war Persönlichkeit geworden, sie maßte sich ein Gesicht an, das zu verlieren keinesfalls hinnehmbar war: so weit hatte man es im 19. Jahrhundert mit der Abstraktion getrieben: Ehrenmänner schickten ins männermordende Getümmel ihre Söhne, die schrecklich gut erzogen der Weisung ihrer Väter folgten, als wäre es ihre Pflicht. „Die deutschen Kommentfähigen konnten sich auf einen Krieg, den zu gewinnen rechnerisch nur minimale Chancen bestanden, einlassen, weil es in *erster* Linie galt, die *Ehre* zu bewahren und nicht, einen Sieg zu erringen.“ Mit Anzeichen von Verwirrung oder Ermüdung suchte Müller-Brentano seine Überlegungen zusammenzufassen: „Verstehen sie mich recht: Diese Leute haben ihre Verantwortung, und das ist nicht nur ein leeres Wort, und darin besteht die Anklage, die ich mit meinem Buch erhebe: sie haben ihre Verantwortung gegenüber Deutschland nicht erfüllt. Es ging ihnen nicht um das Wohl unseres Landes, sondern um die Ehre, um ihre eigene Ehre.“ – Ein wenig noch kreisten unsere Worte um sich selbst, ich verwies auf die problematische Quellenlage und die unüberschaubare Kleinarbeit bei der soziologischen Zuordnung von Schuld. Als Ersatz für seine schichtspezifische Schuldtheorie bot ich meinem Auftraggeber die wackelige Konstruktion der bismarckschen Verfassung an, die unzulängliche Demokratisierung des Reiches, die unterentwickelte Diskussionskultur, um zu erklären, warum man dem Krieg nicht ausgewichen war. Wir wechselten noch verschiedene Worte, vergaßen, was wir eigentlich sagen wollten, endlich versandete unser Gespräch. Es war Spätnachmittag, Christiane war unruhig geworden, sie hatte noch anderes im Sinn, worauf Müller-Brentano als Gentleman unverzüglich einzugehen gewillt war. Vorher aber, vorher mußte er endlich seine Tabletten einnehmen. Und mich, der sein Brot verdient hatte, zog es heim zu Tabak & Wein.

Beim nächsten Mal gingen wir ohne Christianes Gesellschaft verschiedene Thesen durch. Dr. Lüder Müller-Brentano genoß es, mir seine Gedanken und Vorstellungen vorzutragen, die sich im Verlauf der Monde, und es sollten ja Jahre werde, während derer wir uns besprachen, unmerklich oder sprunghaft jedenfalls beständig wandelten. Unabänderlich aber blieb all die vielen Jahre hindurch sein Staunen: „Was über diesen Fall alles behauptet

wird!? – Da werden weitschweifige Thesen über die Gründe der Katastrophe entworfen und in Umlauf gebracht, dabei ist noch nicht einmal geklärt, was eigentlich geschehen ist.“ Seine Kaffeetasse abstellend und seine Lippen lek-kend begann er heiter ernst auch diesmal wie später noch so oft eines der Gespräche, wegen derer ich eigentlich angestellt worden war, weil sich sonst kein Zuhörer fand. Ihm waren ebenso wie mir die politisch gewünschten Darstellungen im Vorabend- oder im Abendprogramm unserer Fern-Seh-Geräte ein Greuel. Über jene, für ein Massenpublikum aufbereiteten Nachrichten, über diese wie Babybrei eingestampften Vorstellungen von unserer vertrackten Krise brauchten wir gar nicht erst miteinander zu reden. Diesbezüglich waren wir uns vollkommen einig. Aber auch die Historiker, darauf beharrte Dr. Lüder Müller-Brentano, als ob er mich damit frotzeln könne: die von der Zunft würden sich alle irren! Spitzbübisch lächelte er mir zu: „Sie haben zu viel gelesen. Es muß jemand kommen, der bloß 10% der Literatur aufarbeitet, um Klarheit in den Sachverhalt zu bringen.“ Er war entschlossen, diese Klarheit zu schaffen. Er war entschlossen, ausschließlich die fünf Krisenwochen zu behandeln, um das Geschehene ohne verwirrende Abschweifungen aufzuklären. Eine konzentrierte Analyse der verhängnisvollen Wochen sollte die Katastrophe aus sich selbst erklären. Vereinzelte Rückblicke, etwa auf die Balkankriege, die Marokkokrisen, die Kanonenbootkrise, die Daily-Telegraph-Affäre, oder wie die Krisen alle hießen, andauernd hatte es damals ja gekriselt, sollten nur dann angesprochen werden, wenn ihre Erwähnung dem Verständnis einer konkreten Sachfrage diene. Das Verhalten ausländischer Regierungen wollte er weder behandeln noch kommentieren. Mit Ausnahme von Österreich-Ungarn, was seines Erachtens in diesem Fall nicht wirklich Ausland gewesen war. Voll & ganz wollte er sich der Frage widmen: „inwieweit die deutschen Entscheider ihrer Verantwortung gegenüber Deutschland gerecht“ oder ungerecht geworden waren. Die deutsche Malaise hingegen, die Vorgeschichte also, über die unsäglich viele Deutungen im Umlauf sind, böte keinerlei hinzureichende Veranlassung, davon war Dr. Lüder Müller-Brentano überzeugt, in einer akuten Situation wie im Juli 14 unsachgemäß zu handeln. Letztlich und endlich könne und müsse in jedem konkreten Fall gemäß der jeweiligen Sachlage rational entschieden werden. Wo dies nicht geschehe, müsse gefragt werden, welcher Sachbearbeiter, und säße er auch auf hohem und höchstem Posten, den sachlichen Fehler warum verschuldet habe. Und nichts anderes wolle er mit seiner Arbeit erforschen. Auf eine langatmige Diskussion zünftiger Theorien vom „Griff nach der Weltmacht“ oder dem „kalkulierten Risiko“, die sich in den Dokumenten nicht nachweisen lassen, verzichtete er. Von umfassenden theoretischen Erklärungen, seien es solche des Kapitalismus, des Imperialis-

mus, Marxismus, Nationalismus, Liberalismus oder Feminismus, hielt mein Auftraggeber gar nichts. Dergleichen Großtheorien, darauf beharrte er, seien gänzlich untauglich, um die Handlungen erwachsener, also als verantwortlich anzunehmender Menschen ausreichend zu erklären. Theoretisch behauptete Strukturen, auf deren Gleisen Geschichte zwangsläufig zu verlaufen habe, seien eine gewagte und quellentechnisch kaum belegbare Abstraktion vom lebendigen Menschen, gegen die er sich entschieden verwahre. Genau genommen seien solch allumfassenden Geschichtstheorien unmenschlich, weil sie dem Menschen mit dem Recht auf freie Entscheidungen das Recht auf eine *andere* Geschichte absprechen. Und eine *anderer* Geschichte, auch davon war Herr Müller-Brentano überzeugt, wäre möglich gewesen, ja, die andere Geschichte, die nicht stattgefunden hat, sei die weitaus wahrscheinlichere weil vernünftiger, somit die eigentliche Geschichte gewesen. – Immerhin hatte dieses Reich seine erste Katastrophe, wenn auch beschädigt, überstanden, es wäre also ohne katastrophale Schläge lebens- und zukunftsstauglich gewesen. Warum war es nicht geglückt!?

Unser gescheitertes Reich ließ Herrn Dr. Lüder Müller-Brentano nicht los. An unsren gemeinsamen Tagen besprachen wir eine Welt von Gestern. Wieder kamen wir auf den vermaledeiten Blankoscheck zu sprechen. Um Vergangenes im Gegenwärtigen zu spiegeln, eine Beziehung zwischen Damals & Heute zu knüpfen, damit das Vergangene nicht neuerdings als bedeutungslos dem Vergessen überlassen werde, erwähnte ich den jüngsten Blankoscheck unseres Bundeskanzler. Als die Türme umgeworfen worden waren, versprach auch er dem Bündnispartner vor laufenden Kameras *unbedingte Treue*. Nun kämpfen unsere uniformierten Bürger am Hintern der Welt. Dabei sind die Händel und Stammesfehden in der Gegend dort unten nicht die Knochen auch nur eines Bundeswehrsoldaten wert. Darüber hätte man sich klar sein müssen und können, bevor man lauthals Ehrenerklärungen abgibt, für die andere den Kopf hinhalten müssen. Nun sterben am anderen Ende der Welt unsere jungen Männer für die Staatsraison: für die fernsehgerechte Treuerklärung eines Kanzlers. Am Hintern der Welt sterben unsere jungen Männer, damit unsere Bundesregierung nicht an Ansehen verliert, damit unsere Ehrenmänner ihr Gesicht wahren vor denen dort hinten am Hintern der Welt sowie im Kreis der edlen Freunde & Verbündeten als auch am heimischen Biertisch: „Als Ehrenmänner erscheinen in jeder Gegenwart immer wieder die gleichen Typen, diese Art Leute haben vermutlich mehr Unheil gestiftet, als alle Lumpen zusammengenommen.“ Aber Müller-Brentano ging auf mein tagespolitisches Gerede nicht ein.

Vom Sonnenlicht verlockt hatten wir die Wohnung längst verlassen, um im Freien unsere Besprechung mit frischer Luft zu würzen. In unserer Gegenwart angekommen schlenderten wir eine Weile schweigend durch die sommerliche Parklandschaft einen Entenkanal entlang zum Weiher und um ihn herum zum asiatischen Museum, dessen stilles Kaffee uns beide anzog. Dort gab es auch trinkbaren Tee, eine Seltenheit in unserer Stadt. Wohlge-
mut ging Lüder neben mir her mit schleppend tänzelndem Schritt, als hoppele er wie ein verträumtes Häschen seiner Wege, einmal strauchelte er. Auf den Wiesen am Weiher lagerten in kleinen Gruppen Studenten, junge Leute schwätzten, spielten, grillten, tranken, mitunter pflegten sie auch innige Zweisamkeit; und sommerlich leicht waren Studentinnen gekleidet. Das freute Müller-Brentano.

„Je mehr ich mich für Frauen zu interessieren begann, desto schlechter wurden meine Noten,“ erinnerte sich Lüder Müller-Brentano. „Das Vor-examen beispielsweise habe ich mit ‚gut‘ bestanden. Damals hatte ich noch keine Ahnung, was eine Frau sein könnte.“ Lüder hoppelte mit angewinkelten Ellenbogen über den Wurzelknorren einer urigen Weide hinweg. „Das erste Staatsexamen bewältigte ich mit ‚noch befriedigend‘. Aber meine Abschlußnote nach dem Referendariat war gerade noch ‚ausreichend‘. Ha, mittlerweile spukte ganz anderes durch meinen Kopf als Paragraphen. Ich war dermaßen verwirrt, daß es mir nahezu unmöglich war, mich auf Gesetzestexte oder juristische Expertisen zu konzentrieren. Sie kennen das? – Es war schon viel, wenn ich nach selbstquälerischen Nächten die erforderlichen Stunden zum Dienst erschien. Nunja, mit ‚ausreichend‘ war’s auch damals, als uns überall qualifizierte Menschen fehlten und ein Universitätsstudium ein noch nicht besonders häufiges Privileg war, fast aussichtslos, eine Anstellung zu finden. Nicht einmal im Staatsdienst war Platz für ein Ausreichend. Meine Bewerbungsversuche blieben fruchtlos. Schließlich erhielt ich eine Anstellung beim Lande Bremen für eine Stelle, auf die ich mich gar nicht beworben hatte. – Wie das möglich war? Der Obergerichtspräsident hatte, aus welchen Gründen auch immer, meine Unterlagen geprüft und entschieden: der Mann hat ja in der Vornote ein Befriedigend gehabt; ich ignoriere das Ausreichend der Abschlußnote und behandle ihn wie befriedigend. Nach diesem Urteil konnte und wurde ich vom Lande Bremen eingestellt. Der Obergerichtspräsident war übrigens ein Kollege meines Vaters gewesen. – Gewiß, darauf weisen sie zurecht hin, mein Vater lebte nicht mehr. Die beiden kannten sich von früher, sie saßen während der Diktatur auf bescheidenen Posten im Landgericht, beide waren Mitläufer, denn ohne formale Loyalitätsbekundung hätte man in der damaligen Justizverwaltung nicht einmal untergeordnete Posten bekleiden können. Da

die beiden Skeptiker Türe an Türe in der gleichen Behörde saßen, entstand zwischen ihnen bald eine freundschaftliche Verbindung. Nach dem Krieg konnten Juristen aus der zweiten und dritten Reihe, die Führungsebene war ja diskreditiert, in der Republik schnell Karriere machen. Mein Vater jedoch war ja bereits tot. – Wie dem auch sei, jedenfalls wurde ich auf Weisung des Obergerichtspräsidenten vom Lande Bremen eingestellt. Und weil in der Stadt bereits alle Posten besetzt waren, wurde mir angeboten, als juristischer Sachbearbeiter an die Bremer Landesvertretung nach Bonn zu gehen. So bin ich hierher ins Rheinland gekommen! Seitdem bin ich hier geblieben. Wo aber sind meine Jahrzehnte geblieben? ... Nein,“ antwortete mir Lüder, „ich bin am Rhein nicht rundweg heimisch geworden. Obwohl hier ja alle meine Kinder, mein drei Söhne sowie meine beiden Töchter geboren wurden. Dennoch: Bremen ist meine Heimat. Und ich fühle mich meiner Heimatstadt immer noch innerlich tief verbunden. Leider bin ich viel zu selten dort. Und es hat sich dort ja auch sehr viel verändert, fast alles.“ Ein Anhauch von Griesgram in seinen Gesichtszügen verflog nach einigen Atemzügen frischer Luft.

Sommerlich beschwingt, sich neugierig nach den Menschen und Dinge um uns her umblickend tänzelte Müller-Brentano mir voran in die Eingangshalle des asiatischen Museums, ohne einzelner Stufen zu achten glitt er traumwandlerisch die breite Treppe hinab, unterhalb derer nach einigen Schritten die ersten Tische & Stühle des Museumskaffees standen. Zwischen ihnen hindurch zog es uns, des schönen, warmen Wetter wegen, hintenheraus auf die Terrasse, dort ließen wie uns Wasser, Kaffee, Tee und Schokoladenkuchen auftragen. Gut aufgelegt löffelte Müller-Brentano seinen Süßkram und plauderte von seiner Tätigkeit für das Land Bremen. In der Landesvertretung zu arbeiten, also in der Botschaft des Landes Bremen beim Bund, war damals für den jungen Mann etwas besonderes. Gewissermaßen war es, wenn man dort als examinierter Jurist tätig war, eine ausgezeichnete, eine privilegierte Stellung. Dort mußte man sich nicht mit eigenwilligen Klienten herumplagen, wie später als freier Jurist, oder lukrative Mandate zu ergattern versuchen oder rentabel seine Zeit verplanen, überhaupt mußte man sich weder mit Finanzen Plagen noch Rechnungen schreiben. Personal Sorgen hatte man auch keine, das Einstellen & Entlassen erledigte eine zuständige Abteilung. Man teilte sich mit mehreren anderen Kollegen eine Sekretärin, die somit vollauf beschäftigt war. Für die examinierten Landesdiener war gut gesorgt, alles war geregelt und die Honorierung einschließlich Ministerial- & Hauptstadtzulage vorzüglich. Man hatte ja sein Land angemessen zu repräsentieren, man war Ansprechpartner für Beamte des Bundes oder anderer Länder. Da das Bremen über den Bundesrat auch an der

Gesetzgebung des Bundes beteiligt war, gehörte es zu den Aufgaben der Landesvertretung, die im Bundesrat zustimmungspflichtigen Gesetzesvorlagen auf ihre juristische Stimmigkeit zu prüfen, bevor die drei Bremer Delegierten, Bremen ist ein kleines Land, in der Länderkammer so abstimmen, wie es politisch abgesprochen war. In der juristischen Prüfung von zigfach bearbeiteten, ministeriell abgeklopften, durch zahlreiche Hände gegangenen Gesetzesvorlagen bestand die Arbeit Müller-Brentanos während seiner frühen rheinischen Jahren. Meist hatte er nach wenigen Stunden sein Tagespensum erfüllt, manchmal hatte er tagelang nichts zu tun; sein Schreibtisch war immer aufgeräumt. So ließ sich leben. Damals, in den 50ern und frühen 60ern des vergangenen Jahrhunderts galt es noch nicht als anstößig, unterbeschäftigt zu sein, sondern war Anzeichen gehobener Lebensführung. Und einige Male, wenn die Zuständigen Diplomaten nicht anwesend waren, konnte er im Bundesrat sogar für sein Land mitstimmen. Das war für Müller-Brentano eine gute Zeit. Nachträglich gratulierte ich ihm für einen dermaßen geglückten Einsieg ins Berufsleben. Einhellig stimmten wir darin überein, daß man es, wenn man schon des Geldes halber eine Anstellung haben müsse, kaum besser treffen könne.

Bevor die gutaussiehende junge Frau mit den Zwillingen und ihrem Mann, beide Eltern waren, zu Dr. Müller-Brentano Wohlgefallen, Juristen, ihren Wohnsitz nach Berlin verlegte, sah ich sie an einem meiner Nachmittage bei Herrn Müller-Brentano. Seine Tochter hatte Nugatröllchen mitgebracht, die Lüder genüsslich verspeiste. Zur Vollendung des Behagens schlürfte er zurücklehnt im Fernsehsessel süß schwarzen Kaffee: „Sei noch einmal Bedankt, Xenia, für die Leckerei, die hat mein Gemüt erfreut und meinem Herzen wohlgetan.“ „Aber du sollst doch nicht so viel Kaffee trinken, Lüder!“ „Nun, Töchterchen, du weißt doch, daß ich mehrere Leidenschaften habe, von denen sich zu lösen vernünftig wäre, welche Vernunft mir aber nicht gegeben ist.“ Mädchenhaft verdrehte Xenia ihre hellgrauen Augen und sagte grienend: „Wären sie doch bloß auf Kaffeetrinken und Leckereien beschränkt, deine Leidenschaften.“ Als ob Xenias Neckerei ihm geschmeichelt hätte, funkelten Lüder Müller-Brentanos Augen fröhlich, zurückgelehnt in seinem Fernsehsessel, lang die Beine ausgestreckt, die großen Hände auf den Oberschenkeln ruhend züngelte es zwischen seinen Lippen. Die beiden leuchtend blonden Knaben, vermutlich kaum drei Jahre auf der Welt, begannen zu quengeln, sie hatten ihren Süßkram vertilgt, sich von der Mutter Säfte einschenken lassen, ihre Gläser umständlich gelehrt, mit gebrauchtem Besteck Unfug getrieben, unsinnige Fragen gestellt, einander geneckt, saßen nun wibbelig auf der Erde vor dem niedrigen Tisch und warfen verein-

zelte schrille Schreie in den Raum. Es gab bei ihrem Opa für sie nichts zum Spielen. Xenia nutzte die Gelegenheit, um sich zu verabschieden, von mir mit Handschlag und von Müller-Brentano mit Umarmung. Die für den Heimweg verpackten Zwillinge gaben artig Händchen und verdrückten sich durch den Türspalt ins Freie.

Alleine mit mir in der Wohnung zurückgelassen nahm Lüder Müller-Brentano Xenias neckische Anspielung wieder auf, um eines seiner leidenschaftlichen Interessensgebiete wie üblich gesprächsweise zu vertiefen. „Xenia, meine Tochter, hält mich, und in diesem Punkte stimme ich ihr bei, für einen, das Wort stammt von ihr: *Erotomanen*.“ Dies Wort war mir nicht geläufig? „Nun, ich kann nicht anders, ich muß den Frauen nachgehen. Sie beschäftigen mich andauernd, und entsprechend muß ich handeln.“ Wie es zu einer dermaßen schwerwiegenden Manie gekommen sei, wünschte ich scherzeshalber zu erfahren. Für ihn aber was es ernst und er erzählte gerne davon. „Nun, das war nicht immer so; oder vielleicht doch? – Mein Vater war, ich glaube, ich erwähnte es schon, er war ungewöhnlich sittenstreng. Er war Weltkriegsoffizier, dann Jurist, wenn auch bloß ein kleiner Richter am Bremer Landgericht. Eigentlich nicht der Rede wert. Jedenfalls war er sogar für jene Zeit, die von manchen Leuten ‚golden‘ genannt wird, ungewöhnlich sittenstreng. Kurioser Weise denken die meisten Menschen bei Sittenstrenge in erster Linie an Dinge, die mit dem Geschlecht zu tun haben. Bei meinem Vater war es nicht anders. Mädchen kamen weder in unseren Gesprächen noch in unserer Wohnung vor; abgesehen natürlich von den DienstMädchen und der WaschFrau. Die aber waren streng angehalten, hochgeschlossen und bar jeder erotischen Ausstrahlung ihren Dienst schweigsam zu versehen, was ihnen offensichtlich nicht besonders schwer viel. Gewissermaßen lugte ihnen die Ärmlichkeit aus den Augen und, was in dieser Hinsicht schlimmer ist, von den Hüften. Diesbezüglich wird, lassen Sie sich das von einem Zeitzeugen gesagt sein, in den Romanen weidlich übertrieben, da werden ebenso wie in einschlägigen Filmen offenbar Phantasien von Leuten bedient, die niemals Dienstpersonal hatten. Und was meine Schwester Ruhnild betrifft, die selbstredend Mädchenbesuch erhielt, so waren die Sphären dieser Mädchen und die von uns Knaben auf das Strengste geschieden; ohnehin war sie ja damals erst ein Kind und also nicht der Rede wert. Was will ich damit andeuten? – Als ich mannbar wurde, hatte ich von Frauen keinerlei Ahnung. Unverständlicher Weise finden solch unbedarfte Naivität Schwiegermütter entzückend. – Entsprechend war meine erste Ehe unbefriedigend, durch und durch unbefriedigend. Damals, also in den 50ern, wußte ich ja nicht, worum es ging, also auch nicht, woran es lag, dachte ich doch, unser unbefriedigendes Eheleben wäre normal. War es ver-

mutlich auch. Einhellig hatte man mir Frauen von Kindesbeinen an als zurückhaltend, als wegen ihrer Empfindsamkeit so zurückhaltend, wegen ihrer *Zartheit* als verletzliche, nicht wirklich antastbare Gestalten der Bewunderung geschildert, deren Gefühlswelt mit der von uns Knaben gar keine und wo doch nur geringfügige Überschneidungen habe. Erst *viel* später wurde mir deutlich, daß meine erste Frau frigide war. Als ich heiratete, hatte ich doch keine Ahnung, worauf ich mich da einließ. Es gehörte sich eben so, hatte man eine ordentliche Anstellung, dann heiratete man. Meine zweite Ehe hingegen war bloß ein Irrtum, ein nach der Geburt von Gernot beendeter Irrtum. Aber, wie Sie bemerken, bin ich ein Spätzünder, während meiner Dritten Ehe begann ich herauszubekommen, worauf es im Umgang mit Frauen ankommt. Als müsse ich etwas nachholen wurde ich geradezu süchtig nach dem endlich entdeckten erotischen Spiel, das mir von Mal zu Mal leichter von der Hand ging. Ich schwamm mich in kräftigen Zügen frei, was mir um so leichter wurde, als ich als Akademiker ohnehin gewohnt war, mich an Vorurteilen wenig zu kehren. Gewiß, *Gisela* war die Leittragende meiner gewonnenen Freiheit, aber selbstverständlich hatte ich auch an ihr, vor allem an ihrer unnachahmlichen *Mütterlichkeit* ganz schön zu beißen. – Nun, das ist Geschichte, seit einer Reihe von Jahren kommen wir leidlich gut miteinander zurecht. Ich muß sagen, sie ist mir nun eine bessere Unterstützung, als wenn wir unter einem Dach zusammenleben müßten. Ein Zusammenleben wäre gänzlich unmöglich!“ Kopfschüttelnd wandte er sich von mir ab, nippte an seiner Kaffeetasse und sah durch die großen Fenster in die Parklandschaft vor seinem Arbeitswohnzimmer. Schweigend ließen wir eine Weile des Nachmittags verstreichen, schließlich kam Müller-Brentano wieder ein Gedanke, den er mitteilen mochte.

„Meine Tagebücher! Neun oder zehn an der Zahl, könnten von einigem historischen Interesse sein und deshalb dereinst publiziert werden müssen.“ Ob er seine Zeit als Jurist bei der Bremer Landesvertretung beschrieben habe? Immerhin hätte er wachen Geistes und von gehobener Position Einblick in die Veränderungen unserer Gesellschaft während der Wiederaufbau- und Wirtschaftswunderzeit gehabt. Oder beschreibe er in seinen Tagebüchern seine Erfahrungen als Anwalt mit absurden Kriminellen und aberwitzigen Klienten? „Nein, in meinen Tagebüchern geht es ausschließlich um *Frauen*. –

In seinem Keller stapelten sich also die Tagebücher eines Erotomanen; ich war ganz Ohr, mehr über seine Leidenschaft zu erfahren, dergleichen findet regelmäßig massenhaftes Interesse, es zu publizieren könnte ein Verkaufsschlager also Kassenknüller werden, verfilmen läßt sich so was spielend. Sollte ich als Dr. Lüder Müller-Brentanos Berater durch die Veröffentli-

chung seiner manischen Frauengeschichten doch noch reich werden können? Gerne wollt er mir Einzelheiten aus der Geschichte seiner Manie erzählen, aber er konnte nicht mehr. Dr. Lüder Müller-Brentanos Medikamentierung schien an diesem Nachmittag nicht optimal zu sein, er wirkte plötzlich blaß, müde, erschöpft, seine rechte Hand zitterte leicht, irgendwie verdreht saß er in seinem Fernsehsessel: „Es kommen zu viele Erinnerungen. Meinen Vater konnte ich leider nicht genügend kennenlernen. Er hat die Katastrophe ja nicht überlebt – ich meine den Untergang meiner Heimatstadt Bremen. Gegen Kriegsende ist er umgekommen. Er soll, so sagte man uns, bei einem Bombenangriff umgekommen sein. – Aber als wir Brüder später die Sache nachprüften, stellten wir fest, daß kurioser Weise genau an jenem Tag im Oktober 44, als es unseren Vater erwischt haben soll, keine einzig Bombe auf Bremen geworfen worden war. Sein Tod, in jenem Jahr wurde ich 16, blieb im Dunkel und mir bleibt er ein Rätsel. – Ich bin mir alles andere als sicher, daß er mit meiner Lebensführung einverstanden gewesen wäre. Lange Zeit war mir das ziemlich gleichgültig. Aber je älter ich nun werde, desto näher kommt mir mein Vater. Anscheinend. Ich muß versuchen, mit ihm einen Ausgleich zu finden, mich mit ihm auszusöhnen, irgendwie die Spannungen zwischen uns aufzulösen, ... du verstehst doch in etwa? – gut, sehr gut.“



3 Die Schuldigen oder Ehe und Beruf

Indem unser erster Frühling vorübergegangen und es sommerlich geworden war, besuchte ich Herrn Dr. Lüder Müller-Brentano ziemlich regelmäßig jede dritte bis fünfte Woche Donnerstags. Da mein Auftraggeber an seinen Donnerstagen anderer Bindungen so gut wie lediger war, wurde dieser Wochentag unser Gesprächstag. Wir hatten uns angewöhnt, daß ich ihn abholte, um gemeinsam zum Mittagessen im deutschen Wirtshaus an der Ecke einzukehren oder wahlweise in den italienischen Flair der Nobelpizzeria an der Hauptstraße seines Stadtviertels auszuweichen. Spätestens zum Nachtisch, jedenfalls den Nachmittag hindurch, sei es in seiner Wohnung oder auf einem Spaziergang den Entenkanal entlang mit anschließendem Kaffee, wahlweise Tee, selbstverständlich zu beidem Gebäck oder Eis, denn Herr Müller-Brentano mochte Süßkram, besprachen wir die Entstehungsgeschichte der Katastrophe.

Mitunter erzählt Dr. Lüder Müller-Brentano dann anschaulich humorige, teils haarstäubende Einzelheiten aus dem vertrackten diplomatischen Geschehen in jenem längst vergangenen Juli. Im Verlauf unserer ersten gemeinsamen Monde redete ich ihm verständnisvoll aus, den Grund für das Versagen der deutschen Außenpolitik schichtenspezifisch zu erklären, indem er ihn, den Kriegsgrund, kurzerhand den duellfähigen Krautjunkern in die Stiefel schob. Die Quellen, versicherte ich ihm, geben für diese These kein ausreichendes Material her. Weder diese noch jene Schicht lasse sich, so setzte ich ihm umständlich an verschiedenen genealogischen Beispielen auseinander, soziologisch argumentationssicher, somit gerichtsfest & verurteilungsreif definieren. Schließlich, auch an unser Gespräch mit Christiane zurückdenkend, gestand er mir an einem der lichten Spätsommertage jenes verregneten Jahres auf einem Spaziergang durch die Parklandschaft am Weiher, sich über das soziologische Quellenproblem bisher keine ausreichenden, vielleicht mangels eines Gesprächspartners keine deutlichen Gedanken gemacht zu haben. Allzu folgerichtig sei es ihm in seinen Selbstgesprächen bisher erschienen, die Schuld der Kommentfähigen einwandfrei belegen zu können, ja zu müssen. Aber, das sehe er dank meiner Einwürfe nun deutlich, das sei unmöglich, dann könne man gleich rassistische Kriterien für Schuld aufstellen. Im Rückblick bleibe das Junkertum als Schicht vage. Die Familienverbindungen der als Kriegstreiber verdächtigen Männer fransen sowohl zum Hochadel als auch zum ökonomisch akademischen Bürger-

tum hin unübersichtlich aus, über die Generationen hinweg vermengten sich die Stände gar wie Kraut & Rüben, von den unstandesgemäßen Verquickungen illegitimer Sprößlingen ganz zu schweigen. Und auch die so unterschiedlichen kommentfähigen Gruppierungen, wenn man sie in einer Momentaufnahme als gegebne Größen auffasse, waren in ihren politisch weltanschaulich ökonomischen Zielsetzungen alles andere als einheitlich. Eine gemeinsame Absicht, gar eine gemeinsame Kriegsabsicht konnte den Oberschichten nicht untergeschoben werden. Und von einer Rasse der Krautjunker, der biologisch kriegswillige Besonderheiten zuzuordnen wären, konnte überhaupt keine Rede sein. Im Gegenteil, immer wieder hatten Junker jüdisch geheiratet, um sowohl physiognomisch ansehnlicher zu werden als auch ihre maroden Güter finanziell zu stabilisieren. Obwohl die halbfreien Junker zweifellos in der Bürokratie, mehr noch im militärischen Apparat des Kaiserreichs eine tragende Rolle gespielt hatten, waren sie ja, zu ihrem eigenen Leidwesen, weit davon entfernt die maßgeblichen Herren im Staate zu sein. Wie sollte man also ihr schichtspezifisches Handeln definieren? Wie sollte man es aus dem Konzert der Handelnden herauslösen und einzelne kriegsverursachende Handlungen, insofern solche überhaupt exakt auszumachen waren, den Vertretern dieser einen Schicht punktgenau zuordnen können? Indem mir Müller-Brentano auf seine Weise Einwände gegen die Exklusivschuld seiner Junker vortrug, überzeugte er sich selbst von der quellentechnischen Unmöglichkeit, eine bestimmte Bevölkerungsgruppe begrifflich zu isolieren, um ihr die Verantwortlichkeit für die Geschichte zuzuschreiben.

Vor den wechselnden Hintergründen unserer Gesprächsorte: in Wirtshaus oder Pizzeria, im asiatischen oder einem altbackenen Kaffee, auf einer Parkbank am Entenkanal oder beim Spaziergang durch die Grünanlagen um den Weiher herum, an seinem Küchentisch mit Tassen Tellern Speisekrümeln oder in seinem Arbeitszimmer umgeben von Bildschirm, Büchern & Papier sehe ich sein Gesicht: sehe diesen wuchtigen Schädel, haarlos beinahe, längliches Oval mit blaugrauen Augen, sehe die buschigen, bei Erfindung eines neuen Gedanken überm Funkeln hochgewölbten Bögen seiner Augenbrauen, tief gefurchte Stirn, die Wangen von einem Netz knittriger Falten überzogen, sehe das Spiel seiner wulstigen, unablässig bewegten Lippen, zwischen denen seine nach Worten und Süßkram lüsterne Zunge flackert, die große, porige, flaumig behaarte Nase, die sich mit den Jahren immer weiter hinab zur Oberlippe neigte, sehe die sonnendurchleuchteten Teller seiner Ohren, rastlos redender Greis, Gedanken klöppelnd, Bilder suchend, Worte werfend, gewesenes Leben zergliedernd, Vorstellungen aneinander

stückelnd. Voll war dieser Wuchtige Schädel von Nachrichten aus einer Welt, die mein alte Müller-Brentano nicht gesehen hatte; allenfalls sein Vater.

Bei unseren Mahlzeiten Spaziergängen Kaffeeplaudereien ergab es sich beiläufig wie von selbst, daß wir über jenen längst vergangenen Sommer von vor zwei Kriegen hinaus auch von ihm, von dem leibhaftig anwesenden Lüder Müller-Brentano sprachen. Immerhin hatte er ein langes Leben hinter sich, mit dessen Verlauf er immer noch nicht im Reinen war, worin ihm manches rätselhaft geblieben war, worüber also weiterhin zu denken und, insofern sich ein geneigtes Ohr fand, zu reden ihm aufgegeben blieb. Beispielsweise war wie im Leben so auch in der Landesvertretung nicht durchwegs eitel Sonnenschein und Zuckerlecken gewesen. Die Alltage in der Landesvertretung waren öde. Und man durfte es nicht sagen; niemandem konnte man das Leiden an dieser alltäglichen Ödnis verständlich machen. Hätte sich wer über die Zustände beklagt, er wäre als undankbarer Nörgler wenn nicht gar als irrwitziger Spinner geächtet worden. Es gab nichts auszusetzen. Vernünftiger Weise betrachtet war alles aufs Beste gestellt. Lüder Müller-Brentano konnte als einer von jenen Männern gelten, die auf der Welle des Nachkriegsaufschwungs ritten: sein vom Munde abgespartes Studium hatte sich bezahlt gemacht, es hatte ihm bereits in jungen Jahren zu einer Rundumversorgung auf hohem Niveau verholfen, er war auf einem beneidenswerten Werdegang, er war gut verheiratet, so die einhellige Meinung von Bekannten & Verwandten, ihm wurden die Freuden der Vaterschaft zu teil, nach Julian wurde ihm mit Gunter ein zweiter Sohn geboren, der Erwerb eines Einfamilienhauses am Stadtrand stand in Aussicht. Er selbst wußte damals nicht zu sagen, woran es lag, ihm war schleierhaft, soweit er sich mir gegenüber erinnern konnte, worin die Ursache seines damaligen Unbehagens lag? Ausbrechen! Wenigstens sich gehörige Bewegung verschaffen, danach verlangt sein Körper und sein Geist machte mit, er fand die Wege. Müller-Brentano durchwanderte die Eifel. Selbstverständlich nicht in einem durch, sondern stückchenweise. Damals, während seiner ersten merkwürdigen Ehe, machte er sich an beinahe jedem Wochenende zu einer Tageswanderung durch die Eifel auf, indem er einfach von Bonn Richtung Süd-Westen losging und abends mit dem Zug heimkehrte. Am nächsten Wochenende fuhr er mit dem Zug zu dem Ort, bis zu dem er das vorige Mal gelangt war, und pilgerte von dort zum nächsten oder übernächsten Ort mit Bahnhof, von wo er zurück nach Bonn fuhr. Am folgenden Wochenende machte er seinen Marsch von der letzten Bahnstation zur nächsten und so fort. Mit den

Jahren kam er über Trier und den Hunsrück zurück an den Rhein bei Koblenz.

Einmal aber, er hatte ein Wochenende abgepaßt, an dem seine Gattin anlässlich eines Verwandtenbesuch nach Bremen zu reisen beabsichtigte. Richtig abgepaßt und vorbedacht hatte er sein Wochenende. Wie gewöhnlich bereitete er seine Wanderung vor. Diesmal, da seine Gattin verreiste, war eine Übernachtung in der Eifel vorgesehen. Er ließ sich von seiner Gattin, deren Zug erst am Nachmittag ging, zum Bahnhof begleiten und bestieg, damit alles seine Ordnung habe, den Regionalzug in Richtung Trier. Aber! Er übernachtete nicht, wie abgesprochen, in einem der Wirtshäuser am Wanderweg, sondern an seinem Ziel nahm er den nächsten Zug zurück. Wie ein Dieb umschlich er seine Wohnung, um sich zu vergewissern, ob seine Gattin tatsächlich abgereist war – so wartete er die Dunkelheit ab, das Erlöschen der Lichter auch in den Fenstern seiner Wohnung. Der Moment war gekommen, er nahm seinen Schlüssel, öffnete die Haustür und huschte stiekum ohne Licht die drei Treppen hinauf in seine Wohnung. Keiner konnte etwas daran aussetzen haben, wenn er zu nachtschlafender Zeit heimkehrte, dennoch mochte er im Hausflur nicht bemerkt werden. Im Schlafzimmer entkleidete er sich, um dann in das Zimmer des Kindermädchen zu schleichen und sich, ohne ein Wort zu sagen, zu ihr ins Bett zu legen. – „Die Nacht war ungewöhnlich schön. Ich erinnere mich an diese Begebenheit mit besonderer Freude, gerne würde ich es gelegentlich wiederholen?“

Säuberlich hatte er seinen Nachtschisch verzehrt, nun nahm er pünktlich seine Pillen und atmete durch, als ob er wesentliche Pflichten des Tages erfüllt hätte. – „Christiane! Wir haben noch gar nicht über Christian gesprochen. Welchen Eindruck macht eigentlich Christiane auf Sie?“ Auf dem Heimweg durch die Straßen seines Stadtviertels erzählte ich ihm von meinem Eindruck und er mir von seiner Geliebten. Meine konventionellen Komplimente bezüglich der aus Christianes Erscheinungsbild mutmaßlich ableitbaren, selbstbewußt modernen Persönlichkeit sowie meine augenzwinkernd einverständliche Hochachtung wegen seiner für einen Mann in den Siebzigern verhältnismäßig ach so jungen Geliebten, sie konnte kaum zwei drei Jährchen die Vierzig überschritten haben, nahm Müller-Brentano schmunzelnd seine Ober- an Unterlippe wetzend entgegen. Vorgebeugt, den Schlapphut im Nacken, den schwarzen Mantel offen, den roten Schal einer Stola gleich herabwallend, tragt er, die Linke am Rücken zur Faust geballt, mit der Rechten rudernd, neben mir her. „Christiane!“, begann er im Tonfall eines seiner gewöhnlichen Julikrisenvorträge, „war einer dieser Glücksfälle, dank derer

Ein jeder von uns das Leben besteht. Vergangenes Jahr lernten wir uns bei einem dieser Neujahrsfeste kennen. Sie war ohne Begleitung und ich, nun ja, ich war interessiert an einer Frau ohne Begleitung. Ein Wort ist leicht hingeworfen, eine Antwort wird gegeben, man spricht über dies und jenes miteinander, Inhalte sind unerheblich, sie bieten Gelegenheit, sich zu verstehen, man versteht sich auch, verabredet sich, findet Gefallen aneinander, und die Dinge nehmen ihren Lauf. So ist das für gewöhnlich. Nun sind wir ein Paar.“

Natürlich waren die Beiden ein etwas merkwürdiges Paar. Obwohl in jenem Jahr, als Müller-Brentano seine Christiane kennenlernte, er noch beeindruckend ansehnlich und Auto zu fahren in der Lage war, begann ihn seine unverkennbar heraufziehende Krankheit zu demoralisieren. Beide waren in jenen und auch in späteren Monden der Anlehnung an einen anderen Menschen bedürftig. Bei Christiane war das mit dem Leben nicht ganz so reibungslos von Statten gegangen, wie es in unserer wohlhabend geordneten Zeit für einen Lebenslauf selbstverständlich geworden ist. Lüders junge Geliebte gehört zu der Generation jener selbstbewußt klugen Frauen, die willens & fähig sind, wozu sie von Kindesbeinen an ermuntert wurden, ihren *eigenen* Weg zu gehen. Jedoch ist bei vielen von ihnen oft sowohl der Jobb, dem sie gerade nachgehen, wie der Mann, mit dem sie gerade das Bett teilen, leider nicht der richtige. Christiane ritt nicht auf der Welle wirtschaftlichen Aufschwungs, sondern war arbeitslos. Wie so viele ihrer Generationssinnen hatte auch sie ein Universitätsstudium absolviert. Wie so vielen anderen hatte auch ihr in der seinerzeit bis dahin nie dagewesenen Fülle der Möglichkeiten eine Richtschnur gefehlt, an der entlang zu erkennen gewesen wäre, was warum und auch wozu der Mühe wert sein könnte. Um sich viele ihrem Wesen und dessen dunklem Drang entsprechenden Möglichkeiten offen zu halten, hatte sie einen respektablen Abschluß in *freier Kunst* gemacht. Da sich ihr Studium nicht bezahlt machte, ergänzte sie es durch ein Brotstudium. Die nun doppelt studierte Ergotherapeutin, die von Amtswegen dazu weitergebildet worden war, bei Arbeitsabläufen die jeweiligen Körperhaltungen zu kontrollieren und korrigierend zu optimieren, um durch Fehlhaltungen bedingte Krankheiten zu reduzieren, lebte, da verschiedene Weiterbildungsmaßnahmen ihren Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung aufgezehrt hatten, von der Sozialhilfe. Große Sprünge konnte sie nicht machen. Offenbar hatte unsere Leistungsgesellschaft keine Verwendung für Christiane. Jedoch, im Unterschied zu mir, so vertraute mir am Küchentisch Müller-Brentano mißmutig auf seinem Gebiß kauend an, wurde sie ihrer reichlich freien Zeit nicht froh, sondern suche unentwegt Schuldige. Ihr sei es unmöglich, sich damit abzufinden, daß ihre beeindruckenden Qualifikationen nicht

nachgefragt werden. Unentwegt hadere sie mit ihrer mißglückten ökonomischen Lage! Ihr Gemütszustand schwanke zwischen empört, verzweifelt, anklagend aggressiv, wildwütig, müde enttäuscht; Selbstmordgedanken kommen ihr mitunter, schlaflose Nächte plagten sie. Ich solle bloß nicht glauben, daß es durchwegs angenehm sei, Umgang mit ihr zu haben, es sei eher aufreibend. Manchmal habe er den Eindruck, als mache sie ihm verholten Vorwürfe, daß er es in dieser Welt zu materiellem Wohlstand gebracht habe; mitunter behandle sie ihn wie jemanden aus dem feindlichen Ausland.

Wiederholt hatte Herr Müller-Brentano daran gedacht, Christiane zu sich zu nehmen und der Einfachheit halber zu alimentieren, um ihre Existenznot loszuwerden. Aber damit wäre der jungen, kräftigen, auf ihre Selbständigkeit und ihren Eigenwillen beharrenden Frau wenig geholfen gewesen. Überhaupt war sie anscheinend für Hilfe von Außen schwer zugänglich. Sie mußte tatsächlich, so Müller-Brentano in all seinen Gesichtszügen und mit geballter Faust um eine Lösung ringend, ihr Leben selbst in die Hand nehmen und, da sie anderes Vermögen nicht besitze, irgendeiner Arbeit nachgehen, die ihr mißfällt. Aber als stünde sie sich selbst im Weg, drehe sie sich beständig wie eine gefangene Wildkatze im Kreis und verweigere, ihre Abneigung zu überwinden. Und zu jedem denkbaren Vorschlag fielen der klugen Christiane sogleich eine Fülle von Gründen und Gegengründen ein, die unwiderleglich darlegten, warum es so nicht geht, dieser Posten unmöglich das Richtige sein könne. Und wenn sie es dennoch einmal auf einem Arbeitsplatz versuchte, erwiesen sich in Kürze die Mitarbeiter, die Chefinn allen voran, als unerträglich. Nie sei es ihr recht, klagte Lüder. Sie schien einer von jenen schwierigen Charakteren zu sein, für die es keinen gangbaren Ausweg gibt, deren Lebensknoten offenbar nicht zu lösen ist, was Lüder verzweifelte Gedanken machte. Irgendeiner Brottätigkeit, altersstarr beharrte er auf diese Maxime, müsse aber nachgegangen, ihr müsse ohne mit der Welt oder gar sich selbst zu grollen nachgegangen werden, schlicht weg um des Brotes willen, des Wertes an sich selbst. Groll aber mache alles noch schlimmer, Groll vermiese einem alles und jedes, ihn gelte es vor allem anderen zu überwinden. Etwas zu tun, das einem nicht zusagt, und zwar eine geraume Zeit zu tun, was einem nicht zusagt, darin sah Müller-Brentano eine unverzichtbare Passage der Persönlichkeitswerdung. Wir Menschen sollten uns unbedingt darin üben, auf verlorenen Posten auszuhalten. Wir verstanden uns in dieser Hinsicht, jeder von uns beiden hatte auf seine Weise vielfältige Umstände durchstanden, die ihm nicht zusagten. Uns gealterte Herren hatte die durchstandene Zeit bis zum Überdruß belehrt, in diesem Punkte so gehörig belehrt, daß wir unsere alltäglich gewordene Lebenshaltung eigentlich

nicht der Erwähnung für wert hielten, wonach weitaus wichtiger als die Erledigung irgendeiner Berufs- oder anderen Tätigkeit die Entwicklung einer gelungenen, also einer heiteren Persönlichkeit ist; gelingt sie, so erfreut sie, also bereichert sie sich selbst und andere. Fast alles Übrige ist bloß Geschwätz. Aber die junge Frau schien da anderer Auffassung zu sein. Sie fürchtete wie Moltke die russische Dampfwalze ihre Lebenszeit im Kerker sinnloser Zweckmäßigkeit zu vergeuden. Sie hielt es tatsächlich für möglich, ihr Leben vergeuden zu können. Sollte sie dem Geschwätz Glauben schenken? In seiner Hilflosigkeit fragte sich & mich Lüder oft, wie ihr zu helfen sei, doch wußten wir beide keinen Rat für dieses Rätsel Mensch.

Jedenfalls waren die beiden ein Paar, ein in so weit gewöhnliches Paar, als auch bei ihnen nicht alles reibungslos von Statten ging. Im Winter vor meinem ersten Besuch war Christiane bei Lüder ausgezogen. Tatsächlich hatten beide in seiner Mansarde wie in einer gemeinsamen Wohnung zwei Wochen lang das Zusammenleben geübt, vergeblich. Sie waren kein altes, eingespieltes Paar, konnten es auch nicht werden, ihre Rhythmen waren zu unterschiedlich, die junge Frau sowohl wie der alte Mann war zu unbändig eigenwillig für eine zweisame Wohngemeinschaft. Verwaltungstechnisch zeichneten sich auch Scherereien ab: indem sie bei einem Mann wohnte, nahm man von Amtswegen an, er würde, diesbezüglich sind Trauscheine irrelevant geworden, für sie aufkommen, folglich könne man ihre Sozialhilfe einsparen, wodurch sie ihren letzten Rest Selbständigkeit verloren hätte. Als ich dazu kam, hatte jeder der Beiden wieder seinen eigenen Lebensraum, seine eigene, wenn auch mehr oder weniger bescheidene, jedenfalls eingeschränkte Selbständigkeit. Sie konnten sich wieder von Gleich zu Gleich begegnen und einander beim Durchstehen von diesem oder jenem Alltagsunter die Arme greifen. Und Tatsächlich, die Beiden konnten einander helfen: er bot ihr mit seiner verständig breiten Schulter einen gewissen Rückhalt in widriger Welt und sie schenkte ihm etwas von jener Weiblichkeit, ohne die zu leben er für schal erachtete. Obendrein hatten beide gewisse Vorstellungen gemeinsam, beide verband ihr Einblick in eine fremde Weltanschauung, die ohne alle Sündhaftigkeit der Harmonie von Körper Geist Natur Kosmos schon im Diesseits teilhaft zu werden versprach. Auf dem Neujahrsfest dieser wohlstandsgemäßen Spielform einer buddhistischen Lehre, deren Niederlassungen mittlerweile in den besseren Vierteln unserer Stadt zu finden sind, waren sie sich begegnet. In die alkohol- und nikotinfreie Atmosphäre der dort üblichen Feiern kamen verhältnismäßig wenige Männer zu den ihrer Jugend entwachsenen und der Harmonie bedürftigen Frauen, denen in unserer Stadt die längst nicht mehr rot gewandeten Mönche eine Gelegenheit boten, um ungestört schweigend oder tanzend oder lächelnd den Übergang

ins kommende Jahr bewußt zu erleben. Bei dieser Gelegenheit hatte Lüder seine Christiane gefunden.

Herr Lüder Müller-Brentano hatte seinen lang gehegten Lieblingsgedanken von der Kollektivschuld der Junkersippen im Sommer fallengelassen. An einem meiner herbstlichen Donnerstagbesuche hielt er mir, kaum war ich zur Türe herein, die Kopie einer mit spitzer Feder gekritzelten antiquarischen Notiz unter die Nase: „Jagow ist Schuld!“ – Sein energischer Ausruf verschreckte mich. Verwirrt bat ich ihn, als Heimatkundler waren mir die Namen der kaiserlichen Ministerialbeamten nicht geläufig, mir näheres über diesen Jagow zu berichten. Gewiß, dazu fühle er sich geradezu verpflichtet, sein Blick leuchtete mich von Oben herab an: aber bei Luigi! Vorausgesetzt, ich würde seine Einladung annehmen? Mein Einverständnis unterstellend, wir Historiker sind Edelschmarotzer, drehte er mir den Rücken zu, warf seinen Regenmantel um, setzte verwegen den Schlapphut in die Stirn und geschwätzig schlenderten wir durch die Seitenstraßen seines Stadtviertels zu unserem Mittagessen in italienischem Flair. Auf dem Hinweg, während und zwischen den Gängen der Mahlzeit, zum obligatorischen Espresso, auf dem Verdauungsspaziergang den Entenkanal entlang stellte mir Herr Müller-Brentano seine frisch gebackene Theorie vor. Auf der Grundlage seiner umfangreichen, jahrelang gesichtet & gesammelten, nun entsprechend seiner neuesten Erfordernisse etwas umgruppierten Materialien meinte er belegen zu können, daß der Staatssekretär in Auswärtigen Amt, den wir heutzutage Außenminister nennen würden, während der Krise seinen Kanzler wissentlich & willentlich falsch instruiert habe. Warum? Damit der Kanzler ein Kriegsrisiko eingehe, das einzugehen er wissentlich gescheut hätte. Bethmann war ein Hasenfuß. Erst auf dem Höhepunkt der Krise, als das Heranbranden der Katastrophe unüberhörbar war, änderte Jagow, so Müller-Brentano, abrupt die Richtung seiner Politik und versuchte mit einer „Notbremsung“ den drohenden Großkrieg, dessen Wahrscheinlichkeit er vor seinem Kanzler, und vielleicht auch vor sich selbst, leichtsinnig heruntergespielt hatte, im letzten Moment doch noch zu verhüten. Bis dahin aber, bis zum letzten Moment also, folgte er seiner schriftlich fixierten Maxime: „Ich will den Krieg“. In zackigen Linien stand der Satz quer über dem Zettel geschrieben, den mir Lüder Müller-Brentano, unsere Suppenteller waren gerade weggeräumt worden, siegesgewiß lächelnd über den Tisch zuschob.

Das sei eine dummer Bemerkung, nicht ernst zu nehmen. Ein besserer Kommentar zu dem vermeintlich geschichtsträchtigen Schmierzettel fiel mir auf die Schnelle nicht ein. Seinen Kopf vorgeneigt schaute mich Müller-

Brentano mit seinem spitzbübischen Advokatenlächeln mitleidig an. Es sei nicht ersichtlich, versuchte ich meine Position zu verteidigen, in welchem Zusammenhang dieser frappierende Satz geschrieben worden ist, an welchem Punkt der Krise Jagow vielleicht wirklich diese ungeheure Auffassung vertreten hat, und welchen Krieg er gemeint haben könnte: den gegen Serbien? gegen Rußland & Frankreich? Gegen die Welt? Vielleicht habe er, wie manch einer seiner Kollegen, vorübergehend mit dem Gedanken gespielt, ein kleiner Balkankrieg wäre vorteilhaft für die deutsch-österreichische Stellung in der Welt. Also habe er seinen, für einen jungen Mann immerhin doch ziemlich gewagten Kriegswillen schriftlich festgehalten, um sich seiner eigenen Meinung zu versichern. Erst in Niederschriften vergewissern wir uns unserer Gedanken. Sonst vergessen wir sie.

Mein Gedankengang befriedigte Herrn Lüder Müller-Brentano nicht. Um mich zum Glauben an Jagows Kriegsschuld zu bekehren, erzählte er mir dessen Geschichte während der Krise: Offenbar gab es gar keine andere Möglichkeit, so stellte Lüder es jedenfalls dar. Irgendwer mußte doch diesen unsinnigen und unnötigen, um nicht zu sagen blöd-sinnigen Krieg, wenn nicht herbeigeführt, so doch fahrlässig zugelassen haben. So etwas passiert doch nicht von selbst. Jemand mußte die Katastrophe verschuldet haben, davon war damals Müller-Brentano überzeugt. Und diesen Jemand galt es dingfest zu machen, sein Kopf mußte fallen. Und Jagow war prädestiniert für diese Rolle. Eine andere hochrangige Persönlichkeit, so versicherte mir mein Gastgeber, stand gar nicht zur Verfügung, um einen Krieg sowohl zu wollen als auch seinen möglichen Ausbruch tatsächlich begünstigen zu können. Der Kanzler habe zwar bis in die Gegenwart eine miserable Presse, mit Maulwurfshand wischte der alte Advokat den Zeitungshügel weg, aber, was auch über ihn geschrieben wird, einen Krieg wollte Bethmann nicht. Der Chef des Generalstabs Moltke gar fürchtete ihn, den großen Krieg, depressiv machte ihn allein die Vorstellung heranstürmender Russen. Tirpitz war ein Sicherheitsfanatiker, der war entschieden gegen jedes selbstzerstörerische Risiko, zu sehr hing er an jedem teuer erkauften Schiff seiner Flotte. Falkenhayn befürwortete in den Akten seines Kriegsministeriums tatsächlich einen Krieg, jedoch nur für den Fall, daß ein kleiner handlicher Krieg überschaubar und begrenzt, also siegreich geführt werden konnte, was aber in diesem Fall unwahrscheinlich war. Genau besehen, so meinte Müller-Brentano feststellen zu müssen, wollte den Krieg eigentlich keiner. Unser Kaiser schon gar nicht; der sei zwar ein Großmaul, ein „sentimentales Großmaul“ gewesen, gewiß, aber im Kontrast zu seinem Großvater, dem nominellen Sieger dreier Kriege, wäre unser letzter Wilhelm gerne als Friedens- & Wohlstandskaiser ins deutsche Pantheon bei Regensburg getragen worden. Und der andere,

der Kaiser Franz Joseph sei entschieden zu alt für irgendwelche Abenteuerlust gewesen. Kummervoll schaute der Greis auf sein zerbröselndes Reich, hatte man ihm doch gerade wieder einen Thronfolger, einen entschiedenen Anhänger der Friedenspartei übrigens, weggeschossen. Keiner wollte ihn, aber alle erwarteten ihn, den Untergang der Epoche nämlich. – Wie vermeidet man etwas, das jedermann erwartet? Das Krisenmanagement im vertrackten System der europäischen Diplomatie, in jenem zerbrechlichen Gefüge aus selbstherrlichen, eifersüchtig um ihre Ehre besorgten, mißtrauisch hochgerüsteten Mächten konnte nur dann erfolgreich sein, wenn die Manager der Krise, weil sie, die als Einzige die Lage überblickten, also zum Erhalt des Friedens keine Alternative sahen und deshalb über ihre Grenzen hinweg miteinander zusammenspielten. Um den Frieden zu erhalten mußten alle Beteiligten gemeinsam dafür sorgen, daß in der großen Maschinerie der Diplomatie jedes Schraubchen richtig gestellt wird. Eines dieser Schraubchen im Gefüge war Jagow, Gottlieb von Jagow, der kurze Gottlieb von Jagow. Der damals junge, unbedarft zuversichtliche Mann, einer jener Allerweltstypen aus gutem Hause, die, weil sie rasch Karriere machen, das Wesentliche begriffen zu haben meinen, war alles andre als seinem Amt gewachsen. Der Leichtigkeit seines Wesens fehlte das Gewicht der Lebenserfahrung, das Augenzwinkern erprobter Lebemänner, die den Forderungen der Ehre beiläufig, also ohne allen blutigen Ernst genüge zu leisten verstehen. Aber solche, sowohl am gedeckten Tisch im kleinen Kreise als auch beim internationalen Beutemachen verträgliche, weil vielgesichtige Lebemänner hatten bereits an der vorvergangenen Jahrhundertwende ihren angestammten Einfluß verloren und waren zunehmend von humorlosen, technokratisch geschulten Günstlingen abgelöst worden. So in Etwa lamentierte Herr Müller-Brentano, bevor er, da seine Süßspeise aufgeessen war, bei Luigi, der sich, um uns eine Ehre zu erweisen, persönlich nach unseren Wünschen erkundigte, zur Krönung Espresso bestelle. So angeregt redete er mir lebhaft gestikulierend ins Gewissen:

„Sein Vorgänger, *Kiderlen-Wächter*, auch so eine kurzlebige Gestalt, war wenigstens ein, wenn auch bedenklicher, so doch immerhin Charakter: ein Lebemann wie aus dem Bilderbuch, der sich zu inszenieren verstand, und sich mit dem französischen Botschafter, *Jules Cambon*, vor-züglich versand. Beide rauchten schwere Zigarren, Brasil. In der Adria-Krise 12 hatte Kiderlen-Wächter der Wiener Politik auf dem Balkan *deutliche* Grenzen gesetzt. Er hatte, ebenso wie Bülow, der Kanzler der *Diagonalen*, wegen seiner Kunst der Vereinbarkeit des Unvereinbaren auch *die Schlange* genannt, beide also hatten konsequenter Weise die Annäherung zu England gesucht und

die Seemacht in kleinen ja kleinsten Schritten umworben. Ach, wer war nicht alles der Dayly-Teleraph-Affäre zum Opfer gefallen!“ Auf sein trockenes Husten nippte Müller-Brentano den Espresso hinweg. Nachdem er bezahlt hatte, erzählte er mir, auf unserem Verdauungsspaziergang mehrfach innehaltend, die Geschichte des kleinen Gottlieb von Jagow in verhängnischwangeren Stunden.

„Mit Jagow aber hatten die Junker-Generäle von der Kriegspartei einen ihrer Gesinnungsgenossen beinahe im Zentrum der politischen Entscheidung plaziert. Nur Kanzler wäre noch besser gewesen. War es Übermut oder Leichtsinn? Jedenfalls war Jagow überzeugt davon, daß *Serbien*, und mit ihm Rußland, bei Gelegenheit von Österreich gedemütigt werden müssen, um auf ihre Kosten die Donaumonarchie endlich wiedereinander zu stärken und somit das Ansehen der Mittelmächte in der Welt zu festigen. Und mit dem Attentat war die Gelegenheit da! – *Wie* nutzte Gottlieb von Jagow nun die Gelegenheit?“ Wir hatten bereits die Grünanlagen am Entenkanal erreicht, als Lüder stehen blieb und Rechenschaft von mir forderte. „Wenn sie es nicht wissen, will ich es ihnen erzählen.“ Silenenhaft schmunzelte Müller-Brentano, leckte sich die Lippen und holte im Weitergehen mit geschwungenem Arm aus: „*Anders* als die meisten anderen Chefs war Jagow seit dem 6. in Berlin auf seinem Posten, denn er wollte sich seine Gelegenheit keinesfalls entgehen lassen. Und: Was tut er auf seinem Posten?“ Lüder starrte mich an. „Er tut nichts, gar nichts, wochenlang keine Stellungnahme des AA. Er läßt Österreich gewähren, als ginge ihn die Sache gar nichts an. Dem Ultimatum vom 23. hatte er zugestimmt, ohne es überhaupt gelesen zu haben. Empörend! Überaus vernünftige, treffend richtige, teils eindringlich warnende Einschätzungen unseres Botschafters in England, *Fürst* Lichnowsky, ließ er, Jagow, in Einvernehmen mit seinem Sekretär Stumm, einfach nicht zu Kenntnis des Kanzleramtes gelangen. Das Auswärtige Amt hat also dem Kanzleramt Akten vorenthalten! Man bedenke, was für ein *Skandal*, in dieser Krise, Akten unterschlagen. Das ist eine Straftat! – Gehörte Jagow zum Geheimbund der Kriegspartei oder war er bloß Unfähig? Haben Sie eine Erklärung für sein Verhalten? Wenn ja welche? ... Sie also auch nicht. Er, Gottlieb von Jagow, anstatt seinen Chef über die aus den Hauptstädten der verzettelten Mächte laufend eintrudelnden Telegramme, Gutachten, Stellungnahmen unserer Botschafter penibel & pünktlich zu unterrichten, bestärkt den Kanzler nur, und, *Obacht!*, genau darin liegt seine verhängnisvollste Tat, er bestärkte den Kanzler in der Annahme: *England werde im Kriegsfall neutral bleiben*. Dies bedeutete nichts anderes als die Versicherung: mit einer Katastrophe ist nicht zu rechnen. Er belügt seinen Kanzler! – Ob er es tatsächlich war, wird nie zu erweisen sein, jedenfalls handelt er wie ein Agent der

Kriegspartei. Die Angehörigen dieser Partei pflegten den Kanzler, aber auch den Kaiser, über die Haltung Englands, wie über manch Anderes auch, systematisch zu täuschen. Warum? Weil sie den beiden nicht trauten; genau genommen: nichts zutrauten. Die von der Kriegspartei hatten berechtigte Zweifel an der männlichen Standhaftigkeit, sprich an der Kriegsbereitschaft von Kanzler & Kaiser: *Kaiser Hosenvoll* hatte Maximilian Hardens *Zukunft*, damals ein Massenblatt wie heute der Spiegel oder Stern, wenige Jahre vorher getitelt. Und um ein Haar wäre die Kriegspartei mit ihren Absichten gescheitert. Wider Erwarten wurde das Ultimatum von Serbien angenommen. Damit entfiel, so Wilhelm in seiner Randnotiz, jedweder Kriegsgrund. Dennoch ging *ihre* Geschichte weiter. Mit seiner Halt in Belgrad Initiative, dann auch noch mit seinem allerletzten, wenn auch absurden Versuch statt des Ganzen bloß einen *halben* Krieg nur im Osten zu führen, hintertrieb der Kaiser bis zum letzten Moment die Kriegswünsche. Angesichts der kaiserlichen Kriegsunlust fürchtete Moltke sogar, das die jahrelange Arbeit an seinen Aufmarschplan für die Katz sei, wenn im letzten Moment auch noch der Zar abspringt, ‚abschnappt‘ sagte er. Tschirschky in Wien, Heinrich Leonhard von, sieht sich vor dem K u K Außenminister blamiert, seine Privatpolitik konterkariert, seine Absichten zerschlagen als die aus Berlin endlich eintreffenden Weltbrandtelegramme darauf drängen, den Krieg abzublasen. Dennoch, sie setzten sich durch, Jagows Einsicht, daß nicht bloß ein Balkankrieg bevorstehe, sondern eine Katastrophe drohe, kam zu spät. Die undiplomatische, also endlich unmißverständliche Warnung Sir Edward Greys, wonach Britannien im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich unmöglich neutral bleiben könne, übermittelte Fürst *Lichnowsky*, *unser* Botschafter in London, sogleich nach Berlin, wo das Telegramm am 29. Juli gegen Dreiundzwanziguhr im AA eintraf. Jetzt erst, und das ist ein Skandal sonder gleichen! Dafür trägt Jagow ganz alleine die Verantwortung. Jetzt erst, tatsächlich, die Begebenheit hat ihre Komik, eine Stunde vor Mitternacht, sah die deutsche Führung ein, das der Ausbruch einer Katastrophe bevorstand. Erst jetzt, nachdem auf die Neutralität Britanniens definitiv nicht zu rechnen war, ändert Jagow abrupt seine Kriegserlaubnispolitik. Erst jetzt verfaßt er nächstens mit seinem Sekretär Stumm verschiedene Schreiben, die in Wien auf eine Verhandlungslösung mit Moskau drängen und die gegen Einuhr früh fertig sind. In einem dieser Telegramme heißt es unmißverständlich: wir ‚müssen es ablehnen, uns von Wien leichtfertig und ohne Beachtung unserer Ratschläge in einen *Weltbrand* hineinziehen zu lassen.‘ Es brannte schon, und noch fehlte die Unterschrift des Kanzlers. Und was tat Jagow, um für seine *Notbremsung* das Plazet seines Chefs zu besorgen? – Das wissen sie

nicht? Das ist oft beschrieben worden. Es verdeutlicht die Brisanz der Stunden, in denen klar wurde, was leichtsinnig heraufbeschworen worden war. Nächtens also schleicht Jagow aus dem Garten des Auswärtigen Amtes durch eine Seitenpforte in den Garten des Kanzleramtes. Dort ist alles dunkel, der Kanzler schläft, alle Türen sind verschlossen. Jagow, der kleine Jagow erbricht ein Fenster, klettert hindurch, tastet sich die Treppe hinauf ins erste Stockwerk, klopft an der Schlafzimmertüre des Kanzlers und bespricht mit ihm, der im Bett bleibt, die Weltbrandtelegramme. Zu spät. Mindestens drei Wochen zu spät wird versucht, das Abenteuer abzublasen! Es brannte bereits.“

Wir saßen schon eine Weile auf einer schattigen Bank unter Kastanien am Entenkanal, als Müller-Brentano seine Erzählung über Gottlieb von Jagow beendete. – Was war da zu tun? Ich würde ihm in einer Reihe von Gesprächen Jagows Alleinschuld behutsam ausreden müssen. Begleitend mußte ich mich in die Sachlage einlesen. Aber vorher galt es, ihm Medikamente zu geben. Damals achtete ich noch nicht auf seine Medikamentierung. Wir hatten die Zeit überschritten, seine Hände zitterten bereits, die Rechte klopfte in schnellem Takt auf ihren Schenkel. Mit der zitternden Linken kramte er in seiner Hosentasche nach Pillen, konnte keine finden, wurde unruhig. Wir standen auf, aber seine Beine fanden keine Schritte, er stolperte, strauchelte, hielt sich erregt atmend an meinem Arm fest. Hilflos blickte er um sich her & über den Kanal. Enten. Er fand keine Worte, lautlos öffnete & schloß sich sein Mund. Ich durchsuchte die Taschen seines Mantels, seiner Hose, vorne, hinten, fand keine Pillen. Heimzugehen schien unmöglich, festgewurzelt stand er da. Also bat ich ihn, sich an der Rücklehne der Bank zu halten, während ich von der Eisdiele an der nächsten Ecke nach einem Taxi telefoniere. Heimgebracht fand ich im Bad sein vorsortiertes Pillendepot, medikamentierte ihn und brachte ihn zu Bett. Nun war ich frei für das städtische Abendleben, für ihn aber war der Tag gelaufen.

Mir ist nicht mehr klar, wie wir von Jagow, den wir bei meinem nächsten oder übernächsten Besuch zerredeten, auf Müller-Brentanos erste Ehe kamen. Wir kamen aber schon beim Mittagessen im Wirtshaus an der Ecke auf diese erste Ehe zu sprechen. Sollte es der Sauerbraten mit Kohl auf Püree oder die Erwähnung von Jagows Jugend gewesen sein, die Lüder wieder an seine erste Ehe erinnerten, denn auch er war ja schon in Amt & Würden gewesen, als er heiratete. Und das rustikale Mahl in entsprechendem Wirtshaus an der Ecke könnte Erinnerungen an seine merkwürdige Ehe hervorrufen haben, weil er während ihrer Wochenenden auf seinen Eifelwanderun-

gen in ländlichen Wirtschaften zu speisen pflegte. Oder wollte er mir nur der Ordnung halbe seine Ehegeschichte zu Ende erzählen? Jedenfalls blieb für ihn trotz des erfrischenden Verhältnisses zu seinem Kindermädchen das Leben in der Bundeshauptstadt langweilig. Mittlerweile hatte er eine Ahnung, daß es anders sein könne. Schließlich quittierte Müller-Brentano den Dienst bei der Freien und Hansestadt Bremen und ließ seine Ehe scheiden. Seine gewesene Gattin zog in ihre Heimatstadt zurück und hielt sich an Lüder, der ihr entkommen war, schadlos, indem sie sich von ihm nach allen Regeln der Kunst aussteuern ließ. Damals hatte er anlässlich einer Ehescheidung noch ein quälend schlechtes Gewissen, weshalb er die Abzocke widerstandslos mit sich geschehen ließ. Die gewesene Frau Dr. Lüder Müller-Brentano hatte vor Gericht vermittels eines Jahrzehnts Ehe und zweier ausgetragener Kinder eine lebenslängliche Versorgung auf hohem Niveau erwirkt. Manch Lebenskünstler könnte vor Neid erblassen, aber die gewesene Gattin war unzufrieden. Immerhin entstammte auch sie einem ratsfähigen Bremer Geschlecht, für deren Angehörige materielle Versorgung eine Selbstverständlichkeit ist. Dem ungeachtet fühlte sie sich durch die Zurückweisung, die eine Scheidung bedeutet, gedemütigt. Für die ihr angetane, wie sei empfand & also meinte, unmöglich wieder gut zu machende Schmach rächte sie sich, indem sie Lüders Söhne quälte. „Das kann ich ihr,“ sagte mir Lüder, der seine damalige Frau anlässlich eines Familienfestes gesehen hatte, immer noch unfähig, gelassen mit ihr zu plaudern, „niemals verzeihen.“ Damals wurden wie selbstverständlich die Kinder der Mutter, so sie an der Zerrüttung der Ehe schuldlos war, zugeteilt; Lüder hätte in seinem neuen Leben ohnehin keine Verwendung für Heranwachsende gehabt. Von der Mutter erwartete man wie natürlich die beste Sorge für ihre Kinder. „Sie hat sie in der Wohnung gehalten, sie hat sie eingesperrt, ihre ganze Jugend hindurch hat sie die Jungen eingesperrt. Nur zur Schule durften sie hinaus, mußten aber sofort wieder zurück in die Wohnung. Vielleicht fühlte sie sich einsam, gewiß, das ist denkbar, aber ich glaube, sie wollte mich in den Jungen strafen, was ihr ja letztlich und endlich auch gelungen ist. Ich persönlich war ja unzugänglich für ihre Gewalt. Ich war ein Mann, der seiner eigenen Wege ging und dem sie nichts anhaben konnte. Aber die beiden Jungen, die waren ihr ausgeliefert. Jahrelang hat sie die beiden Halbwüchsigen im Haus eingesperrt, ihnen die Jugend verdorben, ihnen der Jugend Erfahrungen beraubt. Das ist furchtbar, es ist nie wieder gut zu machen. Die beiden jungen Männer haben mich schließlich gehaßt. Das hat sich später auch nicht zum Guten gewendet.“

Seine Kündigung bei der Landesvertretung, somit sein Ausscheiden aus dem Dienst der Freien und Hansestadt Bremen erwies sich als eine dau-

erhafte Verbesserung seiner beruflichen Lage. Seine Langeweile wurde deutlich weniger. Mutig eröffnete Lüder Müller-Brentano eine Kanzlei als freier Anwalt ohne Kompagnon. Er schrieb eine dieser knappen juristischen Promotionen über Aktienrecht und begann sich auf Ehescheidungen zu spezialisieren. Abgesehen von regelmäßigen Treffen mit seinen Brüdern verbrachte er seine Freizeit nicht mit Männern. Soweit ich erfuhr, hatte er außer einem Psychologiedozenten, später Professor, der ihn gelegentlich auf ein Gespräch und zum Schachspielen besuchte, keine Freunde. Seine neue Freiheit nutzte Lüder, um bald wieder zu heiraten. Noch wußte Lüder nicht anders damit umzugehen, wenn ihn, einen der Herren aus dem Dunstkreis des Wohlstands, angetan mit dem Glanz des Ansehens der Macht, wenn ihn also eine dieser entzückenden Frauen willig anlächelte. Die zweite wurde die kürzeste seiner Ehen, sie überdauerte die Geburt des ihr entsprossenen Sohnes Jens nur wenige Monde. Wegen ihrer Kürze und wegen Lüders fachbezogener Kenntnisse, hielt sich die unvermeidliche finanzielle Abfindung für die neuerlich gewesene Wohlstandsgattin in erträglichem Rahmen. „Diese Ehe war ein Mißverständnis. Das sah sogar der Richter ein. Damals suchte ich mir meine Frauen nach Schönheit aus. – Ja, das konnte ich mir leisten, das ist sehr riskant.“

Die Haustür war mir aufgedrückt worden, seine Wohnungstüre im ersten Stock stand offen, Lüder schlurfte unruhig hinter seinem wuchtigen Schreibtisch entlang der Panoramascheibe hin & her, kam bei meinem Eintritt in sein Wohnarbeitszimmer sogleich auf mich zugehoppelt. Große Veränderungen standen bevor! Möglicherweise! Die neue Lage war die: Christiane! hatte eine Anstellung gefunden. Und angetreten, und nun schon seit mehreren Wochen, deutlich länger als einen geschlagenen Mond hindurch auf ihrem neuen Posten ausgehalten! Lüder meinte sich nun ernstliche Hoffnungen machen zu dürfen: die Gemütsstörungen seiner Geliebten würden sich bestimmt demnächst legen; demnächst würde er wieder ein ungetrübtes Liebesleben führen. Aufgeregt erzählte er mir Einzelheiten: Christiane habe eine Zweidrittelstelle bei einem angesehenen Arbeitgeber gefunden: der hiesigen Rundfunkanstalt. Tatsächlich! Zwar sei sie dort nicht wie erträumt als Künstlerin untergekommen, aber immerhin sitze sie schon an der Pforte, einstweilen nehme sie Telephonate entgegen und schaue, wer Einlaß findet. Und an dieser exponierten Stelle komme manch einer vorbei, der sie spielend von ihrem untergeordneten Posten im Reich der Kulturproduktion auf einen gehobeneren befördern könne. Die Welt stünde ihr wieder offen! Alles sei nun wieder möglich! „Aber das Wichtigste ist: dabei zu sein. Und sie spielt wieder mit, wenn auch einstweilen bloß an der Pforte. – Wenn Chris-

tiane demnächst auch noch zu ihrem Gleichgewicht zurückfindet, wird sie für mich eine sehr angenehme Partnerin werden, gewiß wird sie das. Es ist ja immer alles nur für einstweilen.“ Genug davon: wir hatten uns der Sache zuzuwenden. Der Verleger war zu Besuch gewesen und Lüder mußte mir von dieser ihn ebenfalls aufregenden Begebenheit ausführlich Bericht erstatten und Einzelheiten mit mir durchsprechen; bei wem sonst fände er ein geneigtes Ohr.

Von den Verlagen, denen er ein Expose samt Leseproben zugeschickt hatte, hatte einer angebissen. In endlosen, teils nächtlichen Telephonaten waren sich die beiden Bremer Bürger näher gekommen. Schließlich besuchte Bernd von Nordhorn meinen Herren Lüder Müller-Brentano, um mit ihm tatsächlich die Einzelheiten der Drucklegung und des Vertriebs seines projizierten und längst überfälligen Buches über die Julikrise von 1914 zu besprechen. Vor der Verwirklichung des Textes wollte man sich gegenseitig in Augenschein nehmen. Denn das A & O jeder verlegerischen Tätigkeit ist die Pflege persönlicher Beziehungen, darin besteht der besonderer Reiz dieser Tätigkeit: *Man lernt so viele interessante Menschen kennen*, sagen die hübschen jungen Frauen, die sich vorübergehend in diesem Berufsfeld tummeln. Statt einer dieser Frauen saß der etwas rundliche Enddreißiger in Jeans & kariertem Hemd, mit gestutztem Vollbart, struppigem Haar und übernachtigten Augen in einem von Herrn Müller-Brentanos Ledersesseln und verkiff sich das Rauchen. Herr Nordhorns zeitgeschichtlicher Verlag, so erzählte mir Müller-Brentano im Nachhinein, hatte sich zur Aufgabe gesetzt, Werke zu verlegen, die den I.& II. Weltkrieg als eine einheitliche Epoche behandelten, als den kontinuierlichen Versuch des Deutschen Reiches die Welt dominanz zu erringen. Auf seiner Suche nach Schuldigen für diese idiotische Absicht war von Nordhorn an den Rhein gekommen, weil er meinte, sie in Müller-Brentanos Julikrise gefunden zu haben. Die Junker hatten es dem Mann aus dem Norden angetan. Endlich hatte er einen Autor gefunden, der diese waffennärrische & militärverliebte Klasse von Menschen als kriegsschuldig einwandfrei identifizierte, einen Autor, der die Schuld des Junkertums mit juristisch historischen Mitteln hieb & stichfest zu beweisen versprach und somit, vermutlich ungewollt, jedenfalls ohne es, und das wirkte seriös, ausdrücklich zu erwähnen, die Katastrophe des Weltkrieges als folge des Klassenkampfes belegte. Die im ehernen Gang der Geschichte unterlegene, von Deklassierung bedrohte Klasse der Adeligen, deren Speerspitze die Junker waren, habe den Krieg entfesselt, so wollte Nordhorn es veröffentlicht sehen und in diesem Sinne meinte er, Müller-Brentano telephonisch verstanden zu haben, um ihre unvermeidliche Abdankung hinauszuzögern und gegebenenfalls ihr bevorstehendes Absinken in die gesellschaftlich ge-

schichtliche Bedeutungslosigkeit um ein bis zwei Generationen zu verschieben. Ein klarer Fall von Verdrängung. Der Bremer Verleger war überzeugt, daß eine kleine Clique adeliger Männern unser Volk in den Krieg getrieben habe, um dessen allzu berechtigten Aggressionen ins Ausland abzuleiten, damit dieser Adel nicht selbst von eben diesem wütenden Volk aus seinen führenden Positionen geworfen und enteignet werde. Die Bündelung der Schuld in einer überschaubaren Gruppe von Leuten erschien vorteilhaft zu sein, weil die gerne unterstellte Kollektivschuld der Deutschen an einigen der Katastrophen des 20. Jahrhunderts sich so auf eine kleine, im weiteren Geschichtsverlauf verschwindende Gruppe abwälzen ließ. Und Schuld gleichzeitig einzugestehen *und* sie loszuwerden entsprach dem Wunschtraum des empfindsamen Gemütes unseres Verlegers, der, wie wir alle, eine schwere Kindheit gehabt hatte. Der Erhärtung und Verbreitung seiner Schuldthese widmete Nordhorn mit seiner Arbeitskraft das von seinen Vätern ererbte Vermögen. In seiner Bremer Zweizimmerwohnung mit geräumigem Flur & Keller, in denen Bücher und Manuskripte gestapelt werden konnten, hatte er einen Verlag gegründet. Auf seinem selbstgeschaffenen Posten erboxte er sich als arbeitssüchtiger Einzelkämpfer einen achtbaren Platz im Kulturbetrieb der Republik. In seiner Bücherschmiede waren bereits eine Reihe einschlägiger Werke auf den Weg und unter das Volk gebracht worden. Furore hatte in gewissen Kreisen der bei Nordhorn herausgegebene Bildband über das „Weiche im Wilhelminismus“ ebenso wie die provozierende Großstudie „Die Affäre Eulenburg und die versäumte Zivilisierung Deutschlands“ gemacht. Über den „Gefühlsstau nervöser Militaristen“ sowie über die „Mätressen der Hohenzollernprinzen“ war sogar in mitternächtlichen talk shows debattiert worden. – Aber Lüder glaubte, als Nordhorn vor ihm im Sessel saß & sich das Rauchen verkniff, selbst nicht mehr an seine ursprüngliche Idee, an die Kriegsschuld der Junker, die juristisch historisch zweifelsfrei zu belegen er seinerzeit in einem seiner Anschreiben an den Bremer und andere Verlage großspurig versprochen hatte. Seitdem hatte Lüder unverdrossen weiter gelebt und sich & seine Auffassungen geändert. Über die Junker jedenfalls war er hinweg. Sogar Jagow verlor er gerade aus dem Visier. Entsprechend schleppend und unerquicklich verliefen die Verhandlungen zwischen den beiden Hanseaten. Aug in Aug wurden sie miteinander nicht warm. Beider Schuldvorstellungen lagen wohl doch etwas zu weit auseinander. Aber ihr Projekt gaben beide nicht auf, sie blieben in Verbindung, denn ein jeder hoffte den anderen für seine Zwecke nutzen zu können. Nordhorn entschloß sich, als Zeichen guten Willens, die Mühsal der Lektorierung von Müller-Brentanos Werk auf sich zu nehmen. Am Morgen vor meinem Be-

such hatte er die jüngste Version der beiden gewichtig blauen Manuskriptbände mit sich zurück in den Norden genommen.

Was dem einen mangelt, hat der andere im Überfluß. Für seine dritte Ehe wählte Lüder, er konnte es sich leisten, eine 17 Jahre jüngere Frau, deren üppiger Figur er damals auf Gedeih & Verderb verfallen war und an der er lange Zeit Vergnügen zu haben hoffte. Aber auch das größte Vergnügen legt sich. Einmal sah ich zufällig Lüder mit seiner Ehefrau gemeinsam an einem der bunten Tische am sommerlichen Boulevard sitzen. Ein unauffälliges Paar wie so viele, Tassen & Kännchen standen auf dem Tisch, sie blätterte in einer Illustrierten, neben ihr saß in sich gesunken der alte Mann. Als ich dem Paar einen schönen Tag wünschte, hörte sie auf zu blättern, Lüders leerer Blick erwachte, nach den üblichen Freundlichkeiten erzählte er munter von seinen neuesten Einsichten in die Krise. Noch zu meiner Zeit, wenn ich Gisela gelegentlich in Lüders Wohnung oder später bei ihm am Krankenbett begegnete, war seine dritte und formal lebenslängliche Gattin eine beeindruckende Gestalt: sie hatte auffallend volles Haar schwungvolle Hüften mütterliche Brüste und lachte gern. Sie war ein Vollweib. Mit ihr zeugte er seine Töchter. Xenia, die mit den Zwillingen, Lüders Freude, lernte ich noch in unserer Stadt kennen. Pamela war damals schon in die Hauptstadt gezogen, die nicht mehr am Rhein lag, sondern wieder Berlin war. In absehbarer Zeit würde auch die mit den Zwillingen, an denen Lüders Herz hin, in die Hauptstadt ziehen, weil dort eines der zahlreichen Ministerien ihrem Mann ein beneidenswertes Einkommen samt dazugehörigem Ansehen versprach. Da durfte man nicht Nein sagen. Zu Lüders Leidwesen waren seine Töchter zerstritten. Während die Zwillingmutter Xenia, selbst eine exzellente Juristin, mit einem im Staatsdienst hochrangigen Juristen verheiratet war, war die jüngere Pamela Filmemacherin geworden. Ihrem unbestimmten Beruf entsprechend hat sie seit kürzlich ein Kleinkind mit lockerer Beziehung zu dessen Erzeuger im fernen Basel. Das eine Lebenskonzept war dem anderen natürlich ein Graus. Zunehmend begannen geschwesterliche Gedanken mit: „Wie kann sie nur!“ Wie Frauen so sind, wegen Kleinigkeiten zernörgelten sie einander bis aufs Blut. Parteilichkeit zwischen seinen Töchtern verkniff sich Lüder, die Filmemacherin hatte sein Naturell geerbt, aber an den Zwillingen hing sein Herz. Im Regal, an einer freien Stelle zwischen Bildbänden von den Schlachtfeldern des Weltkrieges einerseits und einer kleinen Sammlung abgegriffener Taschenbücher über die Kunst des Zen, sowie Einführungen in Yoga und Tantraübungen stand ein neues, gerahmtes Foto. Es zeigte den langen alten Lüder lächelnd auf dem Fußboden eines Kinderzimmers sitzend, die Beine mit den großen Füßen wie eine abgelegte Marionette vor sich

ausgestreckt, zwei Knaben mit rosigen Wangen in den Armen. Auf dem Foto sähe er aber rundum froh aus, bemerkte ich. „Jah, die Zwillinge sind meine Freude. Sie haben so etwas Unverwüstliches, Frisches, sie sind so wohlgeraten, voll Übermut. Sie beobachten gut und bemerken alles, wissen genau, was sie angeht. Und,“ indem er verschlagen grinsend den Finger gereckt gebückt auf mich zuging: „so klein und anscheinend hilfsbedürftig wie sie sind, sie können sich alles beschaffen, was sie wollen; sie setzen rücksichtslos durch, wonach ihnen ist, und trotzdem sind sie voller Liebreiz, man kann ihnen nichts abschlagen. Ach, ich finde die treffenden Worte nicht, um zu sagen, was ich so wunderbar an diesen genau besehen nicht ungewöhnlichen Knaben finde.“

„Knabentum ist Herrschertum.“

„Bitte?!“

Den Ausspruch des Heraklit wiederholend ergänze ich, es könnte auch „Fürstentum“ oder „Herrentum“ oder „Königtum“ heißen. Das wollte Lüder genau wissen, natürlich hatte auch er eine Ausgabe des „Büchleins“, in dem einige Aussprüche des Elementarphilosophen aus dem 6. Jahrhundert ans Ufer unseres Hier & Jetzt gerettet waren. Nach einigem Suchen fand ich die Stelle, da stand es: „παιδος ἢ βασιληῆ“. Mehrfach laß Lüder den Ausspruch, legte dann kopfnickend ein Lesezeichen hinein und stellte das Bändchen an seinen Platz zurück.

Gelegentlich erzählte er auch von weit zurückliegenden Familienverhältnissen, an die er selbst sich kaum oder gar nicht erinnern konnte, die also vom Hören Sagen Eingang in seine Erinnerung gefunden haben. Bisweilen geisterte sein Vater durch unsere Gespräche, jener Weltkriegsoffizier und sittenstrenger Mann, der kleiner Richter am Landgericht der Freien und Hansestadt Bremen, der Mitläufer in düsterer Zeit, der die Katastrophe nicht überlebt hatte. Die kleine Ruhnhild war in die Jahre gekommen, daß auch sie dem Bund der Mädchen beitreten sollte. Aber sie mochte nicht, es hatte schon eine Reihe von Bombenangriffen auf Bremen gegeben, das Mädchen war verstört, mochte nicht von Mutters Seite weichen, um im Kreis fremder, meist größerer Mädchen unbehagliche Spiele zu spielen. Vater aber nahm sie ernst beiseite, in einem Gespräch unter vier Augen wie zwischen Erwachsenen, so erzählte es Ruhnhild viel später ihrem Bruder Lüder, verdeutlichte er ihr, daß es für sie keine Alternative zum regelmäßigen Mitmachen im BDM gäbe. Indem sie die Zähne zusammenbeißt und dieses Opfer bringe, würde sie eine Pflicht erfüllen, die als Dienst an der Familie ebenso wichtig sei wie seine, des Vaters, Berufstätigkeit. In diesen besonders schweren Zeiten müsse die ganze Familie, und da gäbe es für Ruhnhild keine Ausnahme, zusammenstehen indem jeder nach seinem Vermögen zum Gedeihen aller

beiträge. Vater hatte es nicht leicht, sah er doch in seinem Beruf täglich, wie sehr die Zeit im Argen war und das Recht gebeugt wurde, wurde doch vor seinen Augen seine Heimatstadt zerstört.

Wir hatten unsere Sache durchgeredet, saßen um den niedrigen Tisch herum, er im Fernseh- ich im Ledersessel, und schlürften heißen Espresso & Tee aus Henkeltassen, da fragte mich Lüder in die Stille hinein: „Wie ist die Lage? Was gibt es Neues in der Welt?“ Also war ich an der Reihe, etwas merkwürdiges aus unserer Gegenwart zu erzählen. Und ich erzählte, daß die Angelegenheit mit den Türmen auf der Insel Manhattan immer noch nicht ausgestanden sei. Die Sache mit dem Thronfolger seinerzeit war dagegen ein Klacks. Und das glücklich Österreich wußte gleich, wem es für die Beleidigung eine runterhauen konnte. Aber der Große Weiße Vater läßt sich auch nicht lumpen und straft weltweit die Schuldigen für den Anschlag auf seine Türme. Bei aller Absurdität wirkten die Bilder von den umgeworfenen Türme irgendwie vertraut, als hätte man sie schon früher gesehen, nicht nur in den Monitoren, Hieronymus Bosch hat so gemahlt. Bevor die Dinge draußen in der Welt passieren, geschehen sie im Inneren der Menschen. Alle Beteiligten und Zuschauer ahnen, daß ein Damoklesschwert über uns hängt; die fällige Zerstörung hat sich von Jahr zu Jahr vertagt, nun ist sie eingetreten, das Haar ist gerissen und das Schwert gefallen und der Schrecken ist da. Übrigens ist der Fall der Türme nur eines unserer vielen möglichen Damoklesschwerter. Die Bilder solcher Art von Trümmer jedoch offenbaren einen Archetyp, zeigen ein Urbild, das schon älteste Texte beschreiben: etwa die Geschichte vom Turmbau zu Babel. So pflegt es zu gehen, wenn Menschen in den Himmel hinein bauen. Der Gedanke ist älter, als seine schriftliche Überlieferung. Es gehört zum Geschick der prächtigsten Städte, über Nacht zerstört zu werden. Auch Troja soll schön gewesen sein, heißt es, Karthago nicht minder, sogar Rom war mal dran und wurde ebenso zerstört wie unser Reich. Wiedereinmal wird die uralte Belehrung bezüglich der Unbeständigkeit unseres menschlich weltlichen Treibens verblüffend Anschaulich: „Windhauch, Windhauch, ... das ist alles Windhauch und Luftgespinnst.“ – Bekannte Analogien drängen sich auf. Unser Kanzler gab wieder den Blankscheck. Übrigens bin ich damit ganz einverstanden, denn auch ich weiß als Deutscher den Wert von Nibelungentreue zu schätzen. Vermutlich stehen wir wiedereinmal vor dem, was Bethmann-Holweg seinerzeit treffend den „Sprung ins Dunkel“ genannt hat. - Aber vielleicht passiert auch nichts. Gar Nichts. 20 oder 50, meinetwegen 100.000 Tote und mehr steckt unser Kapitalismus weg wie Nichts. Die Bilder persönlichen Grauens gehen unter im Strom digitaler Fotonachrichten, alltäglich flimmert in endloser Folge Grau-

en über unsere Bildschirme, für Bedenkzeit wird nicht Pause gelassen, Bild folgt Bild, endlos belangloser Horror. Wen es nicht trifft, für den ist es Unterhaltung. Vermutlich ist auch der *Manhattan Event* nur eine Katastrophe unter anderen, die nicht hindert, daß alles seinen gewöhnlichen Gang geht; den hält bekanntlich weder Ochs noch Esel auf; wir kommen aus der Spirale unserer Verhängnisse nicht hinaus. Wenn aber die Lawine losgetreten wird, droht ein sich endlos hinziehender dreckiger, fieser, gemeiner, hinterhältiger allgemeiner Krieg. Gegenüber dem uns bevorstehendem Verhängnis waren unsere Großväter in ihren Schützengräben geborgen wie die Kinder beim Räuber & Gendarm Spiel. In ihrer beschränkten Katastrophe wußten sie noch um Gut & Böse.

Eingenickt. Lüder war eingnickt. Vornüber war sein Kopf genickt, gleichmäßig schnorchelte er. Seine Nase neigte sich über die wulstigen Lippen, die ausgeleierte Unterlippe bildete eine feuchte Tasche, in der sich Speichel sammelte. Ganz langsam und vereinzelt tropfte es auf sein Hemd. Eigentlich wollte ich mit meiner Erzählung von den Türmen beginnend den gegenwärtigen, wegen seiner Unversöhnlichkeit auf einen großen Krieg hinzulaufenden Konflikt zwischen der modernen westlichen Zivilisation und dem gemäß altbackener Prinzipien regierten Persien erklären, aber dieser Aufgabe war ich nun entbunden. Mein Publikum war eingnickt. Also ging ich schweigend im Arbeitswohnzimmer umher. In dem Regal unter dem Fernseher entdeckte ich, zwischen den in Leinen gebundenen gewichtigen Biographien von Bülow und Bethmann dem älteren, einige Videokassetten, auf glänzendem Plastikeinband poussierten nackte Weiber, Tennisspielerinnen kokettierten mit prallen Brüsten, eine lüpfte neckisch ihr Röckchen ohne Höschen darunter, ein Fotoausschnitt zeigte zwischen Schenkeln einen erigierter Penis. Nun, auch Herr Dr. Lüder Müller-Brentano hatte natürliche Heimlichkeiten. Beinahe bei jedem meiner Besuche schaute ich nun beiläufig zu Bülow und Bethmann, die Plastikhüllen zwischen ihnen änderten mit der Zeit ihre Lage, die Akt-Bilder wechselten, mitunter lag eine Kassette neben dem Fernseher. Übrigens schauten wir uns nie gemeinsam einen der Filme an. Lüder schlief. Also schlich ich heim und tröstete mich mit Tabak & Wein über den Abend hinweg in den Schlaf.



4. Der Sinnsucher oder Befreiung und Selbstwerdung

Es dauerte eine Weile, bis die Beobachtungskamera in ihrer Ecke summt, gleich darauf wurde mir die Haustüre aufgedrückt. Eine Treppe hinaufgehuscht stand ich vor der handbreit offenen Wohnungstür, drückte sie vorsichtig ins Dunkel – da stand er:

„Es war der Botschafter!“

Den leibhaftig zitternden, ruckartig sein linkes Bein vor schiebenden, seinen rechten Fuß nach schlurfenden Lüder führte ich am seinem erhobenen Arm aus dem Flur in sein Arbeitswohnzimmer: „mir ist klar geworden, daß es der Botschafter war?“ Umständlich, ohne im Sprechen innezuhalten ließ er sich führen, angekommen tastete er sich in den Fernsessel hinab, begeistert von seiner neuen Einsicht: „Ein anderer kommt gar nicht in Frage. Von Tschirschky, bekannt als wilhelminischer Holzkopf und Parademilitarist, muß eigenmächtig Depeschen aus Berlin in vier, sechs wenn nicht gar *acht* Augengesprächen vor hohen und *höchsten* Wiener Amtsträgern abgewiegelt haben. Abgewiegelt hat er! Jede Berliner Stellungnahme abgewiegelt!“

Hager war Lüder geworden, einem Dämon gleich hatte er reglos hinter der Türe gestanden: hellblaues Hemd über schwarzgestreiften, halblangen Unterhosen, in Socken wartend, sein Gespräch erwartend. Nun ließ er sich in die dunklen Leinenhosen helfen, zurückgelehnt streckte er mir seine faltigen Waden & Schenkel entgegen, dann aufgestanden, der Reißverschluss klemmte, der Hosenbund, ohne Gürtel, schlabberte um seine Hüfte, breite Hosenträger hingen von der Schulter, Hemdzipfel, wiewohl reinlich, bauschten sich links wie rechts. Wo waren seine Bootsschuhe? Auf Socken geht es auch. Unter dem offenen Hemd, bis zum sehnigen Halse hinauf kräuselte sich graues Haar über seiner lederigen Altmännerbrust. Sein kahler Schädel wirkte an jenem Mittag besonders knochig und glasig seine Augen. Da ich offenbar nicht verstand, was er meinte, erklärte er mir seinen Gedankengang mühsam atmend aber deutlich und betont sprechend:

„*Berlin* – Berlin schickt seine Stellungnahmen ja nicht *direkt* an die entsprechenden österreichischen Bürokraten, sondern an *ihn*, unseren Botschafter, *der* entscheidet dann selbstherrlich, *ob* und wie er sie ausführt oder weiterleitet. Wenn der Botschafter nur *ein* Schraubchen anders dreht, als von Berlin vorgegeben, wenn unser Mann in Wien den Text *etwas* ver-

fälscht, bloß *ein* klares Wort unterschlägt: schon funktioniert die Feinabstimmung des diplomatischen Zusammenspiels nicht mehr. Dann wird die Katastrophe wahrscheinlicher. – Wiewohl von jedermann erwartet wollen nur vereinzelte Männer in der deutschen Führungsschicht es auf den Krieg tatsächlich ankommen lassen. Einer von ihnen ist Heinrich *Leonhard* von Tschirschky und *Bögendorff*. Und ausgerechnet der ist im entscheidenden Augenblick unser Botschafter in Wien. Tschirschky hat eine spitze Nase, raucht scharfe türkische Zigaretten und ist Selbstredend ein tadelloser Ehrenmann. Zu den Freiheiten eines Ehrenmanns gehörte es, unabhängig von etwelchen Obrigkeiten sein eigene Politik zu treiben, denn als *Ehrenmann* erlaubt man sich selbstredend eigene Ansichten und Überzeugungen. Ein Eckpfeiler in Tschirschkys Überzeugungen ist: trotz, ja sogar entgegen der erhalten abwartenden Signale aus Berlin soll Österreich zu energischem, ja militärischem Handeln auf dem Balkan ermuntert werden, damit sich die greise Donaumonarchie endlich wieder einmal traut, Stärke zu zeigen. Und darum, so die einhellige Meinung der Ehrenmänner, geht es in Politik und Weltgeschichte: Stärke zu zeigen. In diesem Sinne spielt er in jenen Tagen – zusammen mit dem Legationsrat *Dietrich* von Bethmann-Hollweg – eine verhängnisvolle Rolle in Wien. Denn gemeinsam verharmlosen sie die Bedenken, ja unterschlagen die Warnungen aus Berlin. ... Wie er das macht? Das ist den Akten nicht zu entnehmen, denn er handelt nicht aktenkundlich, sondern hinter dem Vorhang. Entscheidendes geschieht immer hinter dem Vorhang. Die Annahme, Tschirschky habe die Berliner Depeschen verfälscht weitergegeben, ist zwingend aus den Folgen abzulesen. Ohne ermutigenden Zuspruch, den die Akten der Berliner Korrespondenz nicht hergeben, hätte Wien es niemals gewagt, sich gegenüber Rußland provozierend zu verhalten. Er, Tschirschky, wird in persönlichen Gesprächen jeden Eindruck vermieden haben, daß der Reichsleitung tatsächlich ernsthaft daran gelegen ist, Österreich-Ungarn zurückzuhalten. Alle Bedenken gegen Gewaltanwendung, alle Empfehlungen zu verhandeln, alle Vermittlungsvorschläge – entsprechende Erläuterungen abzugeben wird Tschirschky sich im vertrauten Vortrag als autorisiert ausgegeben haben – alle mäßigenden Redensarten also, das sei *alles* nur – so ähnlich wird der gewiefte Diplomat es seinem Gegenüber gedreht haben – das sei bloß für die Akten: für das Urteil der Geschichte und ihrer Schreiber *post festum*, um in den Augen der Enkel mit sauberer Weste dazustehen. In *Wirklichkeit!* aber begrüße man in Berlin ein beherztes Vorgehen Wiens auf dem Balkan. Das könne man ihm, von Tschirschky, getrost glauben: eine Demütigung Serbiens samt dessen russischen Hintermännern liege im deutschen Interesse. Deshalb sei man ja schließlich verbündet. Das sei wie eine Ehe: gemeinsam durch Dick & Dünn! *Vorgeblich* zwischen den

Zeilen der Telegramme lesend wird der Holzkopf eigenmächtig Ehrenerklärungen abgegeben haben, wonach unser Kaiser, also Deutschland, sich an das dem Hause Habsburg gegebene Versprechen unbedingt gebunden fühle. Der Blankoscheck gelte in jedem Fall unverbrüchlich, das wird Tschirschky unter vier oder sechs Augen hohen und höchsten Amtsträgern versichert haben. Versichert wird er ihnen haben: Österreich-Ungarn könne, ja müsse unbedingt nach Belieben verfahren. Was es auch tue: Deutschland stehe hinter ihm! Diesmal sei der Kaiser, diesmal sei das Deutsche Reich entschlossen, *nicht* umzufallen. Und wie dergleichen geläufig Ehrenerklärungen zu lauten pflegen. – Bedenkenträger wird er beschwichtigt haben: das Risiko eines großen Krieges sei gar nicht groß, das Risiko sei unbedeutend, es sei zu vernachlässigen. Von den gegnerischen Mächte sei mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht anzunehmen, so wird er als souveräner Kenner der diplomatischen Szene argumentieren, dermaßen Kopflos zu agieren, daß sie sich wegen Serbien, man bedenke: wegen *Serbien!*, in einen selbstzerstörerischen Krieges stürzen würden. Das Argument klingt noch heute überzeugend, denn viel zu viel hat die Zivilisation in einem Waffengang zu verlieren, viel zu viel. Vernünftiger Weise wäre die Zivilisation dieses Risiko keinesfalls eingegangen. Viel zu Viel zu verlieren. Aber das wollen wir nicht erörtern. Das Versagen der Zivilisation wollen wir nicht erörtern. – Anders ist das österreich-ungarische Vorgehen nicht zu erklären. Ohne Tschirschkys Ermunterung, auf sich alleine gestellt hätte Graf Berchtold seine Kriegsabsichten gegen Serbien niemals umzusetzen gewagt. Mit seiner eigenmächtigen Auslegen der Berliner Depeschen, seiner bornierten Art des Auf- und Abwiegelung muß Tschirschky den eleganten Berchtolds in seinen Flausen bestärkt haben. Der glaubte sich schließlich von Berlin zu einem Krieg gegen Serbien ermächtigt. Anders ist es nicht zu erklären. Das war ein Mißverständnis! Das war ein Irrtum. – Das ist ein Skandal! Die engstirnige Eigenmächtigkeit eines einzelnen Mannes stürzt Europa in die Katastrophe. Noch kurz vor Toresschluß leitet der Unheilsmann das Telegramm >Weltbrand I< nicht weiter, einfach nicht weiterleiten in einer Situation, in der jede Minute zählt: das ist Hoch-Verrat! Indem Berlin mit >Weltbrand I< in Wien endlich unmißverständlich darauf drängt, den Krieg abzublasen, ist Tschirschky vor dem eleganten Berchtold blamiert, bis auf die Knochen ist er blamiert, seiner Privatpolitik ist der Boden entzogen, seine Ehrenerklärungen erweisen sich als nichtig. Er hat sein Gesicht verloren. Deshalb gibt er das ihn bloßstellende Telegramm >Weltbrand I< erst beim späten Frühstück mit Berchtold, als die Österreicher es ohnehin aus anderen Quellen wissen, so nebenher weiter. Bleich, wie ein begossener Pudel, wenn auch bloß für wenige Stunden, wird er vor seinem Milchkaffee gegessen haben. >Welt-

brand II< gar hat er nur als Formalität behandelt und gänzlich unterschlagen; ohnehin hatten die Russen bereits mobilisiert, wiewohl bloß im Südosten. Der Automatismus der Mobilmachungen war also noch *nicht* zwingen.“ Mit dem Zeigefinger in der Luft fechtend, silenenhaft grinsende Greisenmaske aus Falten, über den Schalkaugen in die tief gefurchte Stirn hineingewölbt buschige Brauen, unablässig bewegt wie sein großer Mund, Lippenwülste um Laute ringend, in den Winkeln Speichel. – „>Durchhalten< wird er sich gedacht, Durchhalten wird er als Parole weitergegeben haben, unter vier oder acht Augen: durchhalten, nur nicht im letzten Moment noch umfallen, wir bekommen unseren Krieg, auf Ehre.“ Lüder ging der Atem aus, atemlos raffte er sich wieder auf.

„So haben sie damals oft dahergeredet: auf Ähre! Sein Vorgänger war übrigens auch ein Ehrenmann, anders hätte er auf diesem Posten gar nicht kommen können. Aber der war vollkommen anders. Vollkommen anders. Der hatte eine vollkommen andere Arbeitsauffassung. Vollkommen anders. ... Nein,“ verärgert winkte Lüder meine Zwischenfrage ab, „Aktstudien oder die penible Befolgung von Anweisungen waren seine Sache auch nicht. Er war ein ganz anderes *Kaliber* als der spitznasige Tschirschky, ganz anders. *Karl Leo Julius Fürst von Wedel* und träger namhafter Orden war General der Kavallerie *und* Diplomat. Er war kein Preuße, sondern Hannoveraner, das ist beinahe so gut wie Bremer. Von Hause aus begütert hatte er keinerlei Ambitionen, sonder konnte sich seinen Beruf als Politiker nebenher zum Vergnügen aus eigenen Mitteln leisten. Solche Typen gibt es gar nicht mehr. Das war kein Mann der Ränke, sondern ein gestandener Kerl. Als Dauerraucher, Zigarren, Sumatra, und Frauenliebhaber, ein starker Esser und Pferdenarr war er auch, pflegte er alle Probleme, die an ihn herangetragen wurden oder ihm auf den Schreibtisch kamen, gemächlich zu behandeln und herunterzuspielen. Hech, in seinen späten Jahren, also in seiner zweiten Wiener Zeit, als es mit den Frauen zu wünschen übrig ließ, ergänze er kurzer Hand die nachlassenden Vergnügungen der Venus durch jene des Bacchus. Als vollauf befriedigter, jovialer Herrenmensch wirkte er begütigend auf sein jeweiliges Gegenüber, gleichzeitig verstand er es, Verständnis für abwesende, also mißliebige und gegnerische Personen zu wecken. Der hoch dekorierte Kavallerist war ein ausgezeichnete Diplomat, denn er hatte immer wichtigeres im Sinn als Politik. Karl von Wedel hätte die Berliner Depeschen, was auch immer in ihnen gesagt worden wäre, anders als Tschirschky ausgelegt. Er hätte sie mit Sicherheit begütigend ausgelegt und mäßigend auf Wien gewirkt. Trotz, ja gerade wegen der allzuberechtigten Empörung nach dem Attentat hätte er *noble* Zurückhaltung gefordert, zweifellos, *noble* Zurückhaltung ist geboten, wenn man schon mit dem

falschen Partner verheiratet ist. Ein anderer Mann auf dem Posten in Wien und der ganze Schlamassel wäre wohlmöglich vermieden worden. – Hach, wieso müssen auch immer wieder die falschen Männer zur falschen Zeit auf entscheidenden Posten sitzen?! Das Wissen ist kaum auszuhalten, das die Katastrophe wegen dieser oder jener Kleinigkeit komplett hätte vermieden werden können, komplett. Ein noble Geste zur rechten Zeit, ein begütigendes Wort an der richtigen Stelle, eine deutliche Erklärung und ... alles wäre anders gekommen.“

Zusammengesackt saß Lüder im Fernsehsessel. Sein Zittern hatte sich vor Erschöpfung gelegt. Hosenträger und Hemd bauschten sich, wo sich sonst bei alten Männern ein Bauch wölbt. Seitlich geneigt sein Schädel, wie ausgeleiert hing die Unterlippe überm Kinn. Leer ging sein Blick an mir vorbei durch die trübe Fensterwand in den frühlingshellen Park hinter seiner Wohnung. Langsam, von ihm wohl kaum bemerkt, strichen die Finger seiner rechten Hand über seinen Oberschenkel auf & auf & auf. In spitzem Winkel standen seine großen Füße zueinander. Mußte er auf Toilette? Nein, die Medikamente waren fällig und wurden von mir pünktlich serviert. –

„Oder was glaubst du, – guter Mann? Glaubst du nicht, das Tschirsky schuld gewesen ist? – Und wenn nicht er, wer sonst?“

„Schuld verdampft.“

„Erkläre mir das bitte?“

„Schuld“, so hielt ich Lüder eines meiner langjährigen Selbstgespräche, „ist eine moralische Kategorie. Schuld ist ebenfalls eine theologische und, wie dir als Anwalt zu Genüge bekannt ist, eine juristische Kategorie. Je nach dem in welcher Hinsicht eine schuldhafte Verstrickung unterstellt wird, bezieht sie sich, und hierbei sind Verquickungen, ja Verwirrungen & Verwechslungen die Regel, auf Gott oder die Gesetze, auf die Gesellschaft, das eigene Gewissen. Je nach dem worauf sich Schuld bezieht, wechselt sie ihre Bedeutung, ja sogar ihr Gewicht, je nach dem ist sie eine andere Art von Schuld. Schulden bei einer Bank etwa sind eine ganz eigene Abteilung. Sie sind für viele Leute selbstverständlich, moralisch theologisch nahezu irrelevant, können aber juristisch schmerzhaft Folgen haben. Schuld wird empfunden, zu ihr bekennt man sich wie zu Schulden oder sie wird einem durch ein Gericht, durch irgendeine höhere Instanzen zuerkannt oder von den geschätzten Mitmenschen, oft in Unkenntnis der Sachlage aus heiterem Himmel, zugesprochen. Nur eine moralfähige Person ist auch schuldig, nur ein Mensch kann vor eine der Instanzen gestellt als schuldig abgeteilt werden. Was man Geschichte nennt, ist aber eine Abstraktion, der ge-

schichtlichen Gedankenblase liegt alles andere als ein handelnde Person zu Grunde, die zur Verantwortung für das menschheitlich gemeinsam hervorgebracht & erlittenes Geschehen gezogen werden könnte. Von großen und kleinen Kollektiven erzählt man sich zwar Geschichte, aber ihnen fehlt ein Gesicht, das fähig wäre, Antwort zu geben und sich somit zu verantworten; die Verurteilung von Kollektiven greift ins Leere. Geschichte ist eben kein Weltgericht, sondern beschreibt der Welten Lauf. Und Geschichtsschreiber sind keine Richter, sondern Geschichtenerzähler, also eine Art Gaukler. Trotz der mehr oder weniger gewichtigen Vielbedeutsamkeit von Schuld ist sie kein historisch brauchbarer Begriff, mit dessen Hilfe Geschehenes verstanden oder erklärt werden könnte. Ebenso wie ihn die Glorifizierung überlichtet verdunkelt die Kategorie der Schuld den Rückblick auf Vergangenes. Das sogenannte Böse kommt in den Akten so gut wie gar nicht vor. Die aus schriftlich mündlich irgendwie protokollierter Kunde vom Vergangenen zusammengestückelte Historie kennt statt der böswilligen Verschuldung ein Gestrüpp von Ursachen, Gründen, Anlässen, Interessen – auch Mißverständnisse, Mißgeschicke oder Versehen, ja: furchtbare Irrtümer oder schreckliche Ideen. Aus solchem Gemisch unergründlich verquickter Motive braut sich das Schicksal. Und im Gebräu des Schicksals verdampft die Schuld. Obwohl manche alten Mythen den Beginn der Geschichte überhaupt als vom Menschen verschuldet deuten, läßt sich Geschehenes mehr denn schuldhaft als tragisch verstehen, denn die in es verstrickten Menschen sind, wenn überhaupt, schuldlos schuldig wie die kleine Antigone. Ihre eigene Schuld haben sie nicht verschuldet, sondern sind auch deren Opfer. ... Du hast Recht Lüder, bereits Napoleon lehnte es ab, das Tragische als geschichtliche Kraft zu akzeptieren. Er war eben einer der ersten modernen Menschen, die, weil sie meinten, die Schuld überwunden zu haben, die Macht des Schicksals leugneten. Im Gespräch mit dem Dichter erklärte Napoleon das Schicksal für abgedankt und setzte die Politik an dessen Stelle als geschichtsbildende Macht. Damit meinte er sich selbst und seine neue Art von Rationalität. Der politischen Rationalität ging es bald auch nicht besser: der Weltgeist zu Pferd wurde von der Ökonomie unterm Zylinderhut vom Thron verdrängt, dann meinten manche in der Technik unser Schicksal zu erkennen, der hemdsärmelige Ingenieure verdrängt den Bourgeoise, den Techniker wiederum sollen erst kürzlich die Propagandachefs & Medienmacher mit ihrem Gerede vom Thron der Maßgeber gestoßen haben, gegenwärtig jedoch, so ließt man in den Zeitungen, sind die Technokraten der Finanzmärkte an der Reihe, Geschichte zu spielen. Es scheint, als rolle das Rad immer schneller bergab. Erfundene Verschwörer wechseln mit unpersönlichen Mächten in der Rolle der Geschichtemacher, an das

Schicksal aber, gegen das tragischer Widerstand denkbar und ehrenvoll wäre, glaubt man heute nicht mehr. Denn die Bereitschaft fehlt vollkommen, ein Schicksal hinzunehmen und auf verlorenem Posten Widerstand zu leisten. Deshalb besteht auch kein, verzeihst mir diese Bemerkung, Lüder, kein nennenswertes Interesse an der von dir so treffend beschriebenen und für die Gegenwart überaus lehrreichen Krise von 19/14.“

Was denn meine Lehre von der *tragisch verdampften Schuld* für unsere Krise bedeute, wünschte er zu erfahren. Also trug ich, ohne Lüder zu verraten, daß ich eine zünftige Lehre wiedergab, das gewiß veraltete Resümee meines früheren Hochschullehrers vor. Damals hatte ich die Sätze mitgeschrieben und für eine Klausur auswendiggelernt, noch immer konnte ich sie, so große Furcht muß mir damals die Prüfung gemacht haben, traumwandlerisch hersagen: „Alle glaubten sich in der Defensive, und alle waren kriegsbereit. Alle überschätzten die eigene existentielle Bedrohung, alle unterschätzten den kommenden Krieg, seine Gewalt wie seinen epochalen Katastrophencharakter. Der Krieg kam, weil alle oder einige am Frieden verzweifelten, nicht weil alle oder einige zum Krieg unter allen Umständen entschlossen waren. Und wenn man die Spielräume der Handelnden bedenkt, so haben alle, wenn auch unterschiedlich, Anteil an der Zuspitzung der Krise, an dem Scheitern der Krisenbewältigung, an dem Ende des Friedens. Darum sprechen wir von Ausbruch, nicht von Entfesselung des Ersten Weltkrieges. Darin bestand die Tragödie.“

Meine tragisch verdampfte Schuld paßte Lüder nicht in den Kram. Zumindest blieb sie für ihn unbefriedigend. Lüder wechselte das Thema indem er versicherte: nun würde es ernst. Ein Wissenschaftsverlag, einer von jenen, in denen werdende Akademiker ihre Doktorarbeiten zu veröffentlichen pflegen, habe sich bereit erklärt, sein Buch über die Julikrise zu publizieren. Vertraglich zugesichert sei, vergangene Woche habe er unterschrieben, auch die Werbung im Verlagskatalog, im Internet, in der einschlägigen Presse sowie die Anregung *und* Lancierung! der einen oder anderen positiven Rezension. Der Verkauf von etwa 400 Pflichtexemplaren an Universitäts- und Landesbibliotheken im deutschsprachigen Raum gelte bei diesem zeitgeschichtlichen Thema als kalkulatorisch gesichert, für die restlichen Unkosten müsse er als Autor selber aufkommen. Da er, Lüder, keinem Seminar der Zünftigen angehöre, habe er auch von niemandem einen Druckkostenzuschuß zu erwarten, weshalb er auf sein eigenes Kapital zurückgreifen werde, um dem Publikum die längst überfällige Erklärung der Urkatastrophe unseres jüngst vergangenen Jahrhunderts zugänglich zu machen. – Mit seiner kostspieligen Entscheidung bewies Lüder einmal mehr, daß Autorschaft eine Gratisleistung, ein Geschenk an die Gesellschaft ist. An einem Buch verdienen Papier- & Tintenfabrikanten, Botenjungen, Sekretärinnen, Korrektoren, Kritiker, Zeitungsmacher, Buchhändler und ihre Putzfrauen sowie Altpapiersammler

oder Generationen von Hoch- und Niedrigschullehrern deutlich mehr als die Autoren, die ihr Leben daran gewagt haben.

Auf meine Frage, was denn aus den Verhandlungen mit dem Bremer Verlag geworden sei, gestand mir Lüder nach anfänglichem Zögern mißmutig ein: Nach endlosen Telephonaten, nach teils nächtlichen Diskussion habe er mit dem Bremer Verleger gebrochen. Nordhorns Lektorierung empfand Lüder als eine Zumutung. Der professionelle Textverkäufer verlangte, anstatt unverkennbar eigentümlich lüderisch in gebügelten Journalistendeutsch zu schreiben, um den Leser stilistisch nicht zu überfordern: Hauptsätze – Hauptsätze – Hauptsätze – wie langweilig. Man schreibt ja nicht bloß, um etwas mitzuteilen und von Fremden verstanden zu werden, sondern vielmehr um sich auszudrücken. Stilistisch himmelweit auseinander waren sich die beiden Bremer auch bezüglich der Schuldfrage so sehr uneins geworden, daß an eine weitere Zusammenarbeit nicht zu denken war. Bernd von Nordhorn hatte Lüder mit scharfen, sogar lauten Worten vorgeworfen, entgegen aller vorherigen Zusagen, die Kriegsschuld der Junker zweifelsfrei zu belegen, die Zielrichtung seiner Arbeit dermaßen grundsätzlich abgeändert zu haben, daß für die jetzige Julikrise im Verlagskonzept Nordhorn kein Platz mehr sein könne. Er, Nordhorn, habe in nächtlichen Telephonaten wiederholt und teils lauthals versichert, nicht bloß irgendein Geschäftemacher, sondern ein engagierter Verleger zu sein, jemand, der etwas politisch bewegen, der Ungerechtigkeiten und Vorurteile mutig namhaft machen, der aufklären, der das Klassenbewußtsein seiner Leser schärfen wolle; deshalb sei die Kriegsschuld der Junker für ihn unverzichtbar. Indem nun nicht einmal mehr Jagow als schuldig dingfest gemacht werde, habe er, Nordhorn, kein weiteres Interesse an Lüders Julikrise. An einer bloß redlichen Darstellung der Ereignisse könne niemandem gelegen sein. Alten Wein in neuen Schläuchen lehnte der entrüstete Verleger ab zu verkaufen. Inhalte seines eigenen Buches vorgeschrieben zu bekommen lehnte wiederum Lüder der Autor entschieden ab. Noch war er stark genug, um seine Gedanken kämpferisch zu verfechten und auf eigene Kosten drucken zu lassen. Heftig rieb seine rechte Hand über ihren Schenkel, sein Unterkiefer zitterte als fröstele ihn, verwirrt fragte er nach der Uhrzeit, um den rechten Moment für die nächsten Medikamente nicht zu versäumen.

An einem unserer Nachmittage im altbackenen Kaffee hinter dem Entenkanal, wir hatten eine Weile schweigend hinausgeblickt, wünschte Lüder der Abwechslung halber etwas von der aktuellen Weltlage zu hören. Draußen vor dem Fenster gingen junge Frauen vorbei, endlich wieder angetan mit ihren

Sommerkleidern, und ich begann von der Krise unserer Zeit zu erzählen, die anders als Lüders Krise permanent ist. Jedoch eskaliert unsere Krise nicht. Ohne den gemächlichen Fluß der Ereignisse zerreißende Explosion verläuft unsere gegenwärtige Katastrophe kontinuierlich, also unauffällig gibt sie sich den Anschein von Normalität. Obwohl in unserer weltweiten Krise die Explosion tagtäglich wahrscheinlich ist, wird das Aufblitzen der Katastrophe verschoben oder übersehen. Es blitzt nur dort, wo es trifft. Und unsere Katastrophe trifft immer nur die Anderen, die nicht als Chronisten vor den Bildschirmen sitzen, sondern von den Blickfeldern verschwinden. Vorerst hat man auch noch genügend Klugheit, um die Konsequenz unserer Lebensart, das offenbar werden der Katastrophe, zu verschieben. Beispielsweise drohte kürzlich Nordkorea, um werweißwarum Aufmerksamkeit zu erheischen, mit einem nuklearen Erstschlag. Aber es hat ihn dann doch sein lassen; vielleicht weil China, anders als Deutschland 19/14 gegenüber seinem Verbündeten, unmißverständlich das Abenteuer von Erstschlägen abgelehnt hat. Wer weiß schon, was hinter den Monitoren wirklich geschieht? Auch im Nachhinein ist Nichts eindeutig zu rekonstruieren. Aber im Hintergrund läuft unerbittlich unsere Katastrophe: Sintflutartige Regenfälle in Lateinamerika, Ungeheure Waldbrände im überhitzten Rußland, Tausende ersaufen und Millionen werden obdachlos irgendwo in Asien, in Afrika wird alljährlich gehungert. Die Verpestung des Golfs von Mexiko wurde vorübergehend gestoppt. Kleinere Untergänge schaffen es nicht bis auf die Bildschirme in die Tagesnachrichten. Jährlich verschwinden Tausende von Tier- & Pflanzenarten aus dem Buch des Lebens. Allzeit kann sich unser ökologisches Desaster mit dem ökonomischen oder politischen zu einer durchschlagenden Katastrophe verdichten. Denn der geängstigte Mensch ist wie eh und je gewalttätig. Kleinstaaten, Regionalfürsten, Freiheitskämpfer, Religionsfanatiker, Unabhängigkeitskrieger, Drogenkönige, Kriegerführer, entlaufene Sträflinge, Unbeschäftigte aller Art drohen allerorten mit Amoklauf, Überreaktion, Panikattacken, endlosem Partisanenkrieg, andauerndem Grenzkrieg, ekelhaftem Bürgerkrieg, permanenter Terror, moderne Diktaturen diktieren auf demokratischer Grundlage, menschenverachtendes Herrschaftsgeschäft fußt auf massenhaften wirtschaftlich persönlichen Freiheiten. Im Windschatten der großen Konflikte fallen die kleinen Gemeinheiten kaum auf, in der gegenwärtigen Krise erscheint unsere abendländische Heimat als Muster der Redlichkeit. Man tut hier so, als ob wir unsere Katastrophe schon hinter uns hätten. – Diese unsere Katastrophe wird in den bevorstehenden Jahrzehnten als Dauerkrise weitergehen. Modellrechnungen weissagen, daß in den 30er oder 40er Jahren, je nach dem wieviel Energie verfügbar ist oder verplempert wird, das bestehende System unserer Lebensart ökologisch & ökonomisch

einbricht. Die sich daraus ergebenden Turbulenzen werden auch zu politischen Verwerfungen führen, bisher eingehegte oder vertuschte Gewalt wird offen zu Tage treten. Bis zur nächsten Jahrhundertwende wird sich, so die Prophezeiung eines angesehenen Großrechners, der Lebensstandart der Welt auf dem europäischen Niveau des Jahres 1900 und die Bevölkerungszahl auf dem der 1960er Jahre stabilisieren. Das wäre immer noch eine kommode Katastrophe. Brutal werden bloß die Jahrzehnte des Umbruchs in den 40er Jahren, aber durch vergleichbare Verwirrungen muß beinahe jede Generation hindurch, danach setzt Gewöhnung an die geänderten Verhältnisse ein. Vermutlich wird man in 80 Jahren rückblickend unsere jetzige Lebensweise als „*naturnahes goldenes Zeitalter*“ verklären. Wir aber wissen unsere noch goldenen Zeiten nicht zu schätzen. – Wer der Natur nicht folgt, den wird sie hinter sich herschleifen, diese römische Faustregel modernisierte letztlich ein Staatschef: Wer zu spät kommt, den bestraft die Geschichte. Aber die Geschichte bestraft nicht, sie vergeht und wird hernach erzählt. Gegenwärtig haben wir anscheinend die Wahl zwischen der Vereinfachung unserer Lebensweise in Folge eines brutalen Umbruchs der Umstände oder der willentliche Vorwegnahme eben dieser Vereinfachung, um die Brutalität abzumildern. Die schlichte Alternative zur bevorstehenden Katastrophe wäre im Vorhinein einfacher zu leben, einfacher und also freudvoller auf einem niedrigeren materiellen Niveau, also besser und weniger lang zu leben. Aber eine bessere Alternative zu sich selbst zu wählen, ist von der Zivilisation zuviel verlangt. Die Wahl einer Alternative setzt Kultur voraus, die um ein gutes Leben weiß, weil sie sich gute Geschichten davon erzählt. Und überhaupt können Kollektive ihre Geschichte nicht wählen, sie gehen ihren Gang.

Wahrscheinlich ist es für unsere Kultur zu spät. Nach ihrer gegenwärtigen Krise wird diese Kultur nicht mehr erblühen. Gewiß, es wird wie immer etwas anderes kommen, aber es wird nicht unsere Kultur der Kämpfe des freien Menschen um sich selbst sein. Wir Zeitgenossen werden in der Katastrophe leben müssen, in der mitsamt Tragik & Schicksal unsere Persönlichkeit auf der Strecke bleibt. Das ist traurig. Aber nur für uns Persönlichkeiten. In vieler Hinsicht durchleben wir eine der sich oft wiederholenden Katastrophen. Schwer errungen und spät erblüht das Selbstbewußtsein als purer Luxus, und immer nur für wenige Augenblicke. Unsere individuelle Katastrophe ist ohnehin unvermeidlich, unserem Tod werden wir nicht entgehen. Bis dahin ist es unter allen Umständen hilfreiche, sich in Einfachheit zu üben. Der ohnehin demnächst fällige Zwang zur Beschränkung wird dem asketisch Geübten leichter werden. Obendrein ist eine einfachere Lebensführung in jeder Hinsicht besser, indem unsere Menschenseelen weniger beschädigt werden, wird auch unser Körper samt seiner Umwelt

geschont. Der Asket gibt in der Krise gutes Beispiel für ein besseres Leben.

Wenn ich ihm aus den Zeitungen oder Bildschirmnachrichten Einzelheiten von unserer Krise erzählte, hörte Lüder offenbar aufmerksam zu. Er sagte wohl auch: „Das ist ungemein interessant, was du da sagst.“ Oder: „Da hast du vollkommen recht, besser könnte man es schwerlich formulieren.“ – „Was du nicht sagst? Das ist mir noch gar nicht zu Ohren gekommen. ... Der Zusammenhang, auf den du aufmerksam machst, ist eminent wichtig.“ Aber es ging ihn nicht mehr wirklich etwas an, zu tief war er in seine eigene Vergangenheit verstrickt, als daß er unsere Gegenwart auf sie hätte beziehen mögen. Die gegenwärtige Krise, maßgeblich von seiner und zumindest der vorherigen Generation in jahrzehntelanger, nicht enden wollender, mühsamer Kleinarbeit verursacht, berührte ihn nicht mehr. Er zürnte mit Bethmann, Jagow, den Österreichern, mitunter war er auch auf den Kaiser schlecht zu sprechen, und unseren Botschafter in Wien verabscheute er.

Christiane besuchte ihn in jenem heißen Spätsommer kaum noch. Lüder schwächelte, er war verunsichert, verzagt schaute er mich beim Mittagessen im Wirtshaus seitlich an, aß seinen Teller nicht leer, spielte klappernd mit seinem Gebiß, ließ mich statt seiner von der Krise reden. Spätestens zum Nach Tisch, jedenfalls im Verlauf des Nachmittags, sei es in seiner Wohnung oder bei einem kurzen Spaziergang den Entenkanal entlang mit anschließendem Kaffee, wahlweise Tee, jedenfalls mit Gebäck oder Eis, denn Süßkram gehörte zu Lüders Leidenschaften, besprachen wir seine vermutlich letzte erotische Lebenskrise. Der Ablauf der Dinge erschütterte ihn. Damit ich, um gehörig Anteil an seinem Leid nehmen zu können, das furchtbare Ausmaß seiner verfahrenen Lage überblicke, zeigte mir Lüder abends an seinem Schreibtisch einen Packen ausgedruckter Mails: seine Korrespondenz mit Christiane. Ad fontes! An Quellenstudien kam ich also doch nicht vorbei; zwar ließ sich das Ausgedruckte problemlos lesen, aber die Namen konnte ich nicht zuordnen? Ob er mir noch nicht gesagt habe, daß er einer Sekte angehöre? – Einmal habe er sogar seinen Guru in dessen Ashram besucht, dort habe Lüder sich nach gehöriger Vorbereitung vom Meister persönlich segnen lassen, eine Kette mit einem Medaillon, worin ein Foto des Meisters, aus dessen Hand entgegengenommen und als äußeres Zeichen seiner Wiedergeburt als Eingeweihter einen neuen Namen erhalten. Als Bundesbruder jener der Harmonie kundigen Gemeinschaft hieß Lüder „Jogischwar“, so unterzeichnete er auch die Briefe, mittlerweile Mails genannt, die er im Verlauf der erotischen Krise mit seiner letzten Geliebten wechselte. Christia-

ne, die auch zu den Eingeweihten gehörte, unterzeichnete ihre vertrauliche Korrespondenz ebenfalls mit ihrem fremdartig nie gehörtem Namen, den ich vergessen habe. Ein quälendes Nachrichten Hin & Her haben sich die beiden geleistet, Christiane vollzog mailweise ihren Rückzug von diesem Mann, den Alter & Krankheit zusehends zeichneten. In einem ihrer Schreiben hieß es wie so oft begütigend: sie fühle *ungebrochene Zuneigung* zu ihrem *lieben Jogischwar*, möchte die Beziehung aber auf einem *anderen Niveau* fortsetzen. Sie, die Jüngere, müsse endlich aus Jogischwars Schatten heraustreten, um mehr Zeit auf ihre *eigene Entfaltung* verwenden zu können. Nur noch selten, so war an anderer Stelle zu lesen, werde sie ihn in Zukunft besuchen können. Und sie werde nicht mehr mit ihm das Bett teilen. In einer der folgenden Mail erklärte sie ausdrücklich, daß es für sie nicht mehr hinnehmbar sei, das er sie bei ihren Besuchen an Brust oder Hintern oder Schenkeln befühle. Wenn er seine Zudringlichkeiten nicht sein lasse, könne sie ihn künftig nicht mehr besuchen. Nach einer Reihe von Mails macht sie weiter unten das Zugeständnis, sich ihm doch gelegentlich wieder unbekleidet zu zeigen, jedoch nur in der Sauna und ohne Anfassen. Schließlich nahm sie nach einer Salve von Mails all ihr Entgegenkommen wieder zurück und es hieß: sie würde ihren Jogischwar *ausschließlich als geistigen Freund* betrachten, den zu besuchen ihr nur dann wieder möglich sein werde, wenn er verspreche, ausgenommen die rituellen Begrüßungsumarmung, auf alle weiteren Küsse & sonstigen Zärtlichkeiten zu verzichten. Auch bitte sie ihn, gesprächsweise jede erotische Anspielungen zu unterlassen. Das *Gespräch* aber würde sie mit ihrem *geistigen Freund* weiterhin sehr schätzen. – Um jeden Handbreit seiner bisherigen Rechte hatte er mit einem Geschwader großer und kleiner Mails zäh gerungen. Schließlich & endlich war alles, was Lüder gerne an ihr mochte, verboten. Lüder war verzweifelt. Er konnte sich nicht erklären, wie so auf einmal alles verboten war? Womit hatte er diese Zurücksetzung verdient? Es mußte etwas Schreckliches sein, das sie ihm vorwarf, weil sie es, so meinte Lüder messerscharf schließen zu müssen, nicht klar aussprach. Eines regelrechten Fehlverhaltens war er sich nicht bewußt, er war immer Gentleman gewesen, einen Streit hatte es nicht gegeben, Christiane machte ihm auch keine bestimmten Vorwürfe, sagte ihm nicht: dies oder das machst du falsch, ändere dich, und alles wird wieder gut. Sie wollte einfach nicht mehr. Das begriff er nicht. Also fühlte er sich willkürlich zurückgesetzt, abgesetzt und verstoßen, grundlos gekränkt, jedenfalls ganz & gar ungerecht behandelt. Und, das war eine brandneue Erfahrung für ihn, er konnte sich nicht dagegen wehren. Er war hilflos. Es war doch eine innige Freundschaft gewesen! Was war aus dieser Freundschaft geworden? Hatte sie sich in Luft

aufgelöst? Eine Epoche seines Lebens endete. Er war machtlos. Er gestand sich keine Erklärung ein für ihren Rückzug, für seine Einsamkeit. Unter dem Joch seiner Qual schüttelte er einmal den Kopf: „sie flüchtet vor meiner Zärtlichkeit.“ – Zurück zur Sache. Wir, Lüder & Ich, hatten eine Sache zu erledigen.

In jenem farbenfroh sonnigen Herbst, längst hatten wir den Botschafter abgetan, verließen wir bei meinen Besuchen Lüders Wohnung selten. Anstatt mit einem Ausgang unsere Zeit zu vertun, ließen wir uns von einem Asiaten zu Mittag Gemüse- wahlweise Hühnerreis bringen. Um Kaffee zu machen gab es eine Maschine, etwas umständlicher ließ sich in der Küche auch Tee zubereiten. Süßkram war in Form von Puddingen & Joghurten im Külschrank gehortet, Kekse lagen immer in der Brotkiste; wöchentlich sorgte die Putzfrau für Nachschub. Er blieb am Schreibtisch, den lichten Park im Rücken, schattenhaft über Papieren sitzen, die mit den geraden Zeilen seiner kleinen, spitzen, akkuraten Schrift gezeichnet waren. Oder er hatte einen neuen Ausdruck eines Abschnitts vor sich, den er korrigierend mit Radnotizen versah, damit ihn Frau Nathlos umschreibe. In den Wochen zwischen unseren Begegnungen und Gesprächen wuchs der Text, wachsend wandelte er sich unter Lüders rastlos tätigen Gedanken und den ihnen folgenden Händen. Die beiden gewichtigen blauen Bände der ersten Arbeitsfassung, die ich zum Einstand und Kennenlernen von Dr. Lüder Müller-Brentano erhalten hatte, wurden im Lauf der Jahre mehrfach umgeschrieben und ad acta gelegt. Unablässig änderte sich im Fluß der Zeit der Text. Wieder und wider besprachen wir an unsren Donnerstagen das Verhältnis des Reichs zu Österreich, immer wieder beleuchteten wir die Kriegsabsichten des K.u.K Außenministers und wie ihnen Einhalt hätte geboten werden können, gelegentlich erwogen wir nicht nur die verhängnisvolle Rolle des deutschen Botschafters in Wien, sondern begutachteten diesen oder jenen Abteilungsleiter oder diskutierten Einzelheiten der dilettantischen Außen- und Bündnispolitik des Außen- oder Kanzleramtes: „Unter Bülow wäre das nicht passiert“, wurde Lüder nicht müde zu wiederholen. Mitunter kamen wird auf die Vorgeschichte zu sprechen, die kriegerische Reichsgründung, die vertrackte Mittellage, Ungereimtheiten der Verfassung. Solch Abschweifungen brach Lüder aus Zeitnot und weil nicht zur Sache gehörig ab. Er wollte sich auf die deutschen Entscheidungsträger konzentrieren. Trotzdem hatten wir uns anscheinend auf eine endlose Geschichte eingelassen. Die altbekannten Ansichten in seinem Kopf täglich drehend & wendend ergänzte Lüder durch neue, gänzlich neue, also unerhörte Auffassungen, die wir aus diesem oder jenem Blickwinkel durch und durch besprechen mußten, um gemeinsam ihre Un-

erhörtheit zu glätten, damit sie sich dem Zusammenhang fügen. Für unsere Gespräche war kein Ende in Sicht. Oft hatte ich den Eindruck, wir drehten uns im Kreis, deshalb schlug ich ihm vor, seine Studie endlich für fertig zu erklären und nur noch zu Ende zu schreiben, indem er den bereits vorhandenen Text nur noch redigiere, um ihn dem Verlag zu übergeben und vom Tisch zu bekommen. Der kranke Mann stimmte willigte ein. Aber Lüder konnte sich von dem vertrackten Gedankenspiel seines letzten Lebensjahrzehnts nicht lösen, um sich Anderem oder seinem Selbst und dessen möglicherweise bevorstehendem Erlöschen zuzuwenden. Auch die Wochen und Monde des Winters hindurch verbrachte er damit, im überheizten Wohnarbeitszimmer über sein Schreibpult gebeugt die Verzweigungen und Verästelungen seines Textes über die Julikrise von 1914 zu sichten, zu ordnen, zu korrigieren, Passagen umzuschreiben oder zu streichen, andere einzufügen, manchen Gedanken zu entfernen oder neu zu formulieren, um alten Ansichten einen neuen Anstrich zu geben oder neue Deutungen in alte Gedankengänge einzupassen. In den Abendstunden, wenn das Licht milchig ins Zimmer viel und die Farben im Park verblichen, lag sein Oberkörper beinahe auf dem Schreibtisch, an dessen Kante er sich mit seiner Linken festklammerte, während er mit zitternder Rechten seine Marginalien auf die Ausdrucke krickelte, mit offenem Mund schwer atmend, Speichel sickerte von ihm unbenutzt am Kinn entlang. Er dünstete Schweiß und Medikamente aus.

Zu schreiben fiel ihm schwer, zusehends wurde es zu einer Qual. Zwar hatte sich Lüder vor Jahr & Tag einen PC angeschafft, um sich die Mechanik des Schreibens zu erleichtern, aber trotz professioneller Beratung haderte er mit der Unlogik der Eingabebefehle. Manche PC-Vokabeln lernte er nie. Auch ließ die Feinmotorik seiner Hände nach, zunehmend mißlang ihm, mit dem Finger die gewünschte Taste zu treffen, und seine Maus zitterte unsicher über den Bildschirm. Eigentlich schrieb er gar nicht. Frau Nathlos tippte in ihrer Wohnung auf der anderen Rheinseite seine Manuskripte für gutes Geld pro Seite. Seit jeher eine Sekretärin gewohnt hatte Lüder gleich zu Beginn der Arbeit an seinem Werk über den Juli 14 Frau Nathlos engagiert, um seine Manuskripte zu tippen. Sie war mit Lüders Kleinschrift so vertraut, daß sie, die seine sauber geraden klaren Buchstaben zu lesen gelernt hatte, auch die mit den Jahren schrumpfenden, später zerkrakelten & zerfasernden Schriftzeichen noch lesen konnte. Die gewichtige Fassung vom ersten Mal hatte sie in ihrem PC gespeichert. Seither überschrieb eine Fassung die nächste. Längst hatte sie es nicht mehr nötig, einzeln Abschnitte oder Kapitel neu zu schreiben. Anhand der ihr zugehenden, mit Randnotizen versehenen Textteile korrigierte sie die bei ihr gespeicherten, um sie frisch ausgedruckt an ihren Autor zurückzusenden, wobei wieder Seite für Seite säu-

berlich in Rechnung gestellt wurde. Hatte Lüder seinen Text neuerlich korrigiert, wünschte er seine Veränderungen möglichst bald wieder ausgetippt vor Augen zu sehen, um sie zu überarbeiten. So wechselten jahrelang die Briefpakete zwischen Lüder und Frau Nathlos mit der Post über den Rhein; überarbeitete er etwa das 7. Kapitel über die *Weltbrandtelegramme* so übertippte sie gerade das 3. mit *Tiszas Einschwenken*, verschickte er das 9. über die *drohende Kriegsgefahr*, bekam er das 4. mit dem *Ultimatum* zurück. Das Hin & Her war ein gutes Geschäft für sie und sein Werk gewann Gestalt. Einmal hatte unser Auftraggeber zu seiner Unterstützung gar einen Germanistikdozenten als Lektor engagiert, jedoch verzichtet er auf dessen Dienste bald wider. Jemand, der einem beim Schreiben über die Schulter guckt, um Satzbau und Wortwahl oder gar Kommastellung *richtig*zustellen, ist unerträglich: pedantische Blicke sind der Gedanken Tod. Ähnlich wie der Bremer Verleger belehrte der promovierte Fachmann für Sprache & Stil Lüder über die aktuell gängige Art & Weise des Schreibens: Dieses, so bekam der alte Mann zu hören, mache man nicht, jenes sage man nicht mehr, >dieses, dieser, diese< sei unschön, Relativsätze zu holprig, Genitiv nur spärlich verwenden, kurze Sätze, klare Strukturen, einfache Worte, keine Schnörkel. Aber Lüder wollte sich seinen eigenen Stil nicht nehmen lassen. Er weigerte sich, journalistisch zu schreiben. Wie ein Maler am Strich so wollte auch Lüder an seinen Sätzen als er selbst erkennbar bleiben.

Selbstverständlich arbeiteten wir auch in dieser kritischen Phase der Textwerdung an unsren gemeinsamen Tagen nicht andauernd sachbezogen. Unserer ist für andauernde Arbeit nicht gemacht. Wir reden lieber. An meinen Donnerstagen erfuhr ich über verzackte diplomatische Details und mißratene Kommunikationen zwischen den Mächten und ihrem hochrangigen Personal am Vorabend des Weltkrieges hinaus immer wieder den einen oder anderen Mosaikstein aus Lüders Vergangenheit. Denn Lüder plauderte gerne und erzählte viel von sich, denn er war sich wichtig. Manch eine seiner Erinnerungen habe ich in verschiedenen Variationen mehrfach gehört, weshalb ich mir einen Reim auf ihn wage. Ich reimte mir meinen Lüder zusammen, obwohl das Bilderverbot eigentlich auch von unsren Mitmenschen gelten sollte, denn auch jeder der Anderen ist eine Weltgeschichte für sich, die wir ebensowenig in einem Bild zu erfassen vermögen wie die vermeintlich Große draußen vor dem Fenster oder hinter dem Monitor. Mehr als einige Reime auf vereinzelte Mosaiksteine trug ich in unseren gemeinsamen Jahren aus Lüders Geschichte nicht zusammen. Eigentlich passiert in so einem einzelnen Menschenleben wenig Erzählenswertes: von der Wiege bis zur

Bahre geht ein jeder seinen Gang. Dennoch waren die Erinnerungen aus Lüders Leben für mich merkwürdig. Durch ihn erfuhr ich brühwarm von jenem anderen Leben, dem der Andern, die ihr Leben gewissermaßen *normal* geführt haben, indem sie vollgültig und meist sogar im Rahmen des Möglichen erfolgreich am gesellschaftlich üblichen Treiben teilnahmen. Lüder gewährte mit zwar keinen Einblick in seine Tagebücher, zu genau wußte er, der selbst viel Vergleichbares gelesen hatte, um die Brisanz solcher Aufzeichnungen, aber indem er von sich erzählte, öffnete er mir einen spaltbreit Einblick in die Verhältnisse bei den Etablierten, wie man früher manchmal jener Menschengruppe nannte, die mit beruflichem Werdegang, die mit Frauen, Kindern, Sekretärinnen, Geliebten wohlversehen waren und ernstliche Brodsorgen nicht kannten. Also erfuhr ich in Lüders Erzählungen etwas von den Anderen, den mir Fremden, die ohne Selbstzweifel, wie ich früher irrtümlich gemeint habe, auf ihre Bahn geschickt wurden und deren meist kluge Vorhaben selten scheitern. Lüder der Anwalt gar entpuppte sich als regelrechter Sinnsucher.

„Ich habe dir noch nicht von dem Abklingen meiner dritten Ehe berichtet, jedenfalls gewiß nicht genug,“ begann Lüder das Thema für eine unserer Spätnachmittagsunterhaltungen an seinem Küchentisch anzustimmen. In diese dritte & letzte Ehe fiel die Zeit seines Ausbruchs. Ja, Dr. Lüder Müller-Brentano war ein Ausbrecher. Irgendwann, so erzählte er fidel einen Karamelpudding zum Kaffee schleckend, ging auch Gisela auf die 40 zu, indem sie draller wurde verlor ihre üppige Weiblichkeit an Reiz und Judith trat in Lüders Leben. Die Begegnung mit der farbenfrohen Frau auf einem der Flure eines der Bürohäuser riß Lüder nicht bloß aus den eingetretenen Pfaden seiner Ehe, sondern aus seiner gehabten Lebensweise. Als Gatte hatte er bereits zu trinken begonnen, bei der allabendlichen Flasche Rotwein war er bereits angekommen; so hätte es, wie bei vielen seiner Kollegen und den meisten seiner Standesgenossen, jahrzehntelang erträglich weitergehen können. Aber bei zwei drei Seitensprüngen konnte es diesmal nicht bleiben. Das neue Verhältnis ließ sich weder geheim halten noch als eine der in besseren Kreisen üblichen Bagatellen übergehen, denn zur Zweitfrau war Judith zu lebendig, an ein regelrechtes Eheleben war bald nicht mehr zu denken. Judiths Einfluß veränderte Lüder tiefgreifend, er wurde ein Sinnsucher und trennte sich von Gisela. Diesmal trennte man die Ehe in Güte einvernehmlich ohne die Unkosten einer formellen Scheidung. Diesbezüglich war Lüder Experte geworden. Gisela wurde außergerichtlich großzügig ausgesteuert, sie lebte & wohnte in der Folge auf eigene Hand mit den beiden gemeinsamen Töchtern, blieb aber allzeit formal Frau Dr. Lüder Müller-Brentano mit entsprechendem Rentenanspruch. Und, was dem Außenstehenden

merkwürdig erschien, sie fühlte sich auch so. Sie pflegte ihn, wenn den Alternden die Krankheit aus dem Gleis warf, wenn Lüder sich nicht mehr zu helfen wußte, war sie zur Stelle. Zunehmend sorgte sie für ihn bis zum Schluß. Sie hatte Vollmachten. Vor dem Gesetz waren sie ja Mann & Weib. Aber Judith war seine Befreiung. Was bis dahin in Lüders Gemüt verborgen schlummerte, kitzelte sie hervor: Dr. Lüder Müller-Brentano wurde Sinnsucher und Selbstfinder. Dazu hatte er mehr denn Jedermann die rechten Mittel, die materiellen sowohl wie die geistig moralischen, denn weder innerlich noch äußerlich war er zu binden. Auf seiner Sinnsuche gab er sich mit zwei Hunden und einem Pferd erst gar nicht ab.

Lüder war begeistert von Judith, von der neuen Welt, die sie ihm öffnete. Die sportlich gebräunte, fröhlich unternehmungslustige Frau war damals, als die beiden einander auf dem Flur in die Arme liefen, kaum dreißig Jahre alt. Wie in einem mit türkis ocker zinobernen Edelsteinen gezierten Schmuckkästchen gab es in & an ihr reichlich duftende Geheimnisse zu entdecken. Jahrelang pflegten die beiden einander ihre abenteuerlichen Herzen. Die vielzuvielen Jahre seiner drei regelrechten Ehen hindurch hatten die zahlreichen Zwecke seines beruflich bürgerlichen Lebens Lüder nur ungenügende Befriedigung geboten, genau genommen hatten sie ihn gelangweilt. Sein unruhiger Geist und seine nach Unbestimmtem gierende Leidenschaft verlangten nach deutlich Mehr als dem üblicher Weise gebotenen. Vielleicht empfand er deshalb als Greis Sympathie für mich & meine abseitige, durchwegs unzweckmäßige Lebensführung. Und erst recht wird er seinerzeit, als er voll im Saft war, der endlich *unkonventionellen* Begegnung – im Unkonventionellen bestand ende der 60er das Ideal genüßlicher Befreiung ohne schmerzlichen Bruch mit den bestehenden Bequemlichkeiten – damals also, als er sich im Bestehenden eingerichtet hatte, wird er der unkonventionell mandeläugigen Verführung rückhaltlos verfallen sein. Mit Judiths ging es endlich nicht nur im Bett hoch her, gemeinsam flogen sie auch in der Welt herum. Auf den Schwingen des Wirtschaftswunders vagabundierten die Beiden durch die endlosen Weiten der damals immer noch blumenbewegten Vereinigten Staaten und, was wichtiger für Lüders weiteren Werdegang war, Judith lockte ihn nach Indien, in das damals noch geheimnisumwitterte Indien, mehrmals sogar verlockte sie ihn zum Flug in diese Fremde. Dem Elend der Straßen zum Trotz besänftigte die buddhistische Sammlung auf Wesentliches Lüders innere Unruhe & Friedlosigkeit, hingebungsvoll widmete er sich den meditativen Übungen und übte sich als ein Jünger des Tantra; dem modernen Europäer bereitete der in fremdartig ehrwürdige Bilder verkleidete Nihilismus Wohlbehagen. Aus den Schleiern der indischen Entspannung heimgekehrt fühlte Lüder in der Kälte hiesiger Alltagsrationali-

tät schmerzlich den Mangel von Wesentlichem. Die indischen Erfahrungen hatten in seiner Seele die Sehnsucht nach dem Zusammenklang des Großen & Ganzen mit seinem unstillen Selbst erregt, mehr noch, in der Fremde hatte sich vor der möglichen Glückserfüllung der Schleier für diesen oder jenen Augenblick gelüftet. Da er sich hierzulande nicht alleine weiterhelfen konnte, tat Selbsterfahrung mit professioneller Hilfe not. Um sich im Selbst zu üben, scheute er seinerzeit weder Kosten noch Mühen, sondern besuchte mehrmals jährlich, mit und später auch ohne Judith, im In- oder Ausland persönlichkeitsbildende Seminare. Über die vielfältig in die Wege geleitete Selbstfindung und Persönlichkeitsbildung vernachlässigte er seine Kanzlei, denn sein Beruf war gemessen am Wesentlichen belanglos. Dieses Wissen unterschied Lüder grundsätzlich von seinen Kollegen, weshalb er sich im Alter mit jemandem wie mir einlassen mußte, um einen Gesprächspartner zu haben. Judith staunte damals nicht schlecht, als er ihr eines Morgengrauens oder in der Entspannung der Nacht gestand, daß seine finanziellen Polster aufgebraucht seien und er, wenn ihm nicht bald der eine oder die andere Klientin zulaufen würde, gezwungen sei, bei den Ämtern Sozialhilfe zu beantragen. Über Judiths Schrecken lächelte Lüder milde hinweg, dergleichen Mißlichkeiten beunruhigten ihn nicht mehr, denn er hatte tatsächlich seine Persönlichkeit entwickelt. „Da staunst du,“ verschmitzt lächelte er mir am Ende dieser Erzählung zu, „auch ich war einmal beinahe so arm wie – eine Kirchenmaus, auch ich weiß, was Mittellosigkeit bedeutet. Gewissermaßen bin auch ich einmal rot & arm gewesen.“ Aber irgendwie ging es bei ihm irgendwann finanziell wieder bergauf, ja sogar sehr zügig bergauf: unversehens war Dr. Lüder Müller-Brentano ein begehrter Anwalt für Ehescheidungen & Aktienrecht geworden. Die Verbindung gerade dieser beiden juristischen Spitzfindigkeiten führte ein betuchtes und gut zahlendes Klientel in Lüders Kanzlei. Auch er war ein Geheimtip geworden. Da es reichlich dreckige Wäsche zu waschen gab, blieb Lüders Sinnsuche alles andere als mittellos. –

Einmal, Geld genug hatte er wieder, da flog er auf eine Südseeinsel, alleine, um nur mit dem Notwendigsten versorgt auf unbestimmte Zeit nichts anderes zu tun, als am Strand zu sitzen, gelegentlich auf & ab zu gehen, übers Meer zu blicken und zwischen den beiden Wüsten zu warten, was mit ihm geschehe. – Ob es in ihm zu sprechen beginne? Was er wohl erfahren würde? Ob er wohl zu hören bekäme, was zu tun sei? Nach einigen Tagen Gleichklang hörte er aus Säuseln & Windhauch Stimmen heraus, die sprachen nicht in Sätzen, nur dumpfe Töne oder helle Silben erklangen im Ohr, auch flog ihm bald das eine oder andere Wort an. Irgendwann begann er nackt am Strand auf & ab gehend auf zugeflogene Worte zu antworten,

bald flogen die Worte hin & her und es begann der Streit mit Gottweißwem. Irgendwann kämpfte er mit diesem Anderen, diesem gewaltigen Krach, der vom Meer her auf ihn einbrandete, so machtvoll auf ihn einbrandete, daß es ihn schließlich niederwarf, geschlagen wälzte er sich nackt im Sand. Aber in Nacht & Sonnenglut warf es ihn nicht nur nieder, es richtete ihn auch auf, es schrie ihn auf und er schrie zurück. Aus Seelentiefe schrie er zurück. Er wurde Schrei! Eines Mittags wurde ihm klar, daß er seit Morgengrauen am Strand gestanden und aus tiefer Brust und vollem Hals das Meer angeschrien hatte, in diesem einen lichten Augenblick brach er den Selbstversuch ab und flog zurück in die Zivilisation. Nach nur 12 Tage schloß ihn Judith wieder in den Arm.

Einmal flog Lüder der Selbstfinder hinüber zu einem leibhaftigen Schamanen. Ein Indianerhäuptling, ein farbenfroher Eingeborenenführer versprach, in interessierten Kreisen wurde er als Geheimtip gehandelt, vermittels fleischlicher Enthaltbarkeit sowie Nüchternheit, Tanzritualen und Schwitzhütten Seelenbilder aus geplagten Europäern herauszupressen. In seiner Heimat inmitten der roten Wüste war der Bilderbuchchief Herr über eine regelrechte Institution mit Empfangsdamen und Kantine, Gästehäusern, Seminarräumen, großen & kleinen Gehilfen, Begegnungsstätten, Ethnosouvenirladen, pikobello Sanitäreanlagen und Buchhaltung. Der Mediziner aus altehrwürdiger Sippe hatte sich nicht in weißer Verkaufspsychologie geübt, sondern war wie seine Väter selbstherrlich. Sein Reich hatte er im Griff. Diskussionen gab es keine, als Oberhaupt seiner Gemeinde ordnete er an, was zu geschehen habe. Doch Lüder war selber ein Herr aus ratsfähigem Bremer Geschlecht, obendrein war er selber wer geworden, der sich längst nicht mehr etwas sagen ließ, sondern zu sagen gewohnt war. Zwischen den beiden Herren kam es am zweiten Tag zum Machtkampf. Der Machtkampf währte nicht lange, denn der Häuptling duldete in seinem Reich keinen Kampf. Sogleich war, als Lüder, der sich weigerte, ein selbstentblößendes Spiel mitzuspielen, dem Mediziner die Stirn bot, indem er schlichtweg dessen Recht bezweifelte, zahlenden Kunden Befehle zu geben, auf einen Wink ein Gehilfe zur Stelle, der Lüder den gesamten Eintrittspreis in die Hand zurückzahlte und ihn hinaus begleitete. Wieder war Lüder ein gewöhnlicher Tourist geworden. Auf dem fremden Kontinent waren ihm freie Wochen zugefallen, also besuchte er den Aschram eines Meisters, von dem Judith geschwärmt hatte.

Äußerlich am auffälligsten wurde Lüder im folgendem Jahr hierzulande als Sinnsucher sichtbar, denn er kleidete sich im Rot der Mönche. Man stelle sich den Anwalt nicht in weiten Pluderhosen und Blusen mit zibornem Schal & Samtkappe oder in rotgefärbten Jeans und orangem T-S-

hirts mit passenden Sandalen & flauschigen Socken vor wie viele andere, die damals das Brüsseler Viertel bevölkerten. Nein, Lüder hatte allzeit seinen eignen Kopf. Seine Kanzlei lief hervorragend, die Zeitumstände waren ungewöhnlich tolerant, man konnte sich einiges erlauben. Wie weiland nur die Richter trug der freie Anwalt auch dienstlich einen roten Rock. Dr. Lüder Müller-Brentano ließ sich in jenem Jahr in mehrfachen Ausführungen rote Anzüge schneiden, er trug ausschließlich rote Hemden, rote Krawatten, rote Lederschuhe, roten Schirm, rote Aktentasche, sogar ein roter Trenchcoat wurde gefunden. So angetan fuhr er, wenn er dort zu tun hatte, bis zum Landgericht nach Bonn in der Straßenbahn; die neugierig spöttischen Blicke der Kleinbürger auszuhalten machte seinem erweckten Selbstbewußtsein vergnügen. Also rotgeröckt erschien er schmunzelnd vor den Schranken der Gerichte und focht gelassen seine Angelegenheiten durch. Nur einmal in einem abgelegenen Landstrich, in dem er mit seinen Brüdern das jährliche Wanderwochenende feierte, erregte der Rote Verdacht. Als die drei Männer gemeinsam mit dem rotgewandeten vierten abends zwei Doppelzimmer erbat, schickte man sie fort, weil man damals noch keine männlichen Pärchen beherbergen mochte.

Als er übers Jahr seine rote Kluft wieder abgelegt hatte, vor Gericht waren dergleichen Äußerlichkeiten unnötig, entpuppte er sich als ungebundener den je und wie von selbst mit den Insignien der Macht angetan. Zwar hatte ihn ein jüngerer Bruder im Karriererang überholt und war Gerichtspräsident in Bremen geworden, aber Lüder hatte seine Persönlichkeit entfaltet und war Herr geworden. Geld hatte in seiner Hand nur die Bedeutung eines Mittels zur Erfüllung kleiner & großer Wünsche; wollte er etwas, war die Erfüllung entscheidend, die Bezahlung unerheblich. Und diese Unerheblichkeit sah man ihm an, aus der Ferne sah man sie ihm noch auf den alten Fotos an. Wenn jener Dr. Lüder Müller-Brentano aus seiner geräumigen Wohnung in der Innenstadt im eleganten Anzug aus bestem Tuch, mit diesem unübersehbar tadellosen Schuhwerk aus rotbraunglänzendem Leder auf die Straße trat oder in der gepflegten Limousine schmunzelnd vorfuhr, um auf einem der Flure ihren Weg zu kreuzen: einer solchen Begegnung konnte eine gereifte Frau, die in den meisten Fällen bis zu ihrem 35ten von einer Serie unvermeidlich öder Erfahrungen weniger gebeutelt als gelangweilt worden war, selten widerstehen. Damals war Lüder ein Herrenmenschen. Deren einer fällt in unseren Geschäftsstraßen unter 5000 auf wie der Wolf unter Dackeln. Wären wir uns damals begegnet, der langhaariger Bettelstudent ohne Berufsaussichten und der smarte Anwalt mit Frauengeschichten, hätten wir uns überhaupt etwas zu sagen gehabt? Gewiß hätte ich ihn damals nicht bloß bewundert, aber er hätte mich vermutlich mißachtet.

Vielleicht aber hätte er auch kopfschüttelnd über mich gestaunt, mir also Interesse entgegengebracht? Wer weiß? Damals konnten wir uns wahrscheinlich nichts geben. Auch in seiner Phase als rotgekleideter Mönch hätten wir wenig zueinander gepaßt. Ein der abendländischen Überlieferung entwachsener Philosoph stört den harmonischen Zusammenklang selbsterfahrener Gemeinschaften. Und auch damals, als er *rot & arm* war, war er immerhin ein Anwalt und ich wie meine Väter ein Taugenichts.

Lüder war niedergeschlagen. Beim Eintreten war ihm seine Niedergeschlagenheit sofort anzusehen: schief hing er hinter seinem Schreibtisch, klammerte sich an dessen Kannte, kaute auf seiner Unterlippe. An den Medikamenten lag es nicht. Er hatte mich angerufen und außer der Regel um meinen Besuch gebeten, in seiner Not müsse er mit mir reden. Nein, nicht über die alte Krise, sondern über seine gegenwärtige Katastrophe. Christiane hatte ihn endgültig verlassen. Schon lange hatte es zwischen den beiden gekriselt, die Entfremdung war gewachsen, die Abstände zwischen ihren Besuchen waren immer weiter und immer länger war die Liste der Bedingungen geworden, deren Erfüllung sie für die Gewährung der Freude ihrer Gegenwart forderte. Nachdem schrittweise alles, woran Lüder Freude hatte, verboten worden war, war nun vollkommen & endgültig „Schluß“. Sie kam nicht mehr. Seit Wochen antwortete sie nicht mehr auf *Jogischwars* Mails, hatte irgendwann den Anrufbeantworter abgeklemmt und nun, um seiner Kanonade unzeitiger Anrufe zu begegnen, eine neue heimliche Telephonnummer bekommen. Um sie vor ihrer Wohnung abzapfen und zur Rede zu stellen, war Lüder längst nicht mehr beweglich genug. Er konnte sich gegen den Verrat seiner Liebe nicht mehr wehren. Er mußte es hinnehmen, das mit dem Gesprächsfaden auch die letzte Bindung zu seiner Geliebten abgerissen war. Der sagenhafte Moor hatte wiedereinmal seine Schuldigkeit getan.

„Sie hat einen anderen“, zischte Lüder seine Geschichte: sie habe nun einen jungen Mann mit Firma! Die Schlichen der arrivierten 50er mit Anlehnungsbedürfnis und bemoosten Schultern seien ihm zum Übelwerden bekannt. Sie, Christiane, hatte ihren Neuen auf der Wanderung kennengelernt, in jenem Urlaub in dem er, Lüder, unmöglich mitwandern konnte. Exakt diese Reise machte seine Krankheit unmöglich. Zorn sah man Lüder an bei dem Gedanken an all die von seiner Geliebten vorgetragenen Gründe und Erklärungen, die nur vorgeschobene waren, hinter denen sie ihren wirklichen Willen versteckt hatte: sie wollte ihn, Lüder, loswerden. Schon lange wollte sie ihn loswerden. Abhängen wollte sie ihn. Aus keinem anderen Grund hatte sie sich in den Kopf gesetzt, vier Wochen durch Spanien nach

St Jago zu pilgern, unbedingt wochenlang zu pilgern. Da marschiert man Tag für Tag im gleichen Pulk von Leuten, sieht sich morgens, sieht sich mittags, sieht sich abends, schläft in beengten Herbergen; und in der Langeweile auf den Märschen redet und redet man von allem & jedem, von Gott & der Welt. Da kann es gar nicht ausbleiben, daß es sich ergibt. Vorsätzlich & durchdacht habe Christiane Lüder abgehängt, um einen neuen zu finden. Ihre üble Absicht, ihre Ablehnung war ihm schon beim alljährlichen Neujahrsfest deutlich geworden. Während sie im Gespräch war, war Lüder von Hinten an sie herangeschlichen, hatte seinen Kopf an ihren Rücken gelehnt und ihren Oberarm gestreichelt. Und nichts. Sie ging weg und ließ ihn stehen. – Nun hatte sie einen Mann mit Familienanschluß, denn natürlich war ihr neuer Mann auch schon in den Jahren und hatte Geschichten hinter sich und also auch Scheidung, Kinder, Schwestern, Haus Hof Freundeskreise mit gesellschaftlichem Tand & Glimmer. Jedes zweite Wochenende, so hatten Lüders Recherchen ergeben, flog sie an die Pyrenäen zu dem andren. In der Ferne hatte sie nun eine Familie. Ohne die Qualen der Schwangerschaft war sie zu drei Kindern gekommen, hatte ein gemachtes Nest gefunden, konnte ihre Not vergessen und mit anderen glücklich werden. Er aber, mein Lüder, war alleine zurückgeblieben. Er konnte nicht mithalten, er fühlt sich ausgestoßen und betrogen um den Rest des ihm möglichen Glücks. Lüder war abgehängt worden, er, Herr Dr. Lüder Müller-Brentano, war hilflos geworden gegenüber den Schlichen einer Frau. Ihm blieb nichts anderes übrig, er mußte die Gedanken an sie aufgeben. Von ihr war für ihn nichts mehr zu erwarten. „Ich muß annehmen,“ sagte er zitternd in sich gekehrt, „sie hat nicht die Kraft, nicht die Liebeskraft für eine Beziehung zu zwei Männern.“ Uns blieb unsere Sache, wir, Lüder & ich, hatten eine Sachlage zu ordnen.

Das Manuskript seines ersten Entwurfes, die beiden mir anlässlich unseres Kennenlernens überreichten, gewichtigen, in Karton blau eingebunden Bände, deren jeder annähernd 300 Seiten DIN A 4 Maschinenschrift beinhaltete, war im Verlauf unserer Jahre wieder und wieder umgeschrieben worden. Endlich kam ein Frühling, in dem die Ideensammlung, die mit der Zeit auf etwa dreihundertsiebzig Textseiten eingedampft worden war, druckbereite Gestalt an nahm. An dieser letzten Gestalt mußte Lüder zwar weiterhin täglich schleifen & feilen, aber im Großen & Ganzen war das Werk vollbracht. Demnächst konnte es dem Wissenschaftsverlag zum Druck übergeben werden. Aber die Kleinarbeit des Schleifens & Feilens, die der kranke Mann täglich bewältigte, endete nicht: Anmerkungen waren zu ergänzen, Fußnoten zu setzen, Literaturangaben zu überprüfen, die Datierung zu präzisieren,

Gesprächsnotizen, Erinnerungen, Prozeßakten waren wiederholt durchzugehen, um ihre Zitate zu kontrollieren und den Textfluß zu optimieren. Das allermeiste Material, das er in seinem Stahlschrank hortete, waren nur Hintergrundinformationen, deren Fülle im endgültigen Text nicht eingeflochten werden würde, sondern als Lüders persönliches Überblickswissen die Niederschrift überhaupt erst ermöglichte. Beispielsweise hatten in Lüders Julikrise die Balkankriege nichts zu suchen, sie mußten aber gewußt werden, um die Krise verstehen und also darstellen zu können. Auf die komplexe Vorgeschichte wurde bloß in der Einleitung mit Anmerkungen verwiesen, denn Lüder hatte sich vorgenommen, sich auf den Kern der Sache zu konzentrieren. Die fünf Wochen der eigentlichen Krise sollten ohne alle verwirrende Abschweifung aus sich selbst erklärt werden. Einen strukturellen Zugang zu dem Geschehen, zu dem er in den Archiven keine Ordner gefunden hatte, lehnte Lüder entschieden ab. Die Handlungen der in die Krise verstrickten Personen sollten im Verlauf der sich zuspitzenden Ereignisse vom Attentat am 28 Juni bis zu den Kriegserklärungen in den ersten Augusttagen Tag für Tag lückenlos beschrieben werden. Wir hatten uns dazu entschlossen, zur Orientierung der Leser das Datum jedes der jeweils beschriebenen Tage oben, der Seitenzahl gegenüber, auf jeder Seite zu vermerken. Genau genommen wäre mit zunehmender Dramatik auch die Angabe der laufenden Uhrzeit notwendig gewesen, um den Lauf der Ereignisse zu ordnen.

Wieder und wieder mußte Frau Nahtlos unsere neuen Fassungen tippen. Sobald eine neue Fassung irgendwie als gerundet angesehen werden konnte, wurden sie in zwei oder drei Exemplaren kopiert und gebunden, um sie ansehen und in Händen wiegen zu können. Und wieder fand sie bei ihrem Autor nicht jenes Genügen, das ihm zuflüstert: so und nicht anders muß es sein, dabei belassen wir es nun, so kann es bleiben, denn so ähnlich war es einmal gemeint, nun ist es fertig: das ist es. Nein, lange blieb Lüder mit sich und seinem Text unzufrieden. Unablässig kreisten seine Gedanken um sein Thema, sein Thema war er selbst geworden, unablässig wurden die Mosaiksteine dieses Selbst's neu zusammengestückt. Jahrelang hatten wir das Fehlverhalten deutscher Diplomaten im Juli 19/14 besprochen und besprochen. Längst bekam ich kein Honorar mehr für meine Dienste – das Rauchen hatte ich eingeschränkt, war aber dem Wein treu geblieben –, sondern war ein gern gesehener Partner und vertrauter Besucher für den Greis geworden. Fast immer wollte er, sobald ich bei ihm eintrat, mit mir über einige seiner eigenen oder gelesenen oder gehörten Gedanken zur Julikrise beratschlagen. Aber mit Verlauf der Zeit wurden wir persönlich. In Lüder

Fall waren das Persönliche vornehmlich Frauen. Er gestand mir seine größten Erfolge ebenso wie manch bittere Niederlage.

Die Sternstunde seiner Karriere schien seinerzeit gekommen, als ein politischer Skandal die Republik erschütterte. Lüder war im besten Alter, als herauskam, daß die Regierungsparteien, die Partei des damals so ehrenwerten Kanzlers allen voran, gewohnheitsmäßig beachtliche Geldsummen von dem Hauptaktionär, einer damals noch real existierenden Person, also von dem Hauptaktionär eines global agierenden Industriekonzerns bekommen hatten. Aber nicht bloß die Parteien der Regierung, alle im Parlament vertretenen Parteien hatten nach Maßgabe ihrer Dienlichkeit Zuwendungen in ihre mehr oder weniger persönlichen Taschen gesteckt bekommen. Wie ein Strudel weitete sich der Skandal wöchentlich aus, mehr und mehr Namen von als unerschütterlich unbescholten geltenden Ehrenmännern gerieten in aller Munde, wodurch ihre Karrieren vorübergehend gestört wurden. Die Glaubwürdigkeit unserer Republik schien nachhaltig beschädigt zu werden. Manche Kommentatoren, jene mit idealistischen Vorstellungen von den Geflogenheiten politischer Meinungsbildung auf den Chefetagen, sprachen gar von einer regelrechten „Staatskrise“. Das Szenario war da, in dem sich ein Charakter wie der Lüders wohlzufühlen beginnt wie der sagenhafte Fisch im lauwarmen Wasser. Es kam zu Anklagen, Schauprozesse standen bevor, Reden wurden geschwungen, sogar gedruckt. Und Herr Dr. Lüder Müller-Brentano wußte es, er alleine wußte genau wie und mit welchen Argumenten und gestützt auf welche Gesetze die Ankläger ausgehebelt und für die Beschuldigten ein Freispruch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit erreicht werden konnte. Da er offenbar als Einziger um eine erfolgversprechende juristische Strategie wußte, machte er den bedrängten Parteiführern ein Angebot: er würde sie für ein einmaliges Honorar von einer Million DeMark retten. Dr. Lüder Müller-Brentanos Angebot wurde aus Kostengründen abgelehnt, also machte er sich nicht die Mühe, Spitzenpolitiker zu retten, sondern verdiente weiterhin sein gutes Geld mit Aktienrecht und Ehescheidungen.

Gewiß wäre es ihm in seiner besten Zeit gelungen, sich eine goldene Nase zu verdienen, indem er die Regierung vor der Blamage rettet. Damals war Dr. Lüder Müller-Brentano ein Meister seiner Kunst. Seine Tochter, der Zwillinge Mutter und ebenfalls Juristin, jedoch bloß für Wirtschaftsfragen, hatte ihn während ihres Studiums einmal vor dem Europäischen Gerichtshof in Straßburg gesehen. Als sie mir im Treppenhaus davon erzählte, schien ihr immer noch die Bewunderung für ihren alten Meister den Atem zu nehmen. Wie ein Backfisch schwärmte die Frau von dem seinerzeit blendend wirkenden, beeindruckend großen, geschmeidigen, in jeder Hinsicht gutaus-

sehenden Mann in der schwarzen Robe, der das Gericht in geläufiger Rede souverän von seiner Auffassung überzeugte und tatsächlich ihr Vater war. Das Zusammenspiel seiner Gestik mit Mimik und Stimme sowie Wortwahl paßte genau zu der zwingenden Logik des jeweiligen Abschnitts seines Plädoyers. Wie ein Tänzer drückte er sich aus. Seine Argumentation war hieb & stich fest. Sein Auftritt in Straßburg wurde im Fachblatt als „Sternstunde“ der Juristerei gewürdigt. Lüder gehörte zu den seltenen Akademikern, denen es gelang, aus ihrem Beruf das Beste zu machen. Er produzierte Gesamtkunstwerke. Und! Obwohl bereits seinerzeit neuartige Generationen von Leistungsoptimierern auf die Posten drängten, um das Büroleben gemäß ihrer zweckdienlichen Vorstellungen umzukrempeln, gelang es ihm als einem der Letzten, seinen Beruf mit geringst möglichem Aufwand beinahe nebenher auszuüben. Obwohl er sich zeitlebens für einen *Liberalen* hielt, organisierte er seine Arbeit von Grund auf konservativ, indem er den Konkurrenzkampf vermied und kein Interesse an Umsatzsteigerung hatte. Er lehnte es grundsätzlich ab, durch die Annahme möglichst vieler Aufträge seine tägliche Zeit optimal mit Arbeit auszunutzen. Er war ja kein Arbeiter, sondern ein freier Herr. Er hatte nicht studiert, um viel zu arbeiten. Da in seinem Gewerbe die Honorierung von Einzelfällen unverhältnismäßig hoch war, ermöglichte bereits verhältnismäßig geringer Aufwand mit dem einen oder andren Klienten ein Leben in wahrhaft bürgerlicher Freiheit. Eine Sekretärin etwa hatte er nicht, weil er ihrer Unterstützung bedurfte, sondern weil eine Vorzimmerdame von der Kundschaft erwartet wurde. Aus eigener Machtvollkommenheit bewahrte Lüder für sich reichlich Zeit, um eigensten Interessen nachzugehen. – Worin die bestanden? Gewiß, er laß auch sachfremde Bücher, aber interessierten er sich für Frauen. Dieses sein Interesse ist wahrhaft zeitaufwendig. Der Sinnsucher verlor sich in Sinnlichkeit.

In jener Zeit, als Lüder alles im Griff hatte, ihm sein Beruf leicht von der Hand ging, sich sein Besitz mehrte, sogar dank seiner spirituellen Experimente sein Gemüt blühte, hatte er ungemeinen Erfolg bei den Frauen. Und er kostete ihn aus, diesen ihm so spät zugefallenen Erfolg. Nach seiner unerotischen Jugend und seiner ärmlichen ersten Ehe entwickelte er einen unersättlichen erotischen Hunger. Er wurde Erotomane. Damit war er gewiß kein Einzelfall in unserer jugendlichen Republik, aber er konnte es sich leisten, es zu leben. Als sich Lüder freigeschwommen hatte, war Judith nicht mehr seine Lebensbegleiterin. Seine Freiheiten konnte auch die unkonventionell blumige Frau nicht mehr aushalten, denn an einem einzelnen Menschen schien ihm nicht mehr gelegen, er schwamm ja inmitten von Menschen, charmant & gesprächig fand er im Handumdrehen bei jeder Gelegen-

heit Anschluß. Großgewachsen und schlank wie er war, zog er die Blicke auf sich. Zu seiner besten Zeit überragte Herr Dr. Lüder Müller-Brentano seine meisten Standesgenossen um Haupteslänge, er war ein stattlicher Mann mit dunkelblondem Haar und beinahe blauen Augen. Da er einen gediegenen Beruf ausübte, wirkte er seriös, obendrein war er gebildet, bewandert, einfühlsam, konnte sprechen und sich ausdrücken und er war innerliche heiter & frei. Von welchem Mann läßt sich so etwas schon sagen? Bei einem solchen Mann spielt das Alter eine untergeordnete Rolle. Bis zu einem gewissen Grad schlägt auch eine Krankheit nicht gewichtig zu Buche. Obwohl gebucht, also abgerechnet werden die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern auf jeden Fall. Wie dem auch sei, es fiel Lüders entwickelter Persönlichkeit leicht, Menschen, von denen ihn hauptsächlich die Frauen neugierig machten, für sich zu gewinnen. Um Kontakt zu schließen mußte er sich keinen grenzüberschreitenden Ruck geben, für ihn gab es solche Grenzen nicht mehr, was ihm gefiel, gehörte ihm an, war seines Gleichen, würde also ähnlich wie er empfinden und konnte also ohne weiteres angesprochen, eingeladen, umgarnt, umarmt werden. Lüder hatte die hinderliche Scheu seiner Jugend verloren. Wenn er es wollte, dann mußte es sein, denn er wollte es ja, also war es unabhängig von dem Urteil anderer gut & richtig. Und es durchzusetzen war so spielend leicht wie ein Scherz am Rande. Wollte er es, dann setzte er die gehörigen Hebel eben in Bewegung: Telephonanrufe, Gespräche, Einladungen, Essengehen, Theaterbesuch, Sauna – gegebenenfalls spaßeshalber eine Flugreise, in dieser Ausgabenkategorie spielte Geld keine Rolle; wenn er es nur wollte. In jener Zeit trat er auf wie ein Herrenmensch, wie einer von denen, die auf das Geld nicht achten müssen, und denen man es nicht erst an ihren Schuhspitzen, sondern schon von weitem an ihrer Haltung in formgebender Garderobe ansieht. Von jenen Gestalten, die offensichtlich das Leben vollkommen im Griff haben, wird allgemein angenommen, daß sie auch bei einer Frau richtig zuzugreifen wissen. Dergleichen wird gesucht. Die Frauen flogen ihm zu und er war nicht der Mann, auch nur einer der Verlockenden aus dem Weg zu gehen. Da er längst nicht mehr ein junger Mann war, konnte damals jede der Frauen, die sich willig mit ihm einließen, von sich meinen, sie könne den bemoost alternden definitiv kriegen, weil es auch für ihn schon spät sei, um hernach noch eine Andere zu finden, mit der sich der Herbst des Lebens angenehm & sorgenfrei verbringen ließe. Aber so war es nicht, Lüder war nicht zu kriegen und dacht an alles andere als an Herbst. Frohgemut schaute der Graukopf der nächsten Begegnung nach und folgte ihr. Keiner konnte er widerstehen, mit ihren Begegnungen füllte er seine Tagebücher. Diese neun im Keller verschlossenen Tagebücher wollte er mir vorerst noch nicht zu lesen geben. In ihnen schil-

derte er eine endlose Folge von sich wiederholenden, auf die immer gleiche Pointe hinauslaufenden Begegnungen, vergleichbar jener Kette von Begebenheiten, die im Roman seines Lebens Casanova gesammelt hat.

„Übrigens,“ Lüder neigte mir im altbackenen Kaffee hinter dem Entenkanal vertraulich seinen Kopf zu, als ob wir Verschworene wären, wölbte seine Augenbrauen wie ein faltiger Silen oder Faun und schürzte seine Lippen zur Schnute. Als Vorgedanken hatte er mir den Gatten der üppigen Diotima, mit der Ulrich, der >Mann ohne Eigenschaften<, eine erotische Affäre hatte, den allzeit tadellos gekleideten Sektionschef Tuzzi als den K u K Außenminister Graf Berchtold enttarnt, da gestand er mir flüsternd: „Übrigens hatte ich zwischen 50 und 60 meine meisten erotischen Erfolge. Etwa ab 40, und wenn man selber in vorgerücktem Alter ist, erscheinen sie einem dann als entzückend jung, verkehren sich die Fronten: die Frauen ergreifen die Initiative, nun braucht der Mann, so er leidlich ansehnliche ist, es bloß noch geschehen zu lassen. Gewissermaßen muß er es geschehen lassen, denn weibliche Avancen sind für unsereinen unwiderstehlich. Das ist Ehrensache und versteht sich von selbst. Es ist ein ungleiches Spiel. Wie sich die Fronten auch verkehren, alle Vorteile sind auf ihrer Seite. Sie kriegen uns bei jeder Gelegenheit. Sogar dann, wenn man es nicht mehr unbedingt will.“

„Vater wäre mit meiner Haltung bestimmt nicht zufrieden gewesen“, lausbübisch lächelte Lüder, „mit meiner weiteren Lebensführung schon gar nicht. Bestimmt wäre er mit mir sehr unzufrieden gewesen.“ Sein Lächeln verklang, schließlich schwieg er in sich hinein. Da er am Gespräch keinen Gefallen mehr zu haben schien, brachte ich ihn mit dem Taxi heim und ließ ihn am Abend allein.

„Pandora!“ Mit diesem Ausruf hoppelte mir Lüder bei meinem nächsten Besuch entgegen. „Es war eine Büchse oder vielmehr Kiste der Pandora, mein Holzhaus im Gründen, es erwies sich als eine Kiste der Pandora. Ich konnte es seinerzeit günstig erstehen, weil ich Anfang der 80er einem HolzSchutz-Mittelhersteller – In dubio pro reo! – erfolgreich gegen eine Sammelklage von HolzHausKäufern verteidigt hatte.“ Nachdem ich ihm in den Fernsehsessel hinabgeholfen hatte, bat er mich, den Pandora betreffenden Aktenordner aus dem Aktenschrank hervorzuholen. Beim Suchen der Akte mußte er mich anweisen: tiefer, unterhalb des Regals mit den Kopien von Akten & Texten zu Marokkokrisen & Balkankriegen, weiter links, links hinter den Beständen zu Bülow, Jagow, Wischnewski stand der Ordner : „Parkinson“. „Da ist sie. Ich

habe einen Akt über Pandora angelegt.“ Gemeinsam blätterten wir in dem Ordner, in dem er seine Krankheit betreffende Zeitungsausschnitte, Gutachten und sogar Gerichtsakten gesammelt hatte. Ihm war eine Idee gekommen, die er aus den Akten zu konkretisieren versuchte. „Mittlerweile gilt es als gesichert,“ sagte er nach einer Weile des Blätterns und Kramens, „daß das Holzschutzmittel Xzylo... Xzylo... Xzylo... irgendwie ein Nervengift enthält. Heute gibt es mehrere juristisch unanfechtbare Gutachten, die meinen damaligen glanzvollen Erfolg vor Gericht, zu Beginn der 80er war das, unmöglich gemacht hätten, vollkommen unmöglich. Die Unanfechtbarkeit betrifft jedoch nur bestimmte, mit Sicherheit identifizierte Nervenkrankheiten. Der Bezug zu meiner Krankheit ist jedoch noch immer nicht hieb & stich fest belegt. Zu ihrem Entstehen gibt es immer noch mindestens zwei theoretische Richtungen. Die eine besagt, die Krankheit würde wegen einer Anlage oder sonst wie ohne Anlaß aus dem jeweiligen Körper heraus entstehen, die andere hinwiederum besagt, ein äußerer Anlaß sei sehr gut als Auslöser meiner Erkrankung denkbar. Die letzte Theorie müßte man natürlich gerichtsfest aufbereiten, um eine Chance zu haben, vor Gericht etwas bewirken und eine Entschädigung herausholen zu können. Wenn der ganze Fall noch nicht verjährt ist. ... Nein, ich werde keine juristischen Schritte in die Wege leiten. Es wäre ja doch zu spät. Und ein Prozeß, ein langwieriger, egal wie er ausgeht, würde mittlerweile über meine Kräfte gehen. Er würde mir meine letzten Jahre mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit versauen, ja, sie wohlmöglich abkürzen.“ Mit zitternden Händen und Knien saß Lüder in seinem Fernsehsessel und saugte an seiner Unterlippe. Den Akt möge ich doch wider hinstellen, wo ich ihn hergeholt hätte.

Wiedereinmal hatte sich der Ausbruch der Katastrophe gejäht und unser Werk lag immer noch nicht gedruckt vor. Und ob Lüder bis zum hundertsten Jahrestag des Ausbruchs unter uns verweilen würde, wurde zunehmend fraglich. Das Schreiben war eine nicht enden wollende Qual für ihn geworden. Er solle zum Ende kommen, sich für eine bestimmte Fassung entscheiden und sie fertigstellen, um den Text endlich vom Tisch zu bekommen und die Last von der Brust; um wieder frei zu atmen. So riet ich ihm in jenem Winterhalbjahr bei jedem meiner Besuche, manchmal wiederholte ich meinen Rat auch am Telephon, denn auch fernmündlich handelten wir Einzelfragen ab, wenn es beim Schreiben hakte oder ihn ein Gedankenblitz traf, den er loswerden mußte. Mit Verständnis für seine selbstgemachte Qual versuchte ich ihn zu überreden, ein Ende zu machen. Gewiß sei die Arbeit am Text ihrer Natur nach endlos wie jede andere Kunst auch. Bei einem Maler beispielsweise sei das nicht anders, gelänge ihm ein vollendetes Bild, dann

brauche er kein folgendes zu beginnen; dann sei er fertig. Aber der Unvollkommenheit sei Dank könne man endlos weitermachen, denn immer bleibe noch was zu sagen. Fertig im vollendeten Sinne würde ein Text sowie so nie, allenfalls die eine oder andere Fassung könnten wir für fertig erklären, um sie wegzulegen oder abzugeben, um endlich auch einmal einige unserer Gedanken verwirklicht vor uns zu sehen, um endlich einen Teil von uns in Händen zu halten oder gar anderen vorzulegen in der Hoffnung, das etwas von uns fruchtbar werde oder gar eine Weile überdauert. Er beschwieg meinen Rat. Zu viel hatte Lüder über die Krise zu sagen und vollständig sollte es doch werden, sein Gebäude aus Sätzen, deren jeder punktgenau sitzen mußte, damit das Thema Einmal für alle Mal erledigt wurde und vom Tisch kam. Wieder drängte ein Frühling ins Land, da entschloß sich Lüder Notgedrungen, die wesentlichen Kapitel seines Buches für geschrieben zu erklären. Trotzdem blieb an den Feinheiten des Textes weiterhin unablässig zu feilen. Und in den Feinheiten steckten die eigentlichen Schwierigkeiten. Ungeklärt war damals noch immer die genaue Anordnung der Gedanken innerhalb der Kapitel. Das in ihnen zu Sagende mußte gekürzt werden. Unbedingt! Aus der Fülle des Sagbaren, ja des Sagenswerten konnte in einem zwischen zwei Pappdeckel gepreßtem Buch doch kaum etwas gesagt werden. Von all dem, was Lüder die Jahre hindurch durchdacht und von dem Durchdachten zu Papier gebracht hatte, würde nur verschwindend Wenig in sein Buch gesteckt werden können. Notgedrungen mußte es unzulänglich bleiben. Ein Text hat seine Grenzen. Eigentlich ist er bloß Ersatz für die Gespräche, die niemand mit uns führen möchte.



5. Die Sinnlichkeit oder der Sinn und die Frau

Bevor Lüder aus seiner dritten Ehe ausgestiegen war, hatte er wie so viele Männer seiner Zeit das Alleineleben nicht geübt. Von der mütterlichen Familie hatte er in die Ehe gewechselt, von dort war es zur Geliebten, dann in die nächste Ehe gegangen, darauf folgten verschiedene Geliebte und eine neuerliche Ehe von Geliebten begleitet. Erst in seinen sogenannten besten Jahren hätte er im Holzhaus zu sich kommen können, aber damals, als die Krankheit noch in ihm schlummerte, hielt er es nicht für nötig, sich bei sich selbst behaglich einzurichten; statt dessen ging er bei jeder sich ihm bietender Gelegenheit auf Abenteuer aus. Sein Drang, sinnsuchend die Welt zu erkunden, trieb ihn bis zu seinem Ende um. Aber in er Stadtwohnung hinter der Universität, in seiner Mansarde, wie der Klausner wider willen sie genannt hatte, als ich ihn kennenlernte, mußte er eine Reihe von Jahren hindurch alleine leben und sich selbst versorgen. Christiane, die, ähnlich wie ich, in beruflicher Hinsicht eine verkrachte Existenz war, hatte ja trotz ihrer beständigen Geldnot das Eingehen auf sein freizügiges Angebot, bei ihm unterzuschlüpfen, aus Gründen, die Lüder ebensowenig wie die deutsch Kriegsbeurteilung von 1914 nachvollziehen konnte, ins Unwirkliche aufgeschoben. So war der alternde Lüder in seiner Mansarde erstmals eine Weile allein mit seiner eigenen Sinnlichkeit zusammen. Um deren körperliche Seite begann es schlecht zu stehen, von Jahr zu Jahr wurde es schlechter, schließlich schien er von Mond zu Mond zu verfallen. Den zahlreichen Verpflichtungen seines aus alter Gewohnheit streng strukturierten Tages- und Wochenlaufes nachzukommen erschöpfte ihn zunehmend. Im vergangenen Winter begann es sogar einzureißen, daß er den einen oder anderen Termin bei der Selbsthilfegruppe, dem Krankengymnasten, dem Behindertenschwimmen oder einen Arztbesuch schwänzte. In jenem Winter fand ich Lüder häufig wie zusammengesackt und in sich gekrümmt in seinem Fernsehsessel sitzen. Vor ihm auf dem niedrigen Tisch lag neben der Armbanduhr die Schachtel mit den in unterteilten Abteilungen für die Stunden jedes Tags der Woche vorsortierten Pillen. In streng vorgeschriebener Reihenfolge waren täglich nebst der dicken Braunen weiße und rosa Dragees mit zitternden Fingern pünktlich herauszuklauben und einzunehmen. Schwer viel es ihm, der gar nicht mehr gerne trank, die trockenen Pillen mit einem Schluck Wasser herunterzuspülen, oft blieb die eine oder andere an Zunge oder Gaumen kleben. Vom

bleibend bitteren Geschmack verzerrt wandte er mir dann hilfeschend sein Gesicht zu. Es war unangenehm, krank zu sein.

Selbstverständlich verzichteten wir nach einigen einleitenden Sätzen nicht auf unser gewohntes Mittagessen in der Pizara an der Hauptstraße oder im Wirtshaus an der Ecke, obwohl hin und Rückweg eine Qual geworden waren und beim Losgehen unsere Ankunft ungewiß blieb. Auf dem Marsch begann Lüders Leib zu schlottern, sein linker Fuß ruckte hinterher, sein rechter zuckte voraus, wenn es kaum mehr ging, krallten beide Hände seitlich in meinen Oberarm. Mühsam war es, den ungelinken Mann über den Bürgersteig zu buxieren; scharf atmend blickte er hilflos voraus. Nicht mehr gehen können stand Herrn Dr. Müller-Brentano bevor. Gab es eine Alternative zum Gehen? Nein, nach annähernd 80 Jahren als Geher war eine Alternative unvorstellbar. Und jetzt wollte also mußte er zu Luigi gehen, so hatte er es sich in den Kopf gesetzt. Luigi aber war auf der anderen Seite der Hauptstraße. Wir ruckten & zuckten hinüber, gelangten aber in unserer Grünphase bloß bis auf die Verkehrsinsel. Vor uns und hinter uns brüllte der Verkehr. Im Schrecken ließ Lüder meinen Arm los, inmitten der laufenden Katastrophe nahm er seine Zuflucht zur Ampel, an deren eisernen Mast er sich klammerte. Für uns gab es weder Vor noch Zurück, auf unserer Insel mußten wir warten, bis die Katastrophe vorbei war. – Auch den Geschmack am Essen begann er zu verlieren. Bei unseren gemeinsamen Mahlzeiten kostete er nur noch von der Suppe, ließ den Hauptgang aus, machte sich aber über den Nachtsch her. Süßigkeit durchdrang noch seine von Medikamenten pelzige Zunge und gewährte ihm ein Geschmackserlebnis. Hatte er seinen Nachtsch weggeschleckt, saß Lüder erschöpft da und sah durch das Fenster in die laufende Katastrophe auf der Straße hinaus.

Manchmal jedoch war er auffallend guter Laune. Das Schwanken seiner Zustände konnte ich mir ausschließlich durch die Wirkung der Medikamente nicht erklären; allzeit nahm er sie wie vorgeschrieben möglichst gleichmäßig ein, ansonsten wäre nichts mehr gegangen, so hatten wir es gelegentlich erfahren. Wie dem auch sei, immer noch und immer wieder war er begierig auf Erlebnisse. Aufrichtig bedauerte er es, daß mir keine Frau zur Verfügung stand, die, und gegebenenfalls auch deren Freundin, uns hätten bei einem Mittagessen oder zum Kaffeetrinken Gesellschaft leisten können. In Ermangelung der Frauen bat er mich, mit ihm ein Mal einen Abends festlich zu begehen. Wie einst Herr Dr. Lüder Müller-Brentano herausgeputzt ging er schlaksig in der Hüfte schlendernd, sichtlich unruhig, aber elegant und bestens medikamentiert in seinem Flur hin & her: „Da bist du ja!“ Ich war unpünktlich. Dabei wollten wir diesem Abend die Julikrise vergessend genießen. Sein Wunsch war, wieder einmal den Glanz städtischen Treibens

zu erleben, wie früher so oft. Seinen Herzenswunsch, einen Abend ein Mal wieder in Gesellschaft von Damen zuzubringen, Kosten hätten keine Rolle gespielt, war mir, wie zu erwarten, leider unmöglich zu erfüllen. Also begleitete ich allein ihn im Taxi in die unter unzähligen Lichtern dunkelnde Innenstadt, wo wir in einem Restaurant, das ihm aus seinem früheren Leben bekannt war, jedoch seither sichtlich abgenutzt worden war, zu Abend aßen. Wie weiland Herr Dr. Müller-Brentano einen Geschäftspartner bewirtete Lüder mich luxuriös: auf den Nebentischen waren kleine, aber exzellente Gerichte in tiefen, auf ihrem breiten Rand mit Schnittlauch gezierten Tellern zu sehen. Wir studierten die Karte. Da blitzte mich Lüders geweitete Augen an, ihm war ein Einfall gekommen, seinen Zeigefinger an die Nase gedrückt fragte er, ob ich nicht ausnahmsweise ein Mal ein Glas Wein trinken möchte!? – Eigentlich erlaube ich mir grundsätzlich keine meiner Leidenschaften in Gegenwart meiner Kunden, aber ausnahmsweise, und weil ich mittlerweile Lüders Vertrauter geworden war, wollte ich ihm dieses Mal den Gefallen tun, und, wenn möglich mit ihm gemeinsam, ein Glas roten Wein auf sein Wohl trinken. Aber Lüder lehnte ab & blieb bei seinem Wasser. Schon seit einem viertel Jahrhundert käme kein Wein mehr über seine Lippen. Damals, in der Zeit mit Judit, hätte er andere Erfahrungen gemacht und sich das Trinken abgewöhnt, mittlerweile empfände er regelrechten Ekel vor alkoholhaltigen Getränken. Einmal, daß war noch bevor er Medikamente nahm, hätte er sich auf einem der Geburtstage des Steuerberaters zu einem Glas Sekt verführen lassen, danach sei er zu Nichts mehr zu gebrauchen gewesen und die Frau, derenthalber er angestoßen hatte, entging ihm. Trotzdem würde es ihn wie eine feierliche Erinnerung an Früher erfreuen, wenn ich in seiner Gesellschaft etwas Wein trinken würde, gleichsam *einen* Trunk für uns *beide* nähme.

Die Vorsuppe war für Lüder unverzichtbar, eigentlich war sie, abgesehen von dem beliebt süß-eisigen Nachtisch, sein Hauptgang geworden, denn die Aufnahme festerer Nahrung bereitete ihm Schwierigkeiten, weil seine Hände mit dem Besteck nicht mehr zurecht kamen, die Brocken oftmals von der Gabel fielen, bevor sie zum Mund gelangten, wo sie beim Eintreffen auch noch umständlich mit dem künstlichen Gebiß zerkaut werden mußten. Während der Suppe und dem Abwarten sprachen wir von seinem früheren Leben als Anwalt, von seiner Kanzlei in der Innenstadt, von damaligem Geschäftsgebaren bis der Hauptgang uns zum Schweigen brachte. – Auf dem Grund eines übergroßen Suppentellers in seinen mit käsiger Sahnesoße überzogenen Ravioli herumstochernd begann Lüder mir nach einer Weile milde Vorhaltungen zu machen, indem er ausnahmsweise meine Lebensart kritisierte. Voll des Verständnisses für uns Vagabunden, wie er war, emp-

fand er dennoch meine Unbeweibtheit als ein anstößiges Ärgernis. In jüngeren Jahren müßte ich doch überdurchschnittlich gut ausgesehen haben. Wieso ich, begann er zu sticheln, ein offenbar begabter Mann, anstatt mit einer Frau zurückgezogen lebe und mich gleichsam mit Almosen begnügen würde? Daß sei nicht rechtens, ich solle mehr aus mir machen. Ich sei geradezu verpflichtet, mehr aus mir zu machen, andernfalls würde ich den Drittklassigen das Feld kampflos überlassen. Gewiß, der Sieg der Drittklassigen sei unvermeidlich, und die Zeitumstände seien bestimmten Charakteren alles andere als günstig, trotzdem und dennoch sei man verpflichtet, das Feld nicht kampflos zu räumen, sondern sein Glück zu wollen. Ein Mann, der dieser Bezeichnung wert sei, müsse mit Unbedingtheit sein Glück wollen. „In meinen schlechten Zeiten,“ belehrte mich Lüder, „wenn ich verzagt wurde oder gar kapitulieren wollte, weil es mir nicht gelang und ich nicht weiter wußte, wiederholte ich mir täglich mehrfach wie ein Mantra: ‚Ich will mein Tigerglück!‘ – Das half mir, im rechten Augenblick bedenkenlos zuzugreifen. Denn ‚entwinden mußt Du’s oder rauben, ehe dich die Mißgunst überrascht!‘“ Trocken lachte es aus der Tiefe seines Brustkorbes: „Man muß sich sein Glück nehmen. Um ohne störende Gedanken im rechten Moment zugreifen zu können, muß man sich vorher Mut einreden. Das ist Tugend.“ Die Augen eines neugierigen Fauns glitzerten mir entgegen, über den Tisch und die Teller vorgeneigt hauchte er mir ins Gesicht: „Tigerglück!“

Nach dem Ereignis der Nähe löffelten wir eilig den Nachtschisch weg, um pünktlich in die Philharmonie zu kommen, wo Lüder ein Konzert zu hören wünschte. Wir besuchten Beethovens letztes Violinkonzert. Das war eine Erfahrung in Metaphysik. Da fiedelte einer mit aller Kraft gegen die Erbärmlichkeit an. Gewöhnlich sind Menschen dermaßen erbarmenswert engherzig, daß sie den Tod für einen Einwand gegen das Leben halten. In der Pause blieben wir der Einfachheit halber sitzen. Aus seinem Sakko zog Lüder ein elfenbeinernes Tablettenetui, klappte den Deckel auf, hob mit klobigen Fingern eine rosane Runde heraus, führte sie zum Mund und sie entglitt ihm: da titschte sie unter der Sitzreihe hinweg. Er begann zu zittern. Itzt war das Zeitfenster für die Pille. Eine Rosane hatte er in Reserve, zitternd näherten sich ihr seine Finger. Um der Wiederholung des Unglücks zuvorzukommen, um eilig heimzukehren hätte die Zeit nicht gelangt, holte ich sie heraus und schob sie ihm in den Mund. Gelungen. – Die Aufführung von Schuberts „Winterreise“ war modern verfremdet und das Stück kaum wiederzuerkennen. Ja, wußten die Verantwortlichen denn nicht, daß bei jeder Aufführung Menschen zuhören, die zum ersten Mal die Musik erleben, für die das Gehörte also darüber entscheidet, ob sie jemals wiederkommen möchten, um weiterzuhören. Und unter den Zuhörern sind auch Menschen, die diese Mu-

sik zum letzten Mal hören, ihr Nachhall wird sie also ins Grab begleiten. Das muß bedacht werden, wenn der Musiker seiner Verantwortung gerecht werden will. Lüder war unzufrieden. Auf der Rückfahrt im Taxi schwieg er, gelegentlich klapperte sein Gebiß. Er bat mich noch mit ihm hinauf in die Wohnung zu kommen. Oben machte er Licht und ging sogleich zu seinem Plattenspieler. „Was sagst denn du dazu?“ Lüder atmete schwer, „wie hat dir denn das gefallen?“ Meine Versuche, die Darbietungsweise verständnisvoll zu rechtfertigen, unterbrach er abrupt: „Unsinn. Wie kann man dieses Stück so verderben. Das ist mir unbegreiflich. Sie haben es verdorben. Hier! Hör einmal zwei Lieder von der Platte. Damit du weißt, worum es geht, und wir den Ulk vergessen.“ Vom Klavier begleitet sang ein entrückter Bariton traurig schöne Lieder. Friedlos ging Lüder hin & her, atmete schwer, summete, sang: „Will kein Gott auf Erden sein, müssen selbst wir Götter sein!“ Bald sang er nicht mehr, er schrie es. Immer wieder die selbe Zeile hervorstoßend stampfte Lüder in seiner Wohnung hin & her. – Als nur noch das Knistern der Schallplatte zu hören war, wurde auch er still. In der Hüfte leicht schwankend, streckte er mir nach einer Weile zum Abschied seine große Hand entgegen, die ich ergriff. Mich für die Einladung bedankend ließ ich ihn allein.

Manchmal bestellt er mich bloß der Anwesenheit halber. Das heißt, es gab Tätigkeiten, die wollten ihm nicht von der Hand gehen, wenn ihm niemand über die Schulter sah oder wenigstens im Raum anwesend war. Erlangt unser Hiersein nicht erst dann Sinn, wenn wir gesehen werden, wenn ein Auge freundlich über uns wacht? Wie dem auch sei, um endlich seinen Schreibtisch aufzuräumen, Akten abzulegen, Überweisungen auszufüllen oder einen Brief zu beantworten wünschte Lüder einen Mitmenschen im Raum zu haben, ein Augenpaar das sah, wie er seine Angelegenheiten regelte, so daß er, anstatt sich einfach ungesehen hängen zu lassen, das Gefühl hatte, es wäre für wen wichtig, was er tat. Also ließ er mich manchmal bloß als Gesellschafter kommen. Er meinte, mein untätiges Dabeisein sei für ihn eine große Hilfe, die sich durchaus bezahlt mache. Hatte er am Schreibtisch eine Weile Angelegenheiten geordnet, blickte er nicht selten auf und erzähle seinem Gesellschafter, was ihm so durch den Sinn ging.

Übrigens sei er schon früher einmal einer Empfehlung des Steuerberaters gefolgt; ... genau: jenes seriösen Herren, von dem auch ich Lüder empfohlen worden war, dem er also meine Mitarbeit zu verdanken habe. Das in ihm aufblühende Schmunzeln verknipte sich Lüder nicht, schelmisch munter erzählte er von der vormaligen Empfehlung. Sie sei eine Frau gewesen, die

für den Steuerberater auch über das rein Geschäftliche hinaus verfügbar gewesen war. Damals, als Lüders Einmannkanzlei dank weniger aber vorzüglich zahlende Kunden florierte, leistete er sich eine übertariflich bezahlte Sekretärin nicht, damit sie ihm bei der Arbeit helfe, denn für zwei gab es nicht genug zu tun. Er leistete sich damals eine vorzeigbare Sekretärin, weil so eine Vorzimmerfrau von den Kunden erwartet wurde. Es gehörte sich eben so, daß man als Anwalt nicht selber zum Telephon ging, wenn es klingelte, sondern der Anrufer zunächst eine Frauenstimme zu hören bekam, die ihn freundlich nach seinen Wünschen fragt, um ihn gegebenenfalls zu vertrösten oder weiterzuvermitteln. Außerdem könne man sich dank einer Sekretärin gelegentlich verleugnen lassen, der Frau sei dank könne man die eigenen Bürostunden verringern. Einmal hatte er für diese überbezahlt unterbelastete Stelle jene wärmstens empfohlene Sekretärin des Steuerberaters eingestellt. Von ihrer vorherigen Stellung schwerere Belastungen gewohnt wußte die arme Frau die Vorzüge ihres neuen Postens nicht zu schätzen: da sie sich nicht selber beschäftigen konnte, begann sie sich zu langweilen. „Sie war gewiß eine vorzeigbare, eine durchwegs gutaussehende Frau,“ sann Lüder Verganem nach, „aber ich hätte mich mit ihr nicht eingelassen. – Sie war irgendwie *Unerotisch*. Sie machte den Eindruck der Korrektheit in Person. Bar aller Verspieltheit erinnerte sie an das Püppchen rühr-mich-nicht-an. Gewissermaßen war sie unfehlbar, sie wußte immer alles, jedenfalls alles, was ihren Geschäftsbereich betraf. Und ihre sachliche Unfehlbarkeit ließ sie einen spüren; ihre Unfehlbarkeit stand als unsausgesprochener Vorwurf im Raum. Als ob es ihr zugestanden hätte, einen zu beurteilen. Und sie beurteilte alles, jede Kleinigkeit urteilte sie ab; das ist nicht auszuhalten. Bei aller Freundschaft, nach einer angemessenen Zeitspanne habe ich sie weiterempfohlen, was mir auf Grund ihrer exzellenten Qualifikationen ein Leichtes war. – Was der Steuerberater an ihr gefunden hat, habe ich nie begriffen; aber seine Gattin sagte mir auch nicht zu.“

„Hab ich dir schon einmal von der Seherin erzählt? – Von dem Mediziner? Bei dem war es mir ja nicht gelungen, mehr zu erfahren. Der war nichts gegenüber der Seherin. Die hättest du sehen sollen. Was heißt sehen, der war nichts anzusehen, unscheinbar zierlich war sie, keinerlei Auffälligkeiten, nicht einmal wie bei Frauen sonst üblich die Frisur. *Erleben* hättest du sie sollen. Widerspruch war bei ihr unmöglich, auch unnötig. Nicht weil sie ihn verboten hätte, oder besserwisserisch auftrumpfte wie so viele, nein, sie wußte es einfach. Um mehr zu erfahren, versuchte ich es also bei dieser Seherin. Sie führte einen in die eigene Seele hinab. ... Wie sie das machte? Nun, in einem abgedunkelten Raum legte man sich auf ein Couch, wie du

sie vielleicht vom Psychologen kennst, man schloß die Augen, und sie geleitet einen im Geiste die Treppe hinab. Bald steht man vor Türen, hat einen Eingang zu wählen, geht durch Kellerräume, tastet sich unter Gewölben hindurch, schleicht unterirdische Gänge oder Tunnel entlang, sieht Schatten oder Farben und begegnet Gefühlen. Das ist erhellend. Einmal versuchte ich den Weg hinab ins Innere alleine zu gehen, das endete im Schrecken. Und das ist noch wenig. Man erzählte sich von Leuten, die von dort unten nicht wieder unversehrt hinaufgefunden haben. Bei solch unheimlichen Gesprächen zwischen Klienten erfuhr ich nebenher, daß die Seherin auch die Geister Verstorbener hinaufbeschwören könne. Sie erklärte sich schließlich einverstanden, es mit meinem Vater zu versuchen. Um einen Verstorbenen hinaufzubeschwören mußt du Gegenstände mitbringen, die ihm am Herzen gelegen haben. Die locken ihn herauf. In meinem Fall brachte ich zur verabredeten Sitzung seine Orden aus dem Weltkrieg mit. – Es dauerte eine Weile, genauer, bis die Weile verschwand und er erschien. Stiekum war er da wie aus dem Nichts. Es war schrecklich: da saß er nun wirklich und startete mich an, vorwurfsvoll starrte er mich an, er saß da wie so oft im korrekten Anzug, die Beine übereinander geschlagen, die Hände über dem Knie verschränkt, Rauch stieg von der zwischen Zeige- und Ringfinger steckenden Zigarette auf wie von einem Räucherstäbchen. Wie früher oft saß mein leibhaftiger Vater vor mir und starrte mich an. Ich brachte kein Wort hervor, geschweige denn eine Frage, konnte mich kaum mehr rühren, fürchtete, er würde mich gleich zurechtweise, versteinert saß ich da, schlug meine Augen nieder, schaute wieder auf: da saß er und starrte. Ich schloß die Augen und erwartete stumm, daß er wieder verschwinde. – Das war mein erster und einziger Versuch, mit der Unterwelt in Kontakt zu kommen. Ein vergleichbares Wagnis bin ich seither nie mehr eingegangen. Von dem Schrecken erholte ich mich nur langsam. Alle Warnungen hatten sich bestätigt. Heutzutage ist man dem nicht mehr gewachsen. ... Ja, ich meinte, das Wagnis eingehen zu müssen, mit der Unterwelt zu kommunizieren. ... Warum? Nun, ich weiß nicht, wie es dir geht, aber zwischen mir und meinem Vater ist einiges ungeklärt. Sein früherer Tod, in jenem Jahr wurde ich 16, blieb im Dunkel und er bleibt mir ein Rätsel. Denn dieser Tod besagt, wenn auch nicht genug, einiges über die Person meines Vaters, also auch über mich, der ich, wenn schon nicht von seinem Geiste, so doch von seinem Fleisch und Blute bin. Und das ist sehr Viel. Also bin ich interessiert an der Aufklärung der Umstände und der *Gründe* seines Todes. – Du auch?

Gegen Kriegsende ist er umgekommen. Er soll, so sagte man uns, bei einem Bombenangriff umgekommen sein. Das wäre nicht ungewöhnlich, die

Leiche ließ man uns jedoch nicht sehen. Sie wurde in einem verlöteten Zinksarg gebracht. – Und als wir Brüder später die Sache nachprüften, stellten wir fest, daß kurioser Weise genau an jenem Tag im Oktober 44, an dem es unseren Vater erwischt haben soll, keine *einzig* Bombe auf Bremen geworfen worden war. Wir konnten uns seinen Tod nicht anders erklären denn als Selbstmord. Vermutlich hat er sich mit Blick auf seine zerstörte Heimatstadt Bremen mit seiner Dienstwaffe in den Kopf geschossen. Damals nicht ungewöhnlich. Ein unschöner Anblick, gewiß. Dergleichen sollten wir weder sehen und noch wissen. Obwohl und weil in jenem Herbst Selbstmorde epidemisch zu werden begannen, galten sie der Staatsführung als eine Art Desertion oder Bankrotterklärung, die, weil sich die Fälle auch bei hochrangigen Mitarbeitern häuften, möglichst geheimgehalten werden sollten. Da Selbstmord als eine Art von Defätismus oder Wehrkraftzersetzung galt, wurde bei Prominenten eine angesehenere Todesart, etwa gefallen unterm Bombenhagel oder im Kampfbunker, bescheinigt und ein Staatsbegräbnis verhängt. – Warum nun soll sich gerade unser Vater, ein bekanntlich sittenstrenger Mann und verantwortungsvolles Familienoberhaupt von fünf unmündigen Kindern selbst getötet haben? Warum hat er uns und unsere Mutter, das haben wir Brüder uns später oft gefragt, in der schweren Zeit alleine gelassen? Als Erklärung fanden wir eine Menge von Gründen: Unser Vater hatte es gewiß nicht leicht, sah er doch in seinem Beruf bei Gericht täglich, wie sehr die Zeit im Argen lag und das Recht gebeugt wurde. Und vor seinen Augen wurde seine Heimat zerstört. Und als Offizier des Weltkriegs traf er sich immer noch pünktlich am zweiten Freitag im Monat mit alten und auch nachgerückten Kameraden. Soldaten, soweit mir bekannt, bereden kneipend alles, sind sie unter sich, kommt alles auf den Tisch, je doller es ist, je lieber wird es erzählt, handele sie von Weibern oder vom Grauen, die nächste Geschichte hat die vorherige zu überbieten, so ist das üblich beim Trunk der alten Kämpfer, ein Satz übertrumpft den nächsten. Also hatten die Kameraden von allem gehört: vom Horror des Krieges, von den Schinderhüten und dem Massenmorden wird unser Vater erfahren haben. In *diesem* Krieg, das wird ihm am Ende glasklar gewesen sein, war eine ehrenhafte Niederlage unmöglich. Und offensichtlich hatte er, unser Vater, mit Verbrechern gemeinsame Sache gemacht. Seine Ehre war ruiniert. Sein Lebenswerk lag in Trümmern. Und! das konnten die alten Kameraden aus ihrer eigenen Siegesträumen herauslesen, mit den kommenden Siegern würde schlecht Kirschenessen sein. Wenn man nicht der Einfachheit halber gleich an die Wand gestellt werden würde, würde es mit Sicherheit, davon konnte jeder Jurist überzeugt sein, Prozesse geben: Strafen, Gefängnisse, Lager. Und das zukünftige Regime würde es ablehnen, für die Kollaborateure des vorherigen Löhne, Bezü-

ge oder gar Renten zu zahlen. Mit einem standesgemäßen Weiterleben, das konnte sich unser Vater an zwei Fingern abzählen, war es, was auch komme, für ihn und die Seinen vorbei. Eine der letzten ihn quälenden Fragen wird gewesen sein, wie seine Familie über die Runden kommen könne, wenn er, unser Ernährer, was im glimpflichsten Fall zu erwarten war, nach dem Krieg seinen Posten verlieren würde? Da seine Ehre ohnehin ruiniert und sein Lebenswerk zerstört war, konnte unser Vater seinen Kindern in die Nachkriegszeit weiterhelfen, indem er sich vorab tötete. Denn so rettete er für seine Frau, für unsere Mutter, die Witwenrente. Als Toter konnte er unmöglich vor Gericht gestellt und als Mitläufer verurteilt werden, was ihm *vielleicht* den Kopf, unserer Mutter aber gewiß die Rente gekostet hätte. Also richtete er sich selbst und machte sich vorab aus dem Staub. Sein Selbstmord war selbstlos und konsequent. – So oder so ähnlich könnten die Beweggründe seiner Selbsttötung gewesen sein. Mein Versuch, in Kontakt mit der Unterwelt genaueres zu erfahren, war ja mißlungen.“

Auch Lüder wünschte manchmal Neuigkeiten von der Welt da draußen zu erfahren, von der er nicht mehr in Zeitungen laß und nur Wenig auf dem Bildschirm sah, zu sehr nahm ihn seine Aufgabe in Beschlag. Also erzählte ich ihm gelegentlich von der aktuellen Weltmachtspolitik und den Kriegen oder Vorkriegskrisen unserer Gegenwart. In jenen Jahren, als wir uns mühten, Lüders Julikrise zum Abschluß zu bringen, wurde in den Massenmedien der Ministerpräsident Persiens, genaugenommen eine untergeordnete Figur, dermaßen zum Leibhaftigen stilisiert, daß gegen ihn jeder Krieg als gerecht erschien. Auf Grund einiger unglücklich übersetzter, jedenfalls provozierender Formulierungen dieser ansonsten fadenscheinigen Figur gehörte es zum guten Ton der Feuilletons, die Interessen einer altehrwürdigen Kulturnation wie der persischen zu mißachten. Die wiederholten Bitten um Achtung, Gleichwertigkeit, Logik der Argumentation und der persische Wunsch nach Übung im wechselseitigen Verstehen der eigentümlichen Bedeutungsgehalte der jeweils anderen Sprachordnung fielen auf taube Ohren. Der Sachverhalt des Streitfalls war wie immer zu komplex für die Kommunikation in unseren Massenmedien. Gewiß, der persische Präsident war alles andere als ein Sympathieträger; beispielsweise hielt er Israel für einen Irrtum der Geschichte, der mit der Zeit wieder von der Landkarte verschwinden werde. Gewiß, einen solchen Gedanken zu äußern ist in der Welt anstößig und in Deutschland wohlmöglich strafbar; letzteres hängt von der Argumentationskette der Anwälte sowie der momentanen politischen Wetterlage ab. Aber jener Mann in seiner anderen Welt denkt nun Mal anders, wir sollten mit ihm, dem uns Fremden, leben und umgehen lernen. Weltweit muß doch nicht die gleiche

Meinung herrschen! Und es ist nicht Persien, das mit Massenvernichtungsbomben droht, denn es hat keine, sondern seine Feinde drohen ihm mit jener präventiven Massenvernichtung, die das islamische Recht auf Grund eines religiösen Gutachtens verbietet. Aber die maßgeblichen Agenten der Zivilisation sehen in Religion oder Moral nur Masken der Macht. Für Ungläubige sind weder Religion noch Moral eigenständige Größen, deshalb mißverstehen die Zivilisierten die islamische Republik grundsätzlich und stilisieren sie obs ihrer frappierenden Andersartigkeit zum leibhaftigen Bösen. Und das Böse ist neuerdings begehrtter denn je. Die sogenannt offene Gesellschaft der vorgeblich freien Welt giert nach handfesten Bösewichten als Feindbilder auf ihren Monitoren. Hilflös verklang im Radio die Stimme eines deutschen Orientalisten, der dem Hörer die persische Position erklärte und Verständnis für sie forderte. Hilflös vergeblich verklingt die Stimme der Vernunft im Summen der Monitore. Verständnis ist schwieriger als Gewalt. Der Gegensatz Gut/Böse aber ist in der Systemgemeinschaft Medien-Konsument populär, klare Gegensätze lassen sich am einfachsten einem Massenpublikum unterjubeln. Je massentauglicher eine Darstellung ist, desto mehr hat sie auf Differenzierungen verzichtet. Als Alibi werden in freiheitlichen Massengesellschaften differenzierte Meinungen zwar aufgezeichnet und im virtuellen Raum massenhaft archiviert, aber in der veröffentlichten Populärmeinung werden die in Abgeschiedenheit redlich durchdachten Feinheiten weder gesehen noch besprochen. Das Publikum, von einem Wust aus Beliebigkeiten überschüttet, hat während seiner endlosen Unterhaltung weder Platz noch Zeit für alternative Denkbarmöglichkeiten. Beispielsweise werden angesichts unserer permanenten Wirtschaftskrise in Tateinheit mit unseren ökologischen Verbrechen die Grundprinzipien unseres Wirtschaftens massenmedial nicht bezweifelt, sondern nebst dem einen oder anderen Kapitalverbrecher wird bloß die Ruchlosigkeit von Arbeitsverweigerern oder vermeintlichen Sozialschmarotzern oder Leistungsversagern volkstümlich angeprangert. Nicht wir mit unserem Lebensstil, nur einige Saboteure oder Terroristen zerstören unsere Welt. Mehr als holzschnittartige Freund/Feind Unterscheidungen zu unterscheiden ist den massenmedial verdummtten Hirne der neuerdings maßgeblichen Kleinbürger nicht gegeben. Die Demokratie hat eherne Grenzen. Die Diskussion alternativer Konzepte in einigen elitären Klausen gehört zu den Alibis, die eine angebliche Meinungsfreiheit & Vielfalt belegen sollen. Die Alternativlosigkeit einer Hauptmeinung wird allgemein gewünscht und also gemacht; oder gemacht und also gewünscht. Wie so vieles andere auch, würde es den Erwartungen der gemachten Massen widersprechen, beispielsweise öffentlich Verständnis

für die Position Persiens zu zeigen. Und was den Erwartungen widerspricht ist empörend: Eine mediale Steinigung wäre die Folge. In der vereinheitlichten Meinung verflachen unsere Moralen. Noch vor einem Dutzend Jahren mußte Hitler in unsere Öffentlichkeit als einzigartige Figur angesehen werden. Und gegen den einzigartigen Verbrecher gilt im allgemeinen Verständnis jenseits von Recht oder Moral jedes Mittel als erlaubt. Gegenwärtig scheint die Welt, will man der veröffentlichten Massenmeinung Glauben schenken, von Hitlers bevölkert zu sein: Saddam folgt auf Saddam, dieser oder jener Kim tritt in des Todesmeisters Fußstapfen, da und dort wird ein durchgeknallter Wüstenhäuptling oder Negerfürst massenmedial verteufelt. Ist der eine weg, wird der nächste gemacht. Die Figuren der Bösewichte sind austauschbar, keine von ihnen hat die Chance, auch nur in einem Punkt Verständnis zu finden. Gegen jede der neuesten Teufelsfiguren gilt offenbar wie gegen ein einzigartiges Scheusal Mord oder Krieg als gerecht. – Mit der Gerechtigkeit wird Machtpolitik, also Schindluder getrieben. Sollte gegenwärtig das legale Verhältnis zwischen den Mächten in Auflösung begriffen sein? Einen Kommentar, der die Legalität ersetzen könnte, gibt es zwischen unseren Machthabern nicht. Und unsere Eliten machen den massenmedialen Meinungshumbug mit, sie vollziehen die Ersetzung der Gerechtigkeit durch ein schwammiges Selbstgerechtigkeitsgefühl. Einerseits haben unsere Anführer selbst keine oder keine genügenden intellektuellen Kräfte, um dem Zwang des Allgemeinen, der Suggestion des Schwarms, der Diktatur des sogenannt *gesunden Volksempfindens* zu widerstehen, andererseits sind sie selber Opfer einer Meinungsmache, gegen die Widerspruch ohnehin zwecklos ist. Mehr denn je muß man als moderne Elite dem Konvoi des allgemein Gemeinten voranschwimmen, sonst wäre man nicht privilegiert worden und würde es die längste Zeit gewesen sein. Erschwerend kommt hinzu, das es auch unsere Eliten im Leben schwer haben, und weil es auch für sie fern ab jeder Jovialität immer schwerer wird, wachsen ebenso wie im Volk auch in den bessergestellten, anscheinend luxuriös ausgestatteten Führungszirkeln Aggressionen, die einen Feind suchen, um an ihm ihre Wut zu entladen. Das Böse ist begehrtter denn je. Verständnis für Andersartige ist irritierend und also unerwünscht, denn es gilt, um jeden Preis den eigenen unhaltbaren Lebensstil noch für die verbleibende eigene Weile zu verteidigen. Und denen an den Mikrofonen und in den Monitoren kann nicht widersprochen werden, denn sie lassen den Widerspruch nicht auch ans Mikrofon. Die Kommunikation im weltweiten Netz ist einseitig. Deshalb wird der bevorstehende Krieg nicht vermieden werden. Wie es sich für unsere Gattung gehört, so werden auch wir gemäß der Tradition unserer Väter und

Vorväter unseren Lebensstil nicht vermittels Vernunft und Einsicht korrigieren, sondern durch Krieg ruinieren. In den Feuilletons wird man uns erklären, wer schuld ist.

So oder ähnlich hörte sich der eine oder andere meiner Versuche an, einmal von einer anderen Krise zu erzählen. Privatissime versuchte ich gelegentlich die gegenwärtige Geschichte aus einem ungewöhnlichen Blickwinkel zu beleuchten, um sie auf Lüders Spezialgeschichte zu beziehen. Hier wie überall ist die *Seinsfrage* unzulässig. Auf die Frage nach dem, wie etwas nun wirklich also definitiv und unumstößlich *ist*, gibt es keine Antwort – allenfalls diese oder jene Meinung. Am unwiderleglichsten jedoch erweist sich immer noch der Glaube. Je nach dem denken wir Menschen uns, wie wir, wie unser Verhältnis zur Welt, wie also unsere Welt ist. Von Tag zu Tag, mitunter von Stunde zu Stunde erfindet so ein Mensch sich selbst: *auto poesis*: nicht enden wollender Text. Im Zuge seiner Selbsterfindung erfindet so ein Mensch auch seine Geschichte. Das der Mensch seine Geschichte macht ist hingegen falsch, das Machen überhaupt ist ein materialistischer Irrtum. Menschen erleiden Geschichte. Zum Ausgleich ihres Leidens erfinden sie mit sich selbst eine bessere, eine erträgliche Geschichte. Insofern die Selbstgeschichte geglaubt wird, ist sie keine Lüge. Unsere redlichen Erzählungen von uns sind keine Lügen, so und nicht anders, so wie wir uns erzählen, sind wir uns bekannt. Gelingende Selbsterfindung macht unser Hiersein erträglich. Der materialistische Informationsrationalismus hingegen beraubt unsereinen nicht bloß seiner Lebenszeit, sondern auch und besonders seiner Tröstungsmittel indem er den Vereinzelten alternativlos an die faktischen Mächte der Zeit ausliefert.

„Du kannst ja richtige Reden schwingen! Warum bist du nicht Politiker geworden? ... An keiner Partei Gefallen gefunden? Verständlich, aber in jeder Lage muß man Zugeständnisse machen. Das liegt im Wesen der Sache. Jeder Sache. ... Das liegt dir nicht, das hast du mit Christiane gemein.“ Am Ende meiner Darlegung einer unserer aktuellen Vorkriegskrisen tippte sich Lüder heiter lächelnd mit dem Zeigefinger an seine Nase, deutete dann auf mich: „Viel besser läßt sich das im Kommentarteil einer Tageszeitungen auch nicht formulieren. Deine Einschätzung ist vollkommen schlüssig, die Ausgeschlossenen wären gut beraten, wenn sie sich heimlich verbündeten, um der Einkreisung durch die Alliierten zu begegnen.“ An einem vorzüglich medikamentierten Nachmittag zog Lüder privatissime den Schluß: „Die zu Weltbösewichten erklärten Staaten würden ihre nationalen Interessen *sträflich* verraten, wenn sie sich inmitten einer Welt von Feinden *nicht* Atomwaffen zulegen würden, um gegen die sie umzingelnde Übermacht eine Chance zu haben, bestehen zu können. – Was da alles vorgeht in der Welt? Wenn ich

mit meinem Buch fertig bin, werde ich anfangen, wieder Zeitung zu lesen und mich der tagespolitischen Zeitgeschichte zuwenden. Aber bis dahin erfordert die Fertigstellung meines eigenen Werkes meine mir verbleibende Kraft uneingeschränkt. Die Krankheit schreitet fort, rüstig schreitet sie fort. Beinahe alle Vormittage, zunehmend auch die Nachmittage verplempere ich mit *Arztbesuchen*, *Krankengymnastik*, *Selbsthilfegruppe*, *Behindertenschwimmen*, *Entspannungsübungen* und Gott weiß was. Und unerhebliche Alltagsverrichtungen, die mir noch kürzlich leicht von der Hand gingen, wie aufstehen, waschen, ankleiden, essen, Rechnungen begleichen, all der alltäglich anfallende Kleinkram ist mühselig und zeitfressend geworden. Aber wenn ich fertig bin, dann will ich mich wieder mehr um die Dinge kümmern, die um mich herum geschehen. – Meine Zwillinge beispielsweise!“

Oft noch meinte ich, Lüder könne bei seinen Gedankengängen etwas von dem gebrauchen, was ich von unserer gerade verlaufenden Gegenwart hörte oder laß und ihm zu einer Geschichte aufbereitet weitererzählte. Zwar hörte er dann eine Weile lächelnd zu, öffnete anlässlich dieser oder jener Bemerkung staunend seinen Mund, wölbte seine buschigen Brauen oder nickte mir gewogen zu. Aber was er von mir über die Welt und die Krisen der Gegenwart erfuhr, wurde nicht mehr Bestandteil seines Denken & Redens. Als es wieder auf Winter ging, waren Zustimmung oder Widerspruch immer seltener von ihm zu hören. Schließlich kommentierte er meine Geschichten aus der Gegenwart, mit denen ich seine Krise zu ergänzen versuchte, die wiederum unsere Krise erhellt, nicht mehr. Unsere gegenwärtige Krise war Lüders Krise nicht. Im Grunde war er froh, daß ihm Jemand Gesellschaft leistete.

Das Zimmer war überheizt, streng rochen die Ausdünstungen der Medikamente, der warme Geruch eines Gemischs aus Schweiß und Chemie schlug mir auf Magen & Gemüt. Hinter seinem wuchtigen Schreibtisch saß er abgekämpft wie auf verlorenem Posten vor der Kapitulation. Aus der Schlagseite seines Oberkörpers fand er nicht heraus. Um nicht rechterhand vom Stuhl zu rutschen, umklammerte sein linker Arm die Tischkante. Am Ende seiner gespreizten Beine lugten große, schmutzdelig braune Hausschuhe unter dem Tisch hervor. Vor dem Hintergrund der weihnachtlich dunkelnden Fensterwand wirkte sein länglicher Schädel heute besonders kahl & weiß. Sein Unterkiefer war seitlich weggerutscht, seine wulstige Unterlippe bildete eine hängende Tasche für Zunge & Speichel. Atemholend erinnerte er an einen bleichen Fisch auf dem Trockenen.

Lüder hatte mich kommen lassen, denn er hatte eine besondere Aufgabe für mich. Ich sollte sein vermeintlich letztes Manuskript korrekturlesen. Nein, bei Leibe nicht den ganzen Text, das machte der vom Verlag besoldete Lektor, der, nachdem das Ganze von Frau Nathlos zum Xten & letzten Mal abgetippt worden sein würde, die allenfalls verbliebenen orthographischen Fehler und stilistischen Unebenheiten wegzulesen hatte, ohne sich mit sachlichen Feinheiten befassen zu müssen. Ich sollte die Fußnoten korrekturlesen: wahrlich, das ist ein spezieller Auftrag. – Traute mir mein alter Lüder, solch böser Gedanke flog mich angesichts der mir zugedachten Arbeit an, die Kompetenz nicht zu, seine maschinenschriftliche Fassung zu überlesen, oder fürchtete er, ich würde an dem Geist seiner Ausführungen herumkritteln, ihn mit kleinlichen Einwänden, wie sie in unseren Gesprächen gang & gäbe waren, abbiegen oder entschärfen? Fürchtete er, ich würde seinen Text verfälschen? – Gewiß, es gab Spannungen zwischen uns. Verantwortung gewichtete ich läßlicher als er und seinen Begriff der Schuld hielt ich für geschichtsschreiberisch unbrauchbar. Allzuoft hatten wir uns genau an dem Punkt verhakt, wo das Bündnis mit Österreich-Ungarn zur Sprache kam. Unweigerlich waren unsere Debatten immer wieder auf den zwischen uns strittigen Punkt der Treue zugelaufen. Gewiß, auch ich sah ein und gab zu, daß es für das Deutsche Reich problematisch war, als wichtigsten, ja letzten verlässlichen Verbündeten einen dem Zeitgeist unangepaßten, deshalb altmodischen Vielvölkerstaat zu haben, der innerlich von modernen Nationalitätenkämpfen geschüttelt und äußerlich vom Panslavismus bedroht wurde, jedenfalls mächtige Ideologien der damaligen Zeit gegen sich hatte. Aber gab es eine Alternative? Bestanden nicht zu allen anderen Großmächten, ebenso wie zwischen diesen untereinander, denn ebensowenig wie ein Autor duldet eine Großmacht eine andere als gleichrangig neben sich, schwer zu überbrückende Rivalitäten? War nicht Österreich ein alles in allem respektabler Juniorpartner und ein Bündnis zwischen den beiden deutschsprachigen Mächten gewissermaßen natürlich? Und war es bis dahin nicht der umsichtigen deutschen und britischen Diplomatie, den besonnenen Kräfte innerhalb der antagonistischen europäischen Mächtekonstellationen, allsommerlich gelungen, durch ihr Gewicht und das Vermitteln von Kompromissen die Gewalt einzuhegen? Warum sollte die diplomatische Sommeroutine nicht weiterhin den Krieg verhindern? Sie tat es nicht, gewiß, auf dieses *faktum brutum* deutete Lüder regelmäßig mit gestrecktem Arm und dem dicken Zeigefinger seiner übergroßen Hand. Dennoch hätte ich der alten Monarchie die Treue gehalten. Das wäre nicht „Nibelungentreue“, sondern Konsequenz tragischer Machtraison. Wenn man keinen anderen Freund hat, sollte man zu dem stehen, den man hat, denn alleine wäre man

ohnehin verloren. Das wußte ich besser als Lüder. – Der Krieg wäre vermieden worden, wenn das Deutsche Reich seinem Bündnispartner gegenüber unmißverständlich klargestellt hätte, unter keinen Umständen bereit zu sein, wegen irgendwelcher Balkanhändel auch nur das Leben eines einzigen Soldaten zu riskieren. Besonders in Krisen gilt es, seine eigenen Interessen zu kennen, sie zu wahren, entsprechend klare Entscheidungen zu fällen und unmißverständliche Vorgaben zu machen. Anstatt dem Partner auf Gedeih & Verderb freie Bahn zu lassen, hätte egoistische, also selbstverantwortliche deutsche Politik das beleidigte Wien aus alter Freundschaft an die Leine nehmen müssen. Von meiner Art der Bündnistreue hielt Lüder wenig. Er bezweifelte grundsätzlich, daß Wien, auch wenn das deutsche Personal klare Entscheidungen zu fällen und zu vermitteln in der Lage gewesen wäre, in diesem besonderen Fall an die Leine zu nehmen war. Österreich-Ungarn, davon war er überzeugt, war genötigt, nach dem beleidigenden Attentat etwas Spektakuläres zu unternehmen, um seine Ehre wiederherzustellen, um vor aller Welt zu beweisen, daß es immer noch zu den Großmächten gehörte. Ansonsten hätte die Monarchie innerlich & äußerlich das Gesicht verlotet, dann wäre sie weltweit als bankrott erkannt worden und auch ohne Krieg am Ende gewesen. Der Krieg, so es gelang, Deutschland mit hineinzuziehen, bot den Österreichern, so Lüders Deutung, eine kleine Chance, ihr Reich der Moderne zum Trotz zu erhalten, während das Deutsche Reich bei einem kriegerischen Abenteuer nichts zu gewinnen hatte. Deshalb hätte es den Krieg unbedingt vermeiden müssen. Lüder hätte den Krieg vermieden, und das beteuerte er immer wieder, indem er, also mit ihm das modern dynamische Deutsche Reich, der altbacken schwerfälligen Donaumonarchie die Gefolgschaft schlicht aufgekündigt hätte. Er konnte es noch immer nicht begreifen, wenn wir davon sprachen, pflegte er mehr oder weniger energisch den Kopf zu schütteln, klopfte sich vor die Stirn oder hob die Stimme, wurde mitunter sogar laut: „Wieso hat der schicke Dampfer, ohne Not an ein marodes Wrack gefesselt, die Seile nicht beherzt gekappt, um nach einer kurz & schmerzlosen Trennung mit irgendeiner der anderen zukunftsstauglichen Großmächte anzubündeln oder, wenn sich keine andere Partnerschaft ergab, lieber alleine dazustehen und sein Heil auf eigene Faust zu suchen?!“

Gesprächsweise ließen sich bisher unsere Gegensätze glätten oder überhören oder konnten schlicht neben- & hintereinander stehenbleiben, während wir uns dem Nachtisch oder anderen Themen zuwandten. Hart am Text jedoch prallten unsere Gegensätze ungebremst aufeinander. Zwei selbstherrliche Typen wie wir beide konnten nicht konkret zusammenarbeiten. Ein Jeder hatte allzu deutlich eigene Vorstellungen davon, wie eine Fuß-

note auszusehen hat. Ich mochte die Fußnote nicht hinten suchen, sondern sah sie gerne auf der jeweiligen Seite unten, um sie, ob sie mich nun interessiert oder nicht, ohne alle Mühe im vorübergehen überblicken oder übersehen zu können. Lüder hingegen wollte den Anmerkungsapparat dem eigentlichen Text anhängen, weil er sein Buch zwar wissenschaftlich fundiert aber für eine breite, angeblich interessierte Leserschaft zu schreiben beabsichtigte, deren irritierbarer Lesefluß nicht durch wissenschaftlich Anmerkungen gestört werden sollte. Er lehnte auch die von mir wie selbstverständlich vorgeschlagene Durchnummerierung der Fußnoten, was die moderne Textverarbeitung spielend bewerkstelligt, entschieden ab. In *seinem* Buch würden sich die weiterführenden Bemerkungen dem Lesen nicht aufdrängen, darauf bestand er, aber der wissenschaftlich Interessierte solle & könne bei Bedarf hinten Nachschlagen, um das Fundament von Lüders Geschichtsschreibung einsehen und in die Weite der wissenschaftlichen Diskussion vordringen zu können. Meinen Einwand, ohne Nummern seien die Anmerkungen nur mit Mühe zuzuordnen, wischte Lüder großhändig vom Tisch, denn er hatte bei einem anerkannt zünftigen Autor gesehen, wie im Anhang jeweils neben den laufenden Seitenzahlen durch die Wiederholung eines fett gedruckten Wortes oder Teilsatzes der Bezug zur jeweiligen Textstelle ersichtlich wurde, so daß eine Anmerkung ohne Nummer gemacht und dennoch vom Interessierten einwandfrei zugeordnet werden konnte. Ich bevorzugte Anmerkungen nach einem einfachen, formal gleichbleibenden Schema sowohl anzufertigen wie nachzuschlagen, um mich mit ihrer Darstellungsweise nicht weiter befassen zu müssen. Ganz anders Müller-Brentano: er würde mit seinem Buch keine Seminar- oder Examensarbeit vorlegen, erklärte er mir scharf. Er sei ein unabhängiger Kopf, der meine Zumutung formaler Eintönigkeit & Einfallslosigkeit nachdrücklich zurückweise. Seinem Stil entsprechend sollten Lüders Fußnoten flott zu lesen sein. Er war der Autor, er war der Auftraggeber, also mußte es so sein: zwischen die üblichen literarischen Angaben wie: Autor oder Herausgeber/ Titel/Untertitel oder Reihe/Verlag/Ort/Jahr/Seite/Punkt, deren Reihenfolge jedoch gemäß Lüders Laune wechselte, die mal mehr mal weniger ausführlich preisgegeben oder, wie vom interessierten Leser nicht anders zu erwarten, als bekannt vorausgesetzt wurden, mischten sich, je nach dem wie wünschenswert es meinem Autor erschien, auch kurze narrative Passagen oder Bonmots sowie die Siegel von häufig zitierten Werken, die, um entschlüsselt werden zu können, zwischen Anmerkungen und Literaturverzeichnis in einem gesonderten Abschnitt über 19 Seiten hinweg detailliert gelistet wurden.

Herr Dr. Lüder Müller-Brentano war der Auftraggeber, also fügte ich mich und ließ seine eigenwilligen Fußnoten, wobei mir die Augen brannten

und die medikamentengeschwängerte warme Luft den Atem nahm. Natürlich mußte ich mehrfach kommen, vier oder fünf Nachmittage hintereinander, also verbrachte ich eine geschlagene Arbeitswoche an seinem großen Schreibtisch, während er im Fernsehsessel döste, ein Nickerchen oder ein Telephonat machte, in einem Brief oder einem Buch blätterte oder mit Kopfhörer Fernsehen guckte und Medikamente ausschwitzte, jedenfalls mir für Fragen, die ja bei diesem kniffligen Thema unvermeidlich waren, zur Verfügung stand. Derweil las ich zu dreihundertvierundsiebzig Seiten die endlosen Zeichenkolonnen von Hunderten von Anmerkungen, die zwar ihrer Flottheit halber formell uneinheitlich, dennoch für den Interessierten nachvollziehbar sein sollten. Da waren ganz viele Punkte & Kommata & Semikolons & Anführungsstrichelchen oben & unten & Gedankenstriche nicht minder & Doppelpunkte & gepunktete Leerstellen & gelegentlich ein Fragezeichen & Ausrufungszeichen & ganz viele Abkürzungen wie z.B.: AA., Anm., BA, Bd., Bl., a.a.O., ebda., Kapitän z.S., S., S.M./Sr.M., vgl., zit., & nicht zu vergessen die auf 19 Seiten entschlüsselten Siegel von: Afflerbach, Albertini, Alf, Bach ... BA-Ma, BD, Baumgart, Bethmann, BMH, Cecil, CEH, DA, DD, DDG, DF, Falkenhayn, Fischer - Kriegsziele, Fischer - Weltmacht, Fischer - Griff, Zwehl, Falkenhayn - & - Daraus bestand die Wissenschaft. Zu meinem Glück fertigte das Personen- und Sachregister der Verlag mit seiner elektronischen Textverarbeitung an. Zum Abendessen brachte ein Chinese auf Rädern glasige Nudeln mit würziger Soße in Plastikschaalen.

Übrigens war ich nicht der einzige Besuch, den Lüder empfing. Donnerstag war mein Tag. Aber Mittwochs kam die Lehrerin. Lüder hatte sich eine Lehrerin zur Freundin gemacht, die ihn seit einem Dutzend Jahren regelmäßig besuchte. Anfangs war sie ganz jung gewesen, eine reizende Studentin von 22, mittlerweile war sie Lehrerin und verheiratet. „Und sie ist füllig geworden“, verriet er mir lächelnd. „Ich frage mich, ob ich ihr das sagen soll. Seitdem ich sie über eine Anzeige kennengelernt habe, pflegen wir alle drei oder vier Wochen miteinander zu sprechen. Die Gespräche mit ihr sind anders als mit dir. – Zum Beispiel gibt es darin keine Stille, keine Pause wird gelassen, auch Unerfreuliches kommt nicht zur Sprache, unverfänglich plappert sie über brisante Stellen hinweg. Das kann angenehm sein. Inhalte sind unwesentlich. Ich genieße weibliche Gesellschaft um ihrer selbst willen. – Vielleicht sollte ich ihr einmal sagen, daß mir daran liegt, daß sie mehr auf ihre Figur achtet.“

„Gisela!“, rief er mir nach einer arbeitsam schweigsamen Weile zu: Gisela, meinte er mir anvertrauen zu müssen, käme ihn zwar besuchen, regel-

mäßig wie die Uhr käme Gisela Montags und Freitags nachmittags. Niemals vergessen sie Kuchen mitzubringen. Wenn sie komme, koche sie so gleich Kaffee & ordne die Küche & mache Konversation, frage ihn vor & beim Kuchenessen nach seinem Befinden, nach seinen Arztbesuchen, seinen Gymnastikstunden, der Selbsthilfegruppe, der Wirkung der Medikamente. Aber sonst sei da nichts, gar nichts. Seine eigentlichen Bedürfnisse kämen gar nicht zur Sprache. Lüder hustete trocken. „Gisela ist meine Tortenfrau.“

„Wenn ich in den Zeitungen blättere,“ sinnierte Lüder zum Kaffee, „dann fällt mir auf, daß offenbar alle möglichen und unmöglichen sexuellen Höchstleistungen zum Kauf angeboten werden. Aber was *virgine Erotik* betrifft, gibt es eine empfindliche Marktlücke. Für *Höchstleistungen* bin ich ja längst nicht mehr geeignet, obwohl sich für Geld ja einiges verabreden läßt. Aber wenn ich von einem *virginen* Erotikangebot lesen würde, dann würde ich mich nicht scheuen, darauf einzugehen.“

Aber um seine Sinnlichkeit stand es schlimm, es wurde immer schlimmer. Es ging mit Lüder bergab. Seine Kreise wurden kleiner, verschwindend klein. Nur noch ausnahmsweise konnte er seine Wohnung verlassen, und auch das nur an einen Arm, Donnerstags an meinen Arm geklammert, oder Montag und Freitag an den Arm Giselas, ausnahmsweise auch an den Arm einer seiner beiden Töchter, die ja, weil sie noch voll im Leben standen, wenig Zeit hatten. Seine drei Söhne hingegen, die nicht bloß voll im Leben standen, sondern auch in fernen Städten wohnten, mußten ihm bei seinen täglichen Schwierigkeiten gar nicht beistehen. Die Mutter seiner Töchter übte ihr Recht der zwei Nachmittage bald an einem Wochentag aus, an dem sie, anstatt Lüder mit Torte & Konversation zu versorgen, bei ihm Ordnung machte. Aber seine meiste Zeit saß Lüder alleine in seiner Wohnung. Gab es für ihn eine Alternative dazu, in seiner Wohnung wie auf verlorenem Posten auszuharren und sich ins Verhängnis der ablaufenden Zeit zu fügen? Das Zeitfenster für das Gehen am Stock hatten wir ungenutzt verstreichen lassen, das Gehwägelchen ignorierten wir, der Rollstuhl war bereits gekauft und lag zusammengeklappt in der Schlafzimmerecke neben dem Buddaknaben. Vor dem ihm bevorstehenden Schritt in den Rollstuhl scheute Lüder, diesen unwiderruflich fatalen Einschnitt in seinen Lebenswandel, die Ruinierung seines Erscheinungsbildes durch die rollende Allgegenwart seiner Hilflosigkeit schob er so lange als möglich vor sich her. Dabei konnte er ohne Unterstützung seine Wohnung seit dem Winter nicht mehr verlassen. Ohne den Chinesen auf Rädern, der für ein Trinkgeld auch allerhand andere Besorgungen

übernahm, wäre in jenen Monden des Übergangs Lüder vermutlich verhungert.

Einmal war er mir auf unserem gemeinsamen Wege in Richtung Hauptstraße tatsächlich eingefroren. Plötzlich ging Nichts mehr, er stand zitternd fest; mit gespreizt vorgestreckten Armen lehnte er sich an eine Hauswand. Das hatte ich noch nie erlebt, in seinem Rücken stehend redete ich auf ihn ein, fragte vergeblich, was los sei, was ich machen solle, wie ich ihm helfen könne? Ein gutgekleideter Mann meinte im Vorübergehen einen Raubüberfall zu sehen. Zivilcouragiert blieb er stehen, ignorierte mich und redete von der anderen Seite auf den an die Wand gestellten alten Herren ein, fragte ihn, ob der in Not sei, ob er bedroht würde, ob die Polizei gerufen werden solle? Lüder schwieg beharrlich; als mir der Mann glaubte, daß es sich um einen Krankheitsanfall handele und ich dem alten Herren zu Diensten sei, verschwand er. Nach einigen Weilen kam zaghaft geordnete Bewegung in Lüder. Wir verzichteten auf die Fortsetzung unseres Ausflugs, statt dessen tasteten wir uns zurück in seine Wohnung. – Einmal klingelte das Telephon während Lüder auf zitternden Beinen im Flur stand ohne vor oder zurück zu können, weshalb er mich kopfnickend anwies, den Hörer abzunehmen. Darin flötete eine junge Frauenstimme, nannte sich Nicole und erkundigte sich, ob der Termin am Freitag um 20 Uhr bestehen bleibe? Als ich Namen & Frage an Lüder weitergab, gelang es ihm mir zitternd verständlich zu machen, ich solle ihr durchsagen, er könne momentan nicht ans Telephon, aber der Termin bleibe unbedingt.

Gegen Frühlingsbeginn war es soweit: Herr Dr. Lüder Müller-Brentano konnte sich nicht mehr selber durch den Tag helfen; beim besten Willen nicht. Die Medikamente wirkten nur noch ungenügend, das war vorhergesagt worden, oft schon hatte es sich angekündigt. Nun konnte die Dosis nicht mehr erhöht werden, ohne seine inneren Organe zu zersetzen. Dr. Müller-Brentano konnte nun nur noch schlurfend & schleifend wenige Schritte gehen. Jeder Zeit konnte Lüder nun das Zittern überfallen, unversehens konnte er „einfrieren“, wie er es nannte, wenn er sich für einige Minuten oder eine geschlagenen Stunde oder wer weiß wie lange nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Auch drohte im allzeit & überall der Sturz. Auch in der Wohnung begann er sich im Rollstuhl umherzuschieben. Er konnte sich nicht mehr sauber halten. Das Schlimmste war aber die bohrende Niedergeschlagenheit, dieses herabsaugende Gefühl körperlichgeistiger Hinfälligkeit, die anhaltend bittere Freud- & Aussichtslosigkeit des Daseins. War nun das schwarze Ende des Tunnels erreicht? Gisela, seine immer noch rechtmäßig angetraute Frau fühlte sich noch nicht alt genug, um tagtäglich die Wohnung zu hüten, um einem hinfälligen Greis zu pflegen, der sie, als er mann-

bar war, gequält hatte. Ihr langes dichtes gewelltes Haar war tief-schwarz gefärbt, mit ihrer wohlgerundeten Figur hätte sie aus etwas Abstand und mit unscharfen Augen gesehen als 40jährige durchgehen können. Erst von Angesicht zu Angesicht entlarvten sie ihre Falten um Augen & Mund & Kinn und das Dekolleté hinab als deutlich über sechzigjährig. – Es mußte ein Pflegedienst beauftragt werden. Bald holten Angestellte Lüder in der Frühe aus dem Bett, um ihn zu waschen, zu medikamentieren, ihm ein Frühstück vorzusetzen; Mittags wurde in einer Plastikschaale ein Menü hinaufgebracht; abends wurde der Greis noch vor der Tagesschau gewaschen, ins Bett verpackt und die Medikamentenschale für den folgenden Tag bestückt. Für nächtlich Notfälle, die gesondert abgerechnet wurden, hatte er einen Alarmknopf um den Hals hängen. Lüder begann in Trübsinn zu versinken. Auf diesem Tiefpunkt seiner bisherigen Existenz war mein Besuch für ihn mehr Anstrengung als Freude. Er konnte meine Gesellschaft nicht einmal mehr nutzen, um auszugehen, sowohl Luigi an der Hauptstraße wie das Wirtshaus an der Ecke waren unerreichbar geworden. An die Freuden des Museumskaffees war gar nicht mehr zu denken. Es war ihm nicht mehr möglich, etwas nettes von der Welt zu sehen oder wenigstens ihr Aroma zu schnuppern, um sich wieder ein wenig wie dazumal zu fühlen. War jetzt Schluß mit Welt? Durfte Lüder in Zukunft nur noch als Kranker in Klausur seine Zeit ausklingen lassen? In solch ein Ende wollte er sich nicht hineinfügen. Wie schlecht es ihm auch ging, niemals lümmelte Lüder bloß herum oder ließ sich als bettlägerig ablegen. Tagsüber mied er das Bett, immer saß er möglichst vollständig bekleidet in seiner Wohnung, blätterte in besonders frischen Augenblicken seine Post durch oder ließ seine eigenen Texte, deren Rand er gelegentlich in kleiner, spitzer, kaum leserlicher Schrift mit Gedanken versah. Telephonisch von einem seiner Söhne nach seinem Befinden befragt, erklärte er: es könne schlechter sein. „Gut? Was ist Gut? Was könnte für mich noch gut sein? – An wirklich Gut darf ich gar nicht denken, solange es nicht schlimmer ist, ist es noch befriedigend, also für meine Verhältnisse gut.“

Es ging nicht mehr. Mit den pünktlichen Pflegediensten und dem Essen auf Rädern konnte es nicht weitergehen. Lüder brauchte ganztägliche Betreuung. Also prüften wir, er zog mich als seinen Vertrauten und Ratgeber bei mehreren dieser Gespräche hinzu, die Angebote einschlägiger Institutionen, karitativer Einrichtungen, verschiedener Zivildienstvermittlungsgenturen für Häusliche Pflege. Die von dergleichen Institutionen angebotene 24-stündige Betreuung war nur für astronomische Summen zu haben. Ohne formidable Privatversicherung war ein Rundumdienst für einen Privatmann wie Lüder, der damit rechnen mußte, von seinem Vermögen gegebenenfalls

noch zwei geschlagene Jahrzehnte bestreiten zu müssen, unerschwinglich. Sachkundig rundumdieuhrgepflegt bestand die Gefahr, länger zu leben, als Mittel dazu in fitten Jahren erworben worden waren. Also wagten wir bei weniger offiziellen Adressen anzufragen, deren Ansprechpartner zwar meist fehlerhaftes Deutsch sprachen, aber ihre Dienstleister für überschaubare Beträge feilboten. In jenen frühen Jahren dieses Jahrhunderts waren noch sehr kostengünstig junge polnische Frauen zu haben, die, selbstverständlich mit kurzen Unterbrechungen, rund um die Uhr in der Wohnung bleiben und also andauernd verfügbar sein würden, um einen Alten oder Kranken zu versorgen. Diese Vorstellung gefiel Lüder. – In seinem Zustand werden Entscheidungen langsam getroffen und noch langsamer umgesetzt. Nachdem er die Angelegenheit mit Gisela durchgekaut hatte, die in der Stadt lebende Tochter sowohl telephonisch wie im Zwiegespräch befragt worden war, man eine vertrauenswürdig Vermittlerin ausfindig gemacht hatte, stand irgendwann Maria vor der Tür. Maria war alles andere als jung, sie war fett, roch aus dem Mund, sprach ein schrilles, unverständliches Deutsch und rauchte in der Küche; die war unerträglich. Im Austausch für diese Fehlbesetzung bekam Lüder Irena, eine kantige, altgediente schlesische Krankenschwester, die ihren Patienten gewohnheitsmäßig derb anfaßte und rüde herumkommandierte. Das empfand Lüder als unzumutbar, wenigstens in seiner eigenen Wohnung wollte er das Gefühl haben, Herr des Geschehens zu sein. Die zierliche Ellen war offenbar begriffsstutzig und zu nichts zu gebrauchen, vermutlich hatte sie sich in der Vermittlungsagentur vertan. Aber eines Tages war sie da. Endlich stand Margoscha in der Tür, im bunten Sommerkleid so frisch und jung wie es bei einer demnächst Fünfzigjährigen unvorstellbar ist. „Ach!“ hob sie ihre Arme & Brauen, in ihrem schweren, polnischen Deutsch sagte sie lächelnd: „arme alte Mann.“ Margoscha war die Erlösung.

Von nun an öffnete mir Margoscha die Tür, wenn ich an einem Donnerstag Mittag zu Besuch kam. Die mittelgroße, strohblondgelockte Frau mit der vollendet schlanken Figur sah jugendlich aus. Ihre Jugendlichkeit war lebenslänglich geübte Disziplin, denn in ihrem früheren Leben war Margoscha Tänzerin gewesen. Nun hatte auch sie bald ein halbes Jahrhundert überstanden. Und auch sie gehörte zu jenen Berufenen, die ihrer Disziplin, ihren Mühen, ihrem Können und Ernst zum Trotz von ihren Gesellschaften nur spaßeshalber in guten Zeiten gebraucht werden, die sobald es schwieriger wird, den Laufpaß ausgesellt bekommen. Obwohl von tänzerisch schwebendem Geist war Margoscha eine zupackende, in den sogenannten Härten des Lebens erprobte Frau, die sich nicht zu schade war, beim Greifen in den Schmutz zu lachen. Immerhin hatte sie nebst einem Söhnchen eine Tochter

in London, der ein Studium zu bezahlen war. Ihr Mann, gewiß, auch sie hatte einen Mann wie es sich für eine Frau gehört, der aber war im Strudel der Umstände ertrunken. Warum auch immer alleine gelassen mußte sie alles selber machen, und sie konnte das auch. Nun bewohnte sie neben Lüders Wohnarbeitszimmer das mit Schreibtisch und Bett unvollständig eingerichtete sogenannte Arbeitszimmer mit Blick auf den Park. Aus ihrem Zimmer konnte sie hinten hinaus ins Grüne auf einen schmalen Balkon treten, um privatissime zu rauchen. Auch sie richtete das Zimmer nicht ein, sondern benutzte es bloß als Unterstand und Schlafplatz, gewissermaßen fühlte sie sich, die einer anderen Welt angehörte, bei uns bloß auf Durchreise. Lüder und Margoscha waren schnell, was beim Zusammenleben in einem kleinen Haushalt nur natürlich ist, per Du. Obwohl die Polin verständlich Deutsch sprach, hatte sie Schwierigkeiten mit unseren Umlauten und nannte unseren Auftraggeber „Luder“ mit rollendem Err. Zu unserer gemeinsamen Freude kleidete sich unsere neue Partnerin figurbetont mit offenherzigen Blusen, die, wenn sie den Tisch abräumte oder sich an Lüders Schuhen zu schaffen machte, gefällige Einblicke gewährten.

Und wieder war eine Epoche seines Lebens vorbei, es begann die Zeit des alten Lüder in der Obhut der schönen Margoscha. Drei Monde am Stück pflegte sie ihn Tag für Tag, half ihm aus dem Bett, dann beim Waschen, kleidete ihn, achtete auf die Medikamente, hielt Wohnung & Wäsche sauber, machte Einkäufe, erledigte Besorgungen, wagte sogar kleine Ausflüge mit ihm, sie bekochte ihn, sprach mit ihm. Sie war da. Nach Ablauf von drei Monden reiste sie heim, um zwei oder drei Wochen später mit einem frisch gestempelten Touristenvisa für neuerliche drei Monde zu Lüder zurückzukehren. Dafür wurde sie bezahlt. Es war nicht die Welt, was sie bekam, vielleicht monatlich 600 später 800, zum Schluß, als ihr die Einsamkeit zu viel wurde und sie am liebsten abgehauen wäre, vielleicht runde 1000; zusätzlich erhielt sie ihre Reisekosten erstattet, und, das macht für unser einen schon was aus, sie hatte weder Ausgaben für Unterkunft noch für Verpflegung oder gar Sozialabgaben. Gewiß, ein eigenes Leben hatte sie auch nicht, aber der materiellen Not war sie vorerst entkommen und konnte obendrein ein Studium in London bezahlen. Margoscha war eine Bereicherung, darüber hinaus war sie auch ein Kontrapunkt. Vielleicht bestand darin ihr größter Vorzug, denn ihre Gegensätzlichkeit weckte Lüders Lebensgeister. Als berufene Künstlerin und gelernte Sozialistin konnte sie die liberalen Lebensverschleierungen des Advokaten unmöglich unwidersprochen hinnehmen. Sie glaubte kein Wort seiner altbackenen Freiheitsideologie, deren Umsetzung, das hatte sie am eigenen Leibe zu genüge erfahren, ihr eignes Lebenswagnis zu Schanden machte. Da sie in Lüder Lebenszusammenhang, besonders

wenn die Beiden unter sich alleine waren, ein praktisches Übergewicht hatte, konnte sie einiges von dem loswerden, das ihr seit langem auf dem Herzen lag. Es blieb auch nicht aus, das zwischen ihnen Lüders Geschichtsauslegungen zur Sprache kamen, über die sie wie über weltferne Spinnereien eines aus der Zeit gefallenen Greises milde den Kopf schüttelte. Margoscha wußte auf ihre eigene Weise ihre eigenen Erlebnisse und die in ihrer Familie tradierten Vergangenheiten zu deuten. Wie selbstverständlich war aus ihrer Sicht Deutschland Schuld, und zwar nicht bloß am Ersten Weltkrieg. Der alleine wäre ihr vermutlich herzlich gleichgültig gewesen. Deutschland war grundsätzlich schuldig. Es war aus ihrer Sicht ein unerfreulicher Nachbar, sie empfand uns Deutsche, wie mit der Zeit aus ihren Zwischenreden deutlich wurde, als wenig freudige Zeitgenossen. Schon unsere Art zu sprechen klänge in ihren polnischen Ohren überheblich, hart wie ein Kommando fielen unsere Sätze, als zwänge uns schon unsere Sprache, uns als Herren aufzuspielen. Dabei seien wir kleine Jungen, die versuchten ihre Schlappeheit zu überspielen, um männlich zu wirken. Mit unserer Verstellung hätten wir es weit gebracht, trotz unserer menschlichen Fehler seien wir sehr mächtig & reich geworden, aber das würde uns wenig helfen. Während ihre Landsleute trotz ärmlicher Umstände fröhlich seien, blieben wir auch im Reichtum, welch Verschwendung, notorische Sauertöpfe. Und genau darin in unserer unheilbaren Freudlosigkeit bestünde unser Hauptübel. Wahrscheinlich würden wir unerträglich werden, wenn wir verarmen würden. Mit „Gott bewahre Polen vor der Armut der Deutschen!“ unterbrach sie gelegentlich unser Gespräch, um ihre dampfenden Schüsseln vor uns auf den Tisch zu stellen. Gegen ihre Sichte der Dinge brachte Lüder wenig vor, in seiner neuen Lebenslage war sie die Überlegene, sie war die Unentbehrliche, die er durch Widerspruch nicht vergraulen durfte. Statt mit harschen Widerworten übergang er bloß mit ironischem Schmunzeln ihre kritischen Zwischenrufe, das Gespräch über sein Werk setzte er erst dann wieder fort, wenn wir nach dem Essen unter uns waren.

Ich kam wieder gerne zu Besuch. Seine Wohnung roch nicht mehr so stickig, aufgeräumt erschien sie heller, freundlicher. Zu meinem Erstaunen besänftigte ein neuer Medikamentencocktail, Ärzte wurden wieder regelmäßig konsultiert, Lüders Zittern und ermöglichte ihm wieder Umhergänge, demnächst sogar abenteuerlichere Ausflüge über die Hauptstraße hinweg und den Entenkanal entlang. Unter der Obhut seiner neuen Hausgenossin, ging es dem alten Schwerenöter langsam aber sicher wieder besser. Als ob er wiederbelebt werden würde, schien er von Besuch zu Besuch zu gesunden. Der Chinese auf Rädern hatte ausgedient, Lüder wurde daheim bekocht, mit

Süßigkeiten samt Schwätzchen verwöhnt und gelegentlich zu einem Kartenspiel in die Nachbarschaft mitgenommen. Anstatt uns zu Luigi oder ins Wirtshaus auf den Weg zu machen, blieben wir nun oft zum Mittagessen einfach am gedeckten Tisch in Lüders Küche sitzen. Es war ein für uns neues Vergnügen, die Bereitung unserer Mittagsmahlzeit daheim zu erwarten: zuzusehen wie die schlank geschmeidige Margoscha an den Küchengeräten hantierte, von hinten besehen erinnerte die Frau in ihrer eng anliegenden Hose an eine schnippische Dreißigjährige. Auf unsere Bewirtung wartend unterhielten wir uns oberflächlich geläufig über politische Konstellationen am Vorabend der Katastrophe, genossen aber auch schweigend abwartend die längst vergessenen Freuden unserer neuen Häuslichkeit. Gelegentlich gingen wir auch mit Margoscha gemeinsam zum Mittagessen aus, dann nahmen wir beiden dienstbaren Geister den Alten in die Mitte, hakten ihn unter und führten ihn in den Flair des Noblen zu Luigi, wo er doch noch in den Genuß kam, auch wenn er bloß wenig von seiner Suppe löffelte, auf seine Süßspeise wartend wieder in Damengesellschaft zu speisen. Von vergleichbaren Ausflügen heimgekehrt oder nach einem heimischen Mittagessen der Einfachheit halber schlicht sitzengeblieben saßen wir nun oft nachmittagelang behaglich bei Kaffee & Kuchen in seiner Küche. Margoscha seevierte scherzend und gewährte, indem sie sich beim Absetzen der Teller oder Tassen gemächlich vorneigte, angenehme Einblicke in ihr Dekolleté.

„Mein Leben hätte ganz anders verlaufen können.“ Sinnierte Lüder nach dem Mittagessen mit seinem Gebiß klappernd. „– Wenn ich beispielsweise damals, als ich so 40 oder 50 Jahre alt gewesen war, die Freundschaft zu dem Steuerberater und mit *ihm* die Beziehung zu dessen gesellschaftlichen Kreisen gepflegt und ausgebaut hätte. Das wäre mir ein Leichtes gewesen, in dieser Gesellschaft gehörte ich ja gewissermaßen dazu, unter solchen Leuten fiel es mir leicht zu glänzen. Wenn ich mich also der, genau genommen *meiner* Gesellschaft angeschlossen hätte, dann wäre ich jetzt gewiß ein Anderer, vermutlich ein ganz anderer Mensch. Wahrscheinlich hätte ich viele meiner Probleme gar nicht gehabt. Die Jahrzehnte wären gleichmäßiger verlaufen; ich wäre eine angesehene Persönlichkeit geworden; dank besserer Kontakte hätte ich *weitmehr* verdient, das ist nie zu verachten; ich wäre viel in Gesellschaft gewesen, als Gesellschaftsmensch bekommt man Richtung und Orientierung; man würde mich oft einladen, mich besuchen.“ Lüder blinzelte lächelnd vor sich hin: „*Sehr* wahrscheinlich wäre ich heute noch immer mit meiner Frau verheiratet wie die meisten anderen auch und Gisela würde mit mir in unserem Haus vor der Stadt wohnen. *Und,*“ er hob den Zeigefinger,

sprachs mit schalkhaft geweitetem Gesicht: „es wäre selbstverständlich, daß mich *Gisela* pflegen würde. – Aber daraus ist Nichts geworden. In diesen Gesellschaften der Gleichrangigen, durchwegs Akademiker, dort verkehrten Juristen wie ich, sogar Richter, Steuerberater, also Wirtschafts-Männer, Bank-Direktoren,“ er riß Augen & Mund auf, verharre einen Augenblick den Zeigefinger an der Nase, „*e i n* Universitätslehrer war auch dabei, der Physiker Hallander, Hä Hä,“ lachte Lüder trocken und wackelte bedauernd mit dem Kopf, „und jeder von ihnen kam immer mit der gleichen Gattin. Auf diesen Gesellschaften war es langweilig, erdrückend langweilig, sag ich dir. Die geregelte Ödnis bei übermäßiger Verpflegung drückte mich nieder, der Dunstkreis machte mich sowohl niedergeschlagen wie zappelig. In ihrer Gesellschaft sprach ich dem Wein weitmehr zu, als mir gut tat. Ich begann mich nach andersgearteten Menschen zu sehnen. Als mir dann Judit auf dem Flur begegnete, damals war ich erst 43 oder 45, sie herrliche 36, ergriff ich die Gelegenheit beim Schopf und begab mich auf Abwege. Es dauerte nicht lange, dann wurde ich auch nicht mehr eingeladen. Diesbezüglich sind die Gattinnen heikel; jede von ihnen fürchtet das Beispiel. – Wenn ich die gute Gesellschaft hätte ertragen können, hätte auch ich ein langweiliges aber geordnetes, gewissermaßen gerundetes, also gesichertes Leben führen können. Ich wäre bestimmt gesunder geblieben. Aber“ wackelte Lüder mit seinem Kopf, „ich konnte sie nicht ertragen. Nun, da es zu spät ist, bereue ich manchmal meine abwegigen Gelüste.“

Hätte ihn damals nicht Judit gepackt & und ihm ungewöhnliche Wege gezeigt, würde heute der Greis vermutlich meine Gesellschaft nicht schätzen; auch an dem inhaltslosen Geplapper der jungen Lehrerin fände er kein Gefallen; keinesfalls würde eine süße kleine Heimlichkeit wie Nicole in sein Telefon flöten, um ihren Besuch für den Abend anzukündigen. Über seine medizinisch gebotenen Gymnastikkurse hinaus wäre der kränkelnde Lüder nicht auf Meditationsabenden oder Tantra-Feten herumgegeistert. Statt dessen säße er schon jahrelang seine Nachmittage hindurch in eine Decke gehüllt vor seinem Fernsehgerät und würde sich allenfalls gelegentlich eine anstößige Videokassette gönnen. Hätte Lüder nicht noch während seiner guten Jahre einen Zugang zum Abwegigen gefunden, dann hätte er während der zweiten Hälfte seiner 70er kein Verhältnis zu einer 35 Jahre jüngeren Frau gefunden, dem Greis wäre es nicht vergönnt gewesen, ein vorletztes Mal den Schmerz der Liebe zu erfahren, als ihm Christine auf dem Pilgerweg nach Sangt Jago in eine andere Beziehung entkommen war. Statt seinen Blick über Margoschas straff sitzende Hose und in ihre offenherzige Bluse schweifen lassen zu können, müßte er sich jetzt von seiner in Ehren ergrau-

ten und fülligen Ehefrau mit Torten füttern & wegen Belanglosigkeiten benörgeln lassen. Hätte Herr Dr. Müller-Brentano sein Leben so geführt, wie es sich für seinen Stand gehört, dann müßte sich nun der gute alte Lüder der bevormundenden Pflege durch das Weib fügen, ohne daß seine verspielte Phantasie für seine Gefügigkeit durch diesen oder jenen erfrischenden Reiz entschädigt würde. Wohl kaum wäre ihm, wenn er sich in früheren Jahren in die gute Gesellschaft eingewohnt hätte, die Muße geblieben, sein Buch über die Julikrise zu schreiben. Wahrscheinlich wäre ein Bedürfnis nach Gedankenarbeit nicht in ihm erwacht, anstatt sich zu verschriftlichen wäre er wohlversorgt bereits zu Lebzeiten entschlafen. Hätte Judit damals nicht in seinem Herzen die Neugier auf abwegige Existenzen, deren Gesellschaft er nun schon seit bald vier Jahrzehnten bevorzugte, geweckt, dann wäre er sehr wahrscheinlich, anstatt durch seine Krankheit hindurch bis an den Rand seines Grabes seine Persönlichkeit reifen zu lassen, lange bevor es unvermeidlich wird, senil geworden wie die Vielen und hätte Bankrott gemacht, ohne es zu bemerken. „Du hättest,“ versuchte ich ihm zuzusprechen, „viele Deiner Erfahrungen nicht gemacht.“ Lüder schaute wie fragend auf. „Wenn du damals dank Judit nicht auf Abwege geraten wärest, hättest du viele Erfahrungen nicht gemacht. Die würden dir jetzt mehr fehlen, als die gute Gesellschaft der andren Alten. Dein Leben wäre ärmer geworden.“

„Gewiß, gewiß. Und dennoch; man ist so abgelegen. – Vieles könnte besser sein; und an Manchem trägt man selber Schuld, mitunter fragt man sich welche?“

„Was gibt es in der Welt?“ Aufgeräumt, rasiert, mit Medikamenten wohlversorgt & mit Lebensmitteln gesättigt, in weißem Hemd & Pfefferhose mit roten Trägern nobel gekleidet empfing mich Lüder zum Gespräch am Küchentisch. Neben seinem Stuhl die Konsole war geordnet, griffbereit lagen die Medikamentenpäckchen, hygienisch verpackte Spritzen oder Papiertaschentücher, da standen neben Gummihandschuhen Fläschchen mit Säften, wunderlichen Elixieren, auch Schokoladenpudding in Plastikbechern, Glanzpapierzeitungen & Werbebroschüren, Schreibzeug, Notizzettel, Nagelschere.

Es war ein neuer Bundestag gewählt worden, also berichtete ich ihm von der neuesten Verteilung der Prozente. Die bisherige Regierung sei, wenn auch knapp, vom Wähler bestätigt worden. Statt nun die im endlosen Wahlkampf vertagten Sachfragen, deren Erledigung nach den vielen unentschiedenen Jahren mehr als dringlich geworden sei, zügig anzugehen und sich auf gemeinsame Konzepte zu einigen, würden die siegreichen Koalitionspartner um Personal & Posten schachern, erzählte ich auf Wunsch von der Welt

da draußen wie der Leitartikler eines Provinzblattes, um Lüder ein wenig die Zeit zu vertreiben.

„Tjah! Personalpolitik ist immer besonders interessant.“ Advokaten-schlau schmunzelte Lüder über seine Lesebrille hinweg. ... „Warum? fragst du. Personalpolitik: das *ist* die Politik.“ Behaglich zurückgelehnt wippte er im Stuhl, seine Hände gefaltete wo andere alte Männer ihren Bauch haben. In jenem Jahr der Korrekturen hatten wir nebenher die Rolle der Institutionen und das Verhalten des Führungspersonals Mann für Mann durchgekaut. Um uns das Geschehene zu vergegenwärtigen, erzählte Lüder wieder und wieder, mit leichten, manchmal unmerklichen Variationen die eine oder andere seiner erlesenen Geschichten von leitenden Beamten im Kanzleramt oder Referenten im Auswärtigen Amt, von Abteilungsleitern im Kriegsministerium oder Gutachtern im Generalstab, vom Verhalten dieses oder jenes Botschafters oder von einigen der Männer aus der Umgebung des Kaisers. Diese Leute waren drittklassig. Sie waren ganz und gar unters seinem, unter Lüder Müller-Brentanos Niveau. Genau genommen waren sie in üblen Stunden nicht einmal seines mitleidigen Lächelns wert, allenfalls gebührten ihnen seine bitter zusammengezogenen Lippen. Und auch an jenem regnerischen Sommernachmittag erzählte er sich und mir wieder Einzelheiten des Unbegreiflichen, die zu erzählen er nicht satt wurde, weshalb er in mir ein Ohr gemietet hatte, um Gehör geschenkt zu bekommen. Und seines Stauens war kein Ende, denn inmitten der Krise wurden Informationen verfälscht oder nicht zügig weitergeleitet, krasse Fehleinschätzungen, Mißverständnisse oder Intrigen, die Unterscheidung fällt schwer, waren in Berlin an der Tagesordnung. Der Einfluß des Kanzlers war gering. Der Reichstag spielte keine Rolle. Auswärtiges Amt, Kaiserliches Kabinett, Kriegsministerium, Marineministerium, Generalstab arbeiteten nicht nur unkoordiniert, sondern verfolgten gegensätzliche Absichten. So wob sich das Netz des Verhängnisses. Die Entscheider ließen sich von den Ereignissen treiben und „stolpern“ in einen „unvorbereiteten Krieg“, so wird es in Lüders Buch klar gestellt. Erst wenige Tage vor ihrem Eintritt wurde vom Auswärtigen Amt das Hereinbrechende als „Katastrophe“ wahrgenommen. Entsprechend „kopflo“, hektisch, ja panisch agierte man plötzlich. Zu spät, das Kartenhaus explodierte.

Die deutschen Stellen, das konnte Lüder nachweisen, verfügten Jahre vor der Katastrophe über stichhaltige Informationen, wonach die Erfolgsaussichten eines großen Krieges in keinem Verhältnis zu der sehr wahrscheinlichen, bei ihrem Eintreten das Reich mit Sicherheit ruinierenden Niederlage standen. Bei einem großen Krieg gab es für Deutschland nichts zu gewinnen, das war bekannt, deshalb wurde er von den deutschen Entscheidern zu

recht gefürchtet. Sie wußten lange im Voraus, was uns droht. Indem sie nicht alles ihnen Mögliche unternahmen, um den Krieg zu vermeiden, sind Allesamt, mit vereinzelt Ausnahmen, so wurde Lüder nicht müde das Resümee seiner jahrelangen Arbeit zu ziehen, sind Allesamt ihrer „Ehrenpflicht gegenüber Deutschland“, so lautete seine Formel in seinem Buch, nicht gerecht geworden. Sie haben versagt. Unser Reich hatte unfähiges Personal. Jedenfalls auf den führenden Posten war das Personal unfähig, und die Unfähigen wurden den Braven und Folgsamen zum Verhängnis. Zweifellos, gab er mir zu, die bismarcksche Verfassung, weil in ihr keine einheitliche Reichsleitung vorgesehen war, weil durch sie die Macht unübersichtlich auf viele Institution, deren Chefs einander zu allem Überfluß das Wasser abzugraben pflegten, zersplittert worden war, hatte in der Krise versagt. Über die Unzulänglichkeit der Institutionen hinaus aber habe das Führungspersonal versagt. Ja, sein kollektives Versagen sei die eigentliche Ursache des institutionellen Scheiterns. Über dieses „Totalversagen“ der „guten alten Zeit“ kam Lüder nie hinweg. Anhand zahlloser kleiner & kleinster Beispiele wußte er mir minutiös zu erklären, daß beinahe jeder Einzelne seine *Hausaufgaben*, wie es im heutigen Managerdeutsch heißt, nicht gemacht sowie *handwerklich* schlecht bis miserabel gearbeitet habe. Denn, und diese Erkenntnis hatte er entgegen der denkbaren Einwände von Seiten der Zunft auch schriftlich fixiert, um es der interessierten Öffentlichkeit mitzuteilen: diese Leute waren „drittklassig“. Ihre Drittklassigkeit sah man schon ihren Gesichtern an. Auf der Suche nach Abbildungen für sein Buch durchblättern wir Fotos hochrangiger Politiker: Der bereits von Heinrich Heine notierte „eingefrorene Dünkel“ war am Vorabend der Katastrophe in den Gesichtern der Führenden allgemein verbreitet, auch geleckte Borniertheit glotzte einen an, dort regungslose Gesichtszüge, hier übersättigte Ödnis gepflegter Langeweile, blasierte, mitunter zynische Intellektualität, da eine Bulldoggenvisage, meist aber kalte Augen, erschreckend, diese müde & stumpf & steifen Blicke, auffällig bei Falkenhayn, dem späteren Massenmörder von Verdun, Kälte gepaart mit Unbedarftheit, offensichtliche Gemütsleere. Allesamt tadellose Nihilisten in Uniform oder mit Zylinder; jedenfalls tadellos. Nur der Kaiser unter seiner Haube erinnerte mitunter an einen verspielten Knaben. Der hat nichts verstanden, auch später nicht, beim Holzhacken.

Statt einer Riege von Versagern wäre in der Krise gutes Personal wichtig gewesen, um in Kenntnis der eigenen Interessen klare Entscheidungen fällen und unmißverständliche Vorgaben machen zu können: um Wien an die Leine zu nehmen. Um die Krise zu meistern, so lehrte es Lüders, wäre erstklassiges Personal erforderlich gewesen. „Unser Führungspersonal aber

ist miserabel.“ – Wie waren drittklassige Leute auf erstklassige Posten gekommen? Der Kristallisationspunkt all der führenden Männer war der Kaiser selbst, es war unser Kaiser, der jeden von ihnen persönlich ernannte. Im Ernennen von Chefs bestand seine Aufgabe, das war seine *Arbeit*, in diesem einen Punkt blieb ihm tatsächlich noch etwas zu entscheiden. Und dieser unser Kaiser war zwar *gut willig* aber *un fähig*. Darin bestand die Tragödie unserer Monarchie. Und diese Tragödie wurde zur Jahrhunderttragödie unseres Kontinents. Denn die damalige Personalpolitik, also der *Kern* der Politik überhaupt, wie Lüder lehrte, die kaiserliche Personalpolitik also berücksichtigte vorrangig vor fachlich sachlicher Qualifikation oder etwelchen charakterlichen Vorzügen hauptsächlich duellfähige Ehrenmänner mit Stallgeruch. Auf Grund ihrer Lebensart wußten solche Männer unabhängig von Gedankenarbeit oder Aktenstudien, wie man sich in Krisensituationen zu verhalten hat. Denn Ehre zu haben erleichtert ungemein, Entscheidungen zu treffen! Denn Ehre steht nicht zur Diskussion, sondern versteht sich von selbst. Deshalb erkennt jeder Ehrenmann seines Gleichen sogleich an der Nase. Und diese Abteilungsleiter der großen Behöreden, des Reiches Management also, mußten unserem Kaiser gefallen. Denn entscheidend für die Besetzung eines leitenden Postens war letztlich und endlich, ob Wilhelm mit diesem oder jenem Mann näheren Umgang zu pflegen bereit war oder, so jedenfalls habe ich es von Lüder erfahren, ob er, unser Wilhelm, ihn nicht leiden mochte. In Vertrauen auf seine Menschenkenntnis hat Wilhelm jahrzehntelang die falschen Leute eingestellt, nämlich Leute nach seinem Geschmack. Nach einem viertel Jahrhundert waren die Folgen schrecklich. Nahezu unser gesamtes Führungspersonal war vermurkst. So kam es, daß ohne alle Notwendigkeit unfähiges Personal wider besseres Wissen die Katastrophe verschuldete, indem es sie fahrlässig zugelassen hat. Lüder plädierte auf fahrlässige Tötung. Selbstverständlich können diese Leute nicht dafür. In gewisser Hinsicht hat als Verantwortlicher für die Personalpolitik unser Kaiser tatsächlich den Krieg verschuldet. Er hat den Stil nachhaltig versaut.

Wie sehr unser Fisch, auch wenn er, wie man in Polen sagt, vom Schwanz her geputzt wird, am Kopf zu stinken beginnt, verdeutlichte mir Lüder mit einer scherzeshalber von ihm konstruierten Krisenanekdote: In den ersten Augusttagen, die Krise war eigentlich schon vorbei und die Katastrophe hatte begonnen, hätte das Schlimmste vielleicht doch noch durch ein beherztes Vorgehen unserer Monarchen, wenn selbige welche gewesen wären, vermieden werden können. Es kam tatsächlich zu einem Telegrammwechsel zwischen Wilhelm und Franz Joseph, in dem sie erörterten, ob der katastrophale Verlauf der Ereignisse noch zu bremsen sei. Um den Sprung

ins Dunkel im letzten Augenblick doch noch zu vermeiden, bittet der unsrige den anderen Kaiser, seinen Truppen nach der Besetzung Belgrads Halt zu gebieten, was dieser mit Hinweise auf die ihm sichere Bündnistreue des unsrigen ablehnt, wofür jener wiederum Verständnis telegraphiert. Lüder nun, um mir den Widersinn unsrer letzten Monarchen plastisch vor Augen zu stellen, erzählte mir am Küchentisch, Margoscha bereitete an der Anrichte, uns ihren schlanken Rücken zuwendend, den Kaffee, von den Telegrammen wie von einem Telephonat, das er mit hoher Stimme und zitterndem Zeigefinger wie ein absurdes Gedicht vortrug:

„*Wilhelm*: >Laß uns den Krieg abbrechen, dann können wir uns retten.<

Franz Joseph: >Ich kann das ablehnen, da ich weiß, daß Deine Wehrmacht in unwandelbarer Treue hinter mir steht.<

Wilhelm: >Der warme Ton Deiner vertrauensvollen Worte erfreut mich ungemein. Daß Du meinen Vorschlag ablehnst, finde ich begreiflich, habe es schon immer begreiflich gefunden, wenn meine Vorschläge abgelehnt werden.<“

Lüders machte gerne historisierende Scherze. – Tatsächlich, vergleichbares hat meine Heimatkunde nicht zu bieten. Kirchspielbürgermeister oder Pfarrer sind politisch gewieftere Köpfe, Feuerwehrhauptmänner zeigen mehr Schneid, Volksschullehrer mehr Einsicht. Wie der Herr so's Gescherr, sagten sie früher auf den Dörfern. Das Personal unsrer letzten Monarchen muß erbärmlich gewesen sein. Anders ist es nicht denkbar, daß die Geschichte dermaßen schief gegangen ist. Schon Jahrzehnte vor Beginn der Kampfhandlungen war die Monarchie verloren, lehrte mich Lüder. Der Kaffee kam mit Zucker & Milch in sauberen Tassen. Pünktlich versorgte uns während unserer Arbeitsnachmittage Margoscha mit Kaffee, gelegentlich auch Tee, jedenfalls Kuchen oder Gebäck und ihrem Anblick. Es ging ihm sichtlich gut. Lüder war wieder mit allem Lebensnotwendigen versorgt, mit Essen & Trinken & Medikamenten, Margoscha holte ihn aus dem Bett, half ihm beim Waschen, hielt ihn samt seiner Wohnung rein, schwätzte mit ihm, begleitete und schob ihn durch den Tag, bereitete ihn für die Nacht. Und! Es war eine Frau im Haus. Das tut gut. Im Alter mehr denn je.

Margoscha, die mir wie gewöhnlich die Türe öffnete, war für mich in hochgeschlossenem Pullover, weiter Kordhose und dicken Wollstrümpfen bis zu jenem Mittag ein ungesehener Anblick. Sie wirkte verschnupft, machte einen verschlafenen freudlosen Eindruck. In knappen Worten erklärte sie mir die

Lage: Lüder war zu unserer Verabredung nicht in der Wohnung, weil er nach einem Sturz vorsichtshalber für einige Tage im Krankenhaus behalten worden war. Sie hatte mich zwar fraglos eingelassen, wendete sich aber sogleich von mir ab, um sich zwanglos mit Küchengerät zu befassen. – Gewährt sie nur Ihm die schlichten Freuden ihrer Zuwendung? ihres offenherzigen Anblicks und ihrer Nähe? Vielleicht aus Mitgefühl oder für einen Aufpreis den Genuß der einen oder anderen – Berührung? Die neue Frau war ungewöhnlich. Sie paßte zu Lüder. Vermutlich gehörten die Beiden zusammen.

Lüder, wie lange schon waren wir per Du?, war wohlgenut, als ich ihn wieder einmal zum Mittagessen besuchte. Nach Tisch, Margoscha wieder wie gewohnt in offen heller Bluse und enger Hose war mit Abräumen befaßt, bat er mich, von seinem Schreibtisch eine Zeitung zu holen, um gemeinsam den Artikel eines zünftigen Autors zu lesen, der zu Lüders Mißfallen immer noch mit den durchgekauten Schuldzuweisungen einer vorvergangenen Generation den katastrophalen Einschnitt erklärte. Neben der Zeitung lag auf dem Schreibtisch eine Liste mit Lüders jährlichen Einnahmen und Ausgaben. Im laufenden Jahr hatte er ein Defizit von 35 000. Darauf von mir angesprochen gab er vor, nicht zu wissen, worum es sich bei dieser Liste handele und wie oder warum sie zustande gekommen sei. „Da ist ja nicht einmal eine Paraphe drunter,“ erwiderte er barsch, „man kann nicht einmal erkennen, wer es geschrieben hat. Bisher habe ich mich um die Höhe meiner Ausgaben nicht gekümmert. Das mag ich auch in Zukunft nicht.“

Im Verlauf des Nachmittags, er hatte mir wiederum nachdrücklich auseinandergesetzt, wie verhängnisvoll das deutsche Festhalten am Bündnis mit Österreich gewesen war, kamen wir anlässlich des Blankoschecks nochmals auf die Diskrepanz seiner Einnahmen & Ausgaben zu sprechen. Die Wirtschaftskrise hatte auch Dr. Müller-Brentano getroffen. Vor dem Zusammenbruch der Finanzmärkte und Börsen war es üblich gewesen, daß die Banken begüterten Selbständigen empfahlen, statt große Summen an die Solidarkasse der gesetzlichen Rentenversicherung zu verschwenden, privat in einen Rentenfond zu investieren, der für das eingesetzte Kapital eine weitaus höhere Verzinsung versprach, als die gesetzliche Rente je erbringen konnte. Die private Optimierung des Kapitals funktionierte natürlich nur, so lange das allgemeine wirtschaftliche Wachstum ungebrochen weiter ging. Daß dem so sei, entsprach dem Geist der Zeit, Wirtschaftswachstum galt als alternativlose Zukunft, obwohl eine entgegengesetzte Entwicklung wiederholt von Fachgelehrten prognostiziert worden war. Nun war es entgegen der allge-

meinen Erwartung tatsächlich zu einem schwerwiegenden ökonomischen Einbruch gekommen, dessen Ausmaße noch nicht abzuschätzen waren: jedenfalls war Lüders Rentenfond zusammengebrochen. Die Papiere, die in Lüders Namen gekauft worden waren, warfen nicht nur keine Rendite mehr ab, sie waren im Kurs dermaßen gesunken, daß auch an Verkauf nicht zu denken war; auf eine Erholung mußte gehofft, eine Erholung mußte abgewartet werden, um die unvermeidlichen Ausgaben wieder durch Einnahmen auszugleichen. Bis dahin mußte Lüder von seinem geschrumpften Kapital leben, seinen Ausgaben wurden durch Nichts ersetzt. Einige Wochen hindurch hätte ihn der an Auflösung grenzende Wertverlust seines Vermögens deprimiert, richtig deprimiert; besonders seine Söhne seien schockiert gewesen. Aber jetzt hätte er seine innere Ausgeglichenheit wiedergefunden. „Wenn ich kein Geld mehr habe,“ erklärte Lüder mir seine Zukunftspläne, „dann melde ich mich eben wie du bei den Behörden, sage, bitte:“ er hielt mir seine geöffneten Handflächen entgegen, „ich erfülle die gesetzlichen Voraussetzungen, bringen sie mich unter.“ Denn, so hatte er sich überlegt, wenn er zu seiner geschiedenen Frau oder in eine der Familien seiner Söhne oder Töchter zurückkehren würde, könnte das für ihn viel Leid bedeuten, gegen das er sich nicht wehren könne. Aber in einem Pflege- oder Altenheim gäbe es immer mehrere Machthaber, deren Quälereien sich gegenseitig in Grenzen halten. „Bisher habe ich immer den Umgang mit jungen Menschen bevorzugt. Und in einem Heim sind ja unter dem Pflegepersonal auch junge Menschen. Und dann muß ich eben lernen, auch am Umgang mit alten Menschen Gefallen zu finden. Bis dahin lebt man eben von der Substanz.“ „Es ist ja noch nicht so weit,“ versuchte ich Lüder zu trösten. „Ja!“ sagte er mit leuchtenden Augen, „es ist noch nicht so weit. Das darf man niemals vergessen. Es ist noch nicht so weit.“ Offenbar hatte Lüder bei meinem Besuch den Bankrott in sich bereits überwunden. „Wenn ich mir manchmal überlege, wann es so weit ist, daß ich mich töten sollte,“ vertraute er mir an, „dann muß es mir noch um einiges schlechter gehen.“

Der Bankrott war vermieden worden. Lüder hatte sich nicht aufgegeben, er resigniert nicht, er gab die Freude am Leben nicht auf. Da sich sein Krisenwerk so gut wie abgeschlossen war, begann er sich für neue Projekte zu interessieren. „Wir müssen überlegen, was mit meinen Tagebüchern zu geschehen hat.“ Nein, dort würde ich sie vergeblich suchen, sein eigentliches Vermächtnis, seine neun Tagebücher seien nicht in dem Aktenschrank, sondern im Keller. Er frage sich öfters, ob er sie vernichten solle, bevor sie in falsche Hände fallen. Immerhin sei er *Gentleman*: es gelte die Ehre der beteiligten Frauen zu schützen. Aber er könne sich noch nicht von ihnen tren-

nen, gerne schmökere er in seinen alten Aufzeichnungen. Es sei schön, angenehme Erinnerungen zu haben. Und wer weiß, vielleicht ließe sich bei Gelegenheit, wenn die Julikrise abgeschlossen sei, ein glaubhafter Roman aus dem Material seiner Tagebücher machen. Die beteiligten Frauen könne ein solches Projekt wohl kaum stören, denn die viele von ihnen seien längst in jener anderen Welt, wo alle Leiden schwinden. Behaglich schmunzelnd sah er durchs Fenster in den Park; „Hach“ riß er Augen & Mund auf, hob den Zeigefinger auf Nasenhöhe und wendete sich mir zu: „Aber die Erben! Tjah,“ Lüder schaute durch mich hindurch in die Vergangenheit seines Erwerbs- & Erotomanenlebens, sich am Ohrläppchen zupfend ergänzte er: „die Erben haben natürlich immer was zu beanstanden, als hätte ihre Mutter oder gar Großmutter nie auch nur irgend etwas außer der Reihe gehabt haben können. Auf ihre *Blutsverwandten* wollen die Erben, Gott weiß warum, wider eigenes Erfahren und besseres Wissen kein Stäubchen kommen lassen; gerne spielen sie die Gralshüter der Unantastbarkeit vergangener Intimitäten, die doch zu ihrer Zeit meist ein offenbares Geheimnis waren. Mit den Erben ist immer zu rechnen. Die schlichte Namensänderung der beteiligten Damen genügt nicht, denn die Erkennbarkeit der Person aus den Umstände genügt, um mit Persönlichkeitsschutzgründen argumentierend gerichtlich ein Verbot des ganzen Romans einschließlich einer gepfefferten Geldstrafe durchzudrücken. So ist nun mal das bürgerliche Recht; jedenfalls wenn man gute Anwälte hat. Also doch vernichten?“ Lüder lächelte mir gutgelaunt zu. „Oder ich werde dir gegen Ende meine neun Tagebücher anvertrauen, vielleicht kannst du aus dem Material später einmal einen glaubhaften historischen Roman machen, wenn keiner mehr weiß, wer was gewesen war.“

Lüder wirkte abgekämpft, zusammengesackt kauerte er im Sessel als hätte er Gummiknochen. Langsam & leise wie der Pendel einer Uhr scheuerte seine rechte Hand seinen Oberschenkel entlang. Sein Kopf war seitlich geneigt und sein Mund nur links geschlossen, nach rechts scherte sein Unterkiefer aus, die wulstige Unterlippe bildete eine offene, feuchte Tasche. Anscheinend blickte er in eine Ferne, weit hinter dem grünenden Park tief in ihm selbst. Seine bedauernswerte Haltung störte Lüder nicht in seiner Abwesenheit. „... die Kommentfähigen“, nuschelte er, „... aus Ehre, ... verlorener Ehre, ... und doch, die Zahlen waren doch eindeutig, ... wieso dieser Selbstmord? ... die Balkankriege ... wo waren wir stehengeblieben?“ Als erwache er plötzlich zum Diktat, ruckte er zusammen und schaute mich helläugig an, als erkenne er in mir einen anderen. „Und was machen die Geschäfte?“ Um die Mühe des Redens auf mich zu nehmen und ihn zu unterhalten erzählte ich von der

Bedeutung der Männerfreundschaften und des Ehrenwortes in den altgermanischen Männerbünden der Berserker sowohl wie für die Geschäfte des Dicken Kanzler. Die Dinge, so erzählte ich ihm vergnüglich, wiederholen sich in den Nußschalen, das Personal bleibe sich gleich, sogar die Familiennahmen kehren wieder: die Bülows, die Brauchitschs, die Weizsäckers, die Lambsdorfs, die Kleists, die Moltkes, die Mannteufel, und wie die Vons alle heißen, waren im vergangenen Jahrhundert an allen unseren Regierungen beteiligt, und mischt sich auch mal ein Ebert, ein Kohl oder Schmitt in die festgeschlossenen Reihen der Besseren, an der ehrenwerten Männerclique klebt wie ein Kaugummi unter der Sohle eine ätzende Art der Schau in die Welt. Es ist die bedrückende Schauweise von Hause aus rundum versorgter, notorisch privilegierter Ehrenmänner, die obwohl sie nichts begreifen von ihrer Warte alles übersehen, alles zu begreifen meinen und samt ihrer Frauen im Griff zu haben vorgeben, es sind jene, die alles auf ihre Art klar & entschieden zu regeln wissen, andere Arten von Regeln ebenso entschieden & heftig ablehnen, allzeit erfolgreich Andere ablehnen, weil sie immer wieder am längeren Hebel der Sachzwänge sitzen und untereinander sowie mit den anderen Herren der Welt verbündelt sind, weltweit treffen sich in den Hotels und an den Bars und an den Pools und in den Betten immer ihre gleichen Gestalten, um unser Schicksal zu verhökern, bestens besoldete Gestalten, deshalb so wohlwollend, gebildet, gut erzogen, gepflegt & reinlich, geschmackvolle Feinschmecker und joggende Sportsfreunde, immer aalglatt rasiert & gebügelt & bestens informiert, allesamt tadellos ehrenwert, deren eingefleischte Mittelmäßigkeit es ist, die sich eben genau wegen ihrer unerschütterlichen Mediokrität für unverzichtbar, für bedeutsam gar, für ein gelungenes, beispielhaftes, erfülltes Leben auf Glanzpapier ausgibt und sogar an sich selber glaubt, sie sind die Riege der gebräunten, von des Selbstzweifels Blässe unangekränkelten Leistungsträger, sie sind die Wasserträger des Kapitalismus, tatsächlich sind sie die unumstößlichen Stützen & Ecksteine der uns beherrschenden Gesellschaft, die aus allgemein anerkannten Gründen je nach den Zeitumständen nichts begreifen, weil sie gewohnheitsmäßig andere für sich arbeiten oder sterben lassen. Und alle diese unsere braven Ehrenmänner sind wie weiland der Dicke Kanzler, sie halten sich und ihre gewichtige Ehre für außerhalb der Norm & über dem Recht; doch wagen sie das Duell nicht mehr. Beim Hören meines Sermons schien sich Lüder aufzuheitern; oder begannen die Medikamente zu wirken? Jedenfalls sprach er wieder geläufig: „Das hast du treffend bemerkt. Und es ist nicht ohne Humor, was du sagst. Demnächst, wenn mein Buch abgeschlossen ist, werde ich mich wieder vermehrt dem Zeitgeschehen

zuwenden müssen.“ Er wölbte die Büschel seiner Brauen in die tiefen Falten seiner Stirn hinein und schmunzelte verschlagen. „Jedoch, glaube ich Grund zu der Annahme zu haben, daß das gegenwärtige Personal die damalige Katastrophe vermieden hätte. ... Warum? Weil sie keine *Gentleman* sind, wenn du mir dieses Wort erlaubst. Das heutige Personal ist gut ausgebildet, es mußte sehr ausdauernd arbeiten und intelligent kämpfen, um sich durchsetzen und *irgendeine* führende Position erobern zu können. Diese Leute sind *durch* und *durch* Arbeiter, oder treffender, was aber aufs Gleiche hinauskommt, so etwas wie *Ingenieure* der Politik. Sie haben von der Pike auf, und wäre es in Studentenkneipen oder bei Straßenkrawallen, ihr Handwerk gelernt, sie könne Krisen entschärfen oder herbeizuführen, jedenfalls mit ihnen umgehen. Die heute übliche Mühsal galt in der Kaiserzeit, überhaupt im ehrenhaft bürgerlichen 19. Jahrhundert noch als unfein. Der Geruch von Schweiß disqualifizierte zu führenden Ämtern. Ein schwitzender Chef wäre ein Gespött der Leute gewesen. Die Plackerei hatte noch ein schlechtes Gewissen. ... Jah, deine Frage ist durchaus angebracht. Es ist keinesfalls ausgemacht, das jemand, der heute fähig ist, die Katastrophe von damals zu vermeiden, auch in den Krisen von Morgen angemessen handeln wird.“

Seit Lüders großer Krise hatten sich die Anforderungen an das Personal mit den Umständen grundsätzlich gewandelt. Jedenfalls hatten wir mit unseren Krisenmanagern wieder ein Gleis gefunden, dem entlang wir uns eine Weile besprechen konnten. Trotz verschiedener Worte wurden wir uns im Großen & Ganzen einig darin, daß unsere aus der Vergangenheit geschöpften Erfahrungen und Kenntnisse sich auf die gegenwärtig bevorstehende Zukunft nur unzureichend übertragen lassen. Zum Wesen unseres geschichtlichen Lernens gehört, daß es im Nachhinein geschieht, wir also meistens zu spät begreifen, worum es geht und was demnächst zu tun ist. Als Fallbeispiel erörterten wir spaßeshalber Plisch & Plum. An diese beiden, die Lüder mit wachen Augen erlebt hatte, kann auch ich mich noch schemenhaft erinnern. Mit deren ökonomischem Verstand hätte man genau so wie Mitte der 60er auch eine Generation vorher die Wirtschaftskrise der frühen 30er erfolgreich gemeistert, dann wäre uns unser unseliger Adolf erspart geblieben. Aber mit den zu ihrer Zeit bewährten Methoden gelang es nicht, so sehr man Plisch & Plum nachzuahmen trachtete, eine Generation später die Wirtschaftskrisen der 90er auszubügeln, und für die Gegenwärtigen ist von den Erfolgsrezepten der beiden Greisen nichts mehr zu gebrauchen. Demnächst aber werden die Ratschläge unserer gegenwärtig unverbesserlichen Plisch & Plums nur Unheil stiften. Augenblicklich gibt es für die Krise unserer Zukunft keine schlüssige politisch-ökonomische Theorie, gemäß de-

rer die, wie allgemein erwartet, bevorstehende Katastrophe vermieden werden könnte. Gewissermaßen hat sich die bevorstehende Geschichte von der Theorie emanzipiert. Anders gesagt: das Geschehen ist unglaublich, sein Risiko unkalkulierbar. Unserem Personal, obwohl vorzüglich ausgebildet, bietet sich im aktuellen Nebel keinerlei Orientierungspunkte. Unser neuerdings hervorragendes Personal ist für eine Vergangenheit ausgebildet worden, die es auch nicht versteht. Wir werden also demnächst verschiedene Lektionen wiederholen müssen.

Und Lüder tauchte wieder in eine Versonnenheit... und er tauchte nach einer Stille wieder aus ihr auf: „Du bemerktest einmal, die Ehrenmänner hätten vermutlich mehr Unheil gestiftet, als alle Lumpen zusammengenommen. – Wußtest du, daß Shakespeare in seinem *Julius Cäsar* schon alles bezüglich *Ehrenmänner* gesagt hat?“ Wir blickten uns in die Augen; ... Lüder begann, den Zeigefinger an der Nase, zu intonieren: „*For Brutus is an honorable man;*“ und gemeinsam tönnten wir: „*So are they all, all honourable meen* – “! Unser Lachen platze, seins trocken dumpf, meins schallend laut. – „Was meinst Du?“ Fragte er, als wir uns wieder beruhigt hatten und sein Husten abgeklungen war. „Sollen wir uns ein Taxi kommen lassen oder es mit dem Rollstuhl versuchen, zu Luigi zu gelangen, um eine Kleinigkeit zu Mittag zu essen und um zu sehen, was in der Welt so vorgeht?“



6. Die Krise oder das Buch und sein Widerhall

Fertig. Das Manuskript war beim Verlag. Mehr noch, die Korrekturfahnen waren gelesen und das letzte „Plazet“, sein „Plazet“, Dr. Lüder Müller-Brentanos mit Unterschrift auf dem letzten, dem endgültigen Manuskript bestätigtes „Plazet“ war erteilt worden. Nicht unmittelbar von ihm selbst, für ihn war es zu beschwerlich geworden, weite Wege durch die Stadt zu unternehmen, aber seine Tochter, die mit den Zwillingen, mit von ihm unterschriebener Vollmacht ausgestattet, sie hatte das „Plazet“ in seinem Namen erteilt. Im schwarzen Ledersessel versunken saß er nun vor der Fensterwand, blinzelte in den regennassen Park, seine Lippen wie zum Kusse raffend wiederholte Lüder das Wort „Pla-zet“ wie eine Leckerei, wie einen entscheidenden juristischen Begriff. Zum Lautmalen tippte er mit dem Zeigefinger je 2 mal in die Luft. – Es war vollbracht. – Sein Gebiß klapperte vor & zurück, schalkhaft glitzerten seine grauen Augen; durchdrang ihn doch die Vorstellung, mit seinem Werk denen von der „Zunft“ eins ausgewischt, ihnen eine harte Nuß zum Knacken vorgelegt zu haben. Nun saß er im windstillen Auge des Sturms und erwartete die Wirkung seines Werkes in Gestalt von Rezensionen. Eine Flut empörter oder begeisterter Briefe stand bevor, Telefonanrufe und Mails waren zu erwarten. Zweifellos würde ein aufgewühlte Öffentlichkeit demnächst an Lüders Julikrise Anteil nehmen; von dem Autor würden Stellungnahmen gefordert werden; Zeitschriften würden ihn um Zusammenfassungen seiner Kernthesen bitten; publizistisch würde er auf vehemente Kritik zu antworten haben; diesen oder jenen Aspekt würde er im Einzelnen nochmals ausführlich darstellen und gesondert veröffentlichen lassen müssen; zur Rede gestellt würde er der Reihe nach die Gegenargumente vom Tisch fegen. Furore würde sein Auftritt im Fernsehen machen, denn auch eine Einladung zu einer diese nächtlichen Talk Shows hielt er für durchaus wahrscheinlich, ja eigentlich für geboten, wegen der Brisanz seiner Thesen war sein nächtlicher Auftritt in den Massenmedien unumgänglich. Im öffentlichen Widerhall würde er, ein kranker alter Mann, sich vor aller Augen als überraschend streitbar erweisen. In bewundernswerter Haltung, von Margoscha medikamentiert & zurecht gemacht, auf ihren Arm gestützt, ja, solch Ehre wollte er seiner Helferin erweisen, von ihr also vor die Kamera geleitet würde er wie gewöhnlich heiter wissend schmunzeln, bevor er zu allgemeinem Erstaunen mit treffenden Worten den Sachverhalt ein für alle Mal klären würde.

Und nun? Und bis dahin? Einstweilen zeigte die Öffentlichkeit kein Interesse an Lüders Krise. Es kamen die Mittagsmahlzeiten mit anschließenden Nachmittagen, zu denen ich ihn besuchte, ohne daß wir etwas zu arbeiten hatten. An einem dieser ereignislos stillen Frühsommernachmittage saß er nach gehabter Mahlzeit versonnen im Rollstuhl neben seinem Schreibtisch. Ohne Neuigkeiten von seinem Buch zu bringen, setzte ich mich neben ihm auf seinen Schreibtischstuhl. Nach einer Weile der Besinnung fragte er leise: „Wenn das alles vorbei ist, was meinst du soll ich dann tun? Soll ich mir eine neue Aufgabe stellen und sie wenigstens lesend erarbeiten? – Oder soll ich mich beschränken? Es mir gut gehen lassen? Den Umständen entsprechend selbstverständlich so gut als möglich *gehen* lassen. Soll ich darauf verzichten, über den Tellerrand meines augenblicklichen Lebens hinauszuschauen? Soll ich mich statt dessen in der Gegenwart einrichten und die mir verbleibenden Jahre, so weit als möglich, in Muße vergehen lassen?“ Unschwer ist meine Antwort zu erraten: Bücher habe er bereits genug gelesen, versicherte ich ihm, und sogar noch kürzlich eines geschrieben. Wir lächelten selbstzufrieden. Er solle, so lautete meine Empfehlung, in Zukunft nur noch ab und an je nach Lust & Laune kleine Gedichte oder Aphorismen oder Textpassagen zu sich nehmen, bloß der Anregung halber fremde Gedanken lesen, als spielerischen Gedankenstoß, um sein eigenes Denken & Phantasieren & Empfinden in Bewegung zu bringen. Die Zeit sei da, da er es sich gönnen könne, heiter in der Gegenwart zu sitzen, sei es in Grünanlagen oder auf Promenaden, wo die jungen Frauen lustwandeln, auf betreuten Reisen oder in der Abgeschlossenheit seiner eigenen vier Wände mit Blick ins Grüne; die Klausur sei ein dem Greisentum angemessenes Obdach. Während der jahrelangen Arbeit an seinem Werk habe er sich sträflich vernachlässigt, redete ich ihm ins Gewissen. Nun, da sein Werk vollbracht sei, könne er sich, da ihm noch Zeit bleibe, endlich auf sich selbst besinnen und mit sich selber guten Umgang pflügen. Und allzu viele Jahre, zaghaft erwiderte er mein Lächeln, würden ihm nicht mehr bleiben, um die Bekanntschaft mit sich zu vertiefen und Freundschaft mit sich zu schließen. Er möge endlich die Krisen der Welt Krisen sein lassen und sich seinen Lebensabend hindurch mit sich selber zufrieden geben. Alles sei erledigt. Getrost könne er die Neige seines eigenen Hierseins in Ruhe auskosten, anstatt sich mit fremden Angelegenheiten zu plagen. Denn auch er selbst sei ja eine vollständige Welt. Und keinem Menschen sei es gegeben, mehr von der Welt zu haben, als auch ihm noch immer täglich gegeben wird. Seiner Krankheit zum Trotz erlebe auch er alltäglich ein vollständiges Leben inmitten einer kompletten Welt. Immer noch & immer wieder könne er sich all den sich ihm zeigenden, den sich somit ihm bietenden & gebenden Köstlichkeiten zuwenden. Auch er

könne sein Leben bis zur Neige auskosten: unglaublich freudvoll sind die elementaren Erfahrungen von Licht – Luft – Farben – sogar Gesellschaft – Erinnerungen – Tag- sowohl wie Nachtträumen – Mahlzeiten – Gedankenspielen – und die Stille. – Das alles ist da. Mehr gibt es nirgends. Mehr hat niemand. Daraus bestünde, so erinnerte ich Lüder, das Wunder seines Lebens. Genau jetzt, in diesem oder jedem anderen Augenblick erlebe er wie wir alle sein wunderbar flüchtiges Erwachen, die absolute Ausnahme seiner Wachheit zwischen zwei Ewigkeiten. Oder ist diese Wachheit die Ewigkeit selbst, und die sie einrahmen oder umfassenden Dunkelheiten bloß Einbildungen oder Vorstellungen? Wie unwahrscheinlich beglückend Atmen und Fühlen sind, darauf solle er wider Acht geben wie damals in den Jahren mit Judit. Hatte Müller-Brentano sich doch, so fürchtete ich heimlich, all die vielen Jahre & Monde & Stunden hindurch am Schreibtisch mit seiner Julikrise von sich selber abgelenkt; er war somit während seines letzten rüstigen Lebensjahrzehnts gar nicht wirklich bei sich gewesen, sondern hatte, sich am Schreibtisch täglich vertagend, das Wunder seines Hierseins versäumt. Hatte der kranke Pensionär, indem er sich selbst aus dem Weg gegangen war, das Geschenk des Lebens närrisch verplempert? Sich selbst zu verpassen erschien mir damals als eine traurige Art von Frevel, denn ich war gerne in meiner Gesellschaft, bin es noch immer, aber unsere Zeit entgleitet uns ohnehin. Was wir auch tun, wir begreifen unser Wunder nicht. Doch Annäherung scheint uns möglich. Weil ihm Ablenkung offenbar Not tat, erinnerte ich ihn, soweit ich es damals verstand, an die Bedeutung des Augenblicks, auf den sich einzulassen Teilnahme an der Endlosigkeit gewährt. Jede Sekunde erlebter Zeitlosigkeit, der Gedanke war Lüder vertraut wie ein alter Hut, offenbart ein Ahnen der uns umfangenden Ewigkeit. Schmunzelnd zuckte sein Mundwinkel: „Die kommt wohl früh genug.“ Heiter traurig lächelnd wandte er mir seine hellen Augen zu und flüsterte: „Du hast wie so oft Recht, ich werde versuchen, deinen Rat zu befolgen und mich wieder Wesentlichem zuzuwenden. Vollkommen richtig: das Erlebnis der Luft oder der Pflanzen habe ich viele Jahre hindurch vernachlässigt, meine nächste Umgebung geradezu sträflich vernachlässigt, etwa die Zwillinge oder *Gisela*. Das war einmal anders. In der Zeit mit Judit war das ganz anders. Freude will täglich geübt sein, lehrte mich Judit, sonst wird sie vergessen. – Und, ich sollte auch wieder Zeitung lesen, weiß ja gar nicht mehr, was in der Welt los ist.“

Natürlich ließ ihn sein Thema nicht los. Er war sein Thema geworden. Neben seinem Fernsessel stand wochenlang der Karton mit den ihm vertraglich zustehenden und tatsächlich postalisch zugeschickten fünfundzwanzig Belegexemplaren seines Buches. Dieser aufgeklappte Pappkarton

mit Büchern in zitronengelben Schutzumschlägen war beinahe leer, als ich ihn nach seinem Eintreffen das erste Mal zu Gesicht bekam. Die Meisten seiner Freixemplare hatte Lüder so bald als möglich verschenkt oder verschickt. Er stritt bereits mir dem Verlag postalisch um einen zweiten Karton, denn er wünschte, mit seinem Buch viele Geschenke zu machen. Eines der letzten noch vorhandenen gelben Bücher holte er auch für mich hervor, feuerrot leuchtete der Titel: *Die Julikrise 1914. Wie Deutschland in die Katastrophe stolperte*. Eine Widmung hielt er für überflüssig, denn, so meinte Lüder, dergleichen Formalitäten seien zwischen uns unnötig, wir hätten uns weit mehr zu sagen, als die Verlegenheit eines symbolischen Satzes. Aber eigentlich fiel ihm das Schreiben schwer. Unser Autor war erschöpft. Nun, da sein Buch unwiderruflich fertig war, gestand er mir an einem unserer müßigen Donnerstagnachmittage, er habe es seit Jahren nicht mehr im Zusammenhang gelesen, sondern immer nur dieses oder jenes Kapitel bearbeitet, je nach dem wie es ihm von Frau Nathlos frisch getippt zurückgeschickt worden war. Längst habe er den Überblick über die Variationen der vielen Fassungen verloren und sei gespannt, wie seine Texte zum Buch geronnen wirken werden. Und in den letzten Wochen der Arbeit sei er ohnehin überanstrengt und etwas verwirrt gewesen, manchmal hätte er selbst nicht mehr verstanden, was er meine oder gemeint habe oder wie es war. Ob mir denn beim Lesen schwerwiegende Ungereimtheiten aufgefallen seien? Ob das Buch sich angenehm lesen lasse? Diesbezüglich beruhigte ich ihn mit meinem ehrlichen Gesicht und versicherte, keinerlei auffällige Ungereimtheiten bemerkt zu haben. „Und überrascht bin ich gewesen, wie flott dein Buch zu lesen ist. In unseren Debatten hatte ich oft den Eindruck, es ginge in deinem Werk kunterbunt durcheinander; aber beim Lesen fügt sich alles zusammen.“ Lüder lächelte mild: „Nun, dann ist es ja gut.“

„Es war ein *moralischer* Bankrott, der die Katastrophe herbeigeführt hat. Anders kann es nicht sein.“ Mit dieser Einsicht in den Urgrund unserer Geschichte überraschte mich Lüder, als ich ihn zum Mittagessen abholte. Er wartete in sich versunken am Küchentisch. Da ich nachfragte, erwachte er aus sich und begann mir von seinen Nachtgedanken zu erzählen. Denn Nachts, mehr noch in den frühen stillen Morgenstunden, wenn er wach aber reglos rücklings im Bett liege, ohne sich mit irgend etwas Körperlichem befassen zu müssen, könne er am schärfsten denken, versicherte er mir. Diese unbelasteten Nacht- oder Morgenstunden seien wohlmöglich die besten Stunden seines Tages. Und an diesem Morgen sei ihm, so flüsterte er mir seine jüngste Einsicht, die er demnächst in einem Aufsatz der interessierten Öffentlichkeit ausführlich vorzustellen gedenke, vollkommen deutlich gewor-

den: „*Nachgeben* erschien den damaligen politischen Abteilungsleitern als verhängnisvoller denn die Aussicht auf einen selbstzerstörerischen Krieg, dessen Lebensselbstverständlichkeit man ja von Kindheit an aus den Schulbüchern gewohnt war. – Das Personal erlaubte sich keinen eigenen Kopf, keinen eigenen Gedanken, nichts. Jeder von ihnen schwamm in Konvoi der Meinung seiner Zeit- & Standesgenossen, und der Konvoi nahm den Krieg wegen einer Lappalie wie selbstverständlich hin. Man bedenke, wegen einer Lappalie, weil man ihn sowieso für unvermeidlich hielt. Wenn der Krieg sowieso unvermeidlich war, so dachte seinerzeit einhellig das leitende Personal, dann wollte man es lieber früher als später auf ihn ankommen lassen, das heißt, besser bevor die russische *Dampfwalze* starb bereit war. Denn zunehmend fürchtete unser Reich den Überfall des benachbarten Riesenreiches, den man wie eine prognostizierte Naturkatastrophe in Bälde erwartete. Aus Angst vor dem Tod beging man also Selbstmord.“ Empört zitterte Lüders säuselnde Stimme: „Das *ist* die moralische Bankrotterklärung!“ – Wir beschwiegen eine Weile seine nächtliche Einsicht in das Unerhörte. Dann fragte er heftig durchatmend nach Margoscha, rief nach ihr. Die schlanke Frau kam, ihre Zigarette draußen ausdrückend, durch die Fenstertür vom Parkbalkon zu uns herein, neigte sich offenherzige zu dem Kranken hinab, fragte ihn mitleidig freundlich: „Ja Lüder! Was wir wollen jetzt?“ – Lüder wünschte auszugehen, in seinem Fall hieß das ausfahren, im Rollstuhl. Und für diese seine Ausfahrt zum Mittagessen sollte sie ihn parat machen. Einige Schritte in der Wohnung, manchmal sogar eine Weile den Entenkanal entlang, je nach dem wie gut die Medikamente wirkten, konnte Lüder immer noch leidlich gehen. Aber wollte man mit ihm durch die Straße irgendwo hin, war es seit einiger Zeit sowohl für ihn wie für seine Begleitung bequemer, ihn in den Rollstuhl zu setzen. Margoscha machte ihn also parat für die Ausfahrt. In dem sie sich kniete, um seine schweren Füße in seine ausgetretenen Galoschen zu schieben und dann auf die Fußklappen des Rollstuhls zu stellen, gewährte sie Lüder, aber auch mir, der ich ihm zur Seite stand, tiefe Einblicke in ihre Brüste. Andächtig schwiegen wir mit gesenktem Blick.

Seitdem Margoscha bei uns war, unternahmen wir wieder öfters Ausflüge an die Hauptstraße oder den Entenkanal entlang, manchmal mit anschließendem Besuch im Museumskaffe. Am Stock war Lüder nie gegangen, aber gerne auf einen Arm gestützt. Wie selbstverständlich nahm er meinen, lieber war ihm der von Margoscha. Bald war der Rollstuhl zum unverzichtbaren Begleiter geworden, von Margoscha oder mir nebenher mitgeschoben. Für alle Fälle. Diese Fälle waren häufig geworden. Zunächst war es nur der Rückweg vom Restaurant oder Kaffee. Dann auch ein Teil des Hinweges. Schließlich, an diesem Punkte waren wir nun angelangt, ging Lüder nur

noch in der Wohnung umher, saß auch dort gerne im Rollstuhl und fuhr oder ließ sich schieben von seinem Schlafzimmer in die Küche, ins Wohn- und Arbeitszimmer, zum WC. Diesmal nutzte Margoscha die Gelegenheit meines Besuches nicht, um sich von ihrem Pflegling frei zu nehmen, sondern leistete uns beim Mittagessen Gesellschaft. Gemeinsam rollten wir ihn durch die Straßen seines Viertels Richtung Wirtshaus an der Ecke der Hauptstraße. Lüder, den schwarzen Hut in der Stirn, den roten Schal um den Hals, in den nachtblauen Wollmantel gehüllt, blickte zuversichtlich umher in die Welt. Was er wohl sah? – Wenn sich Margoscha anlässlich meiner Donnerstagsbesuche einen eigenen Naschmittag gönnte, dann konnte es passieren, daß Lüder im Rollstuhl hinter der Türe im schummrigen Flur alleine auf mein Klingeln wartete. Tatsächlich gelang es ihm, mir zu öffnen, aber nach der Akrobatik waren seine Kräfte erschöpft. Als wäre des Körpers Batterie leer, blieb er in Hemd und Unterhose an Ort & Stelle im Rollstuhl sitzen. Lässig an die Kommode gelehnt als stünden wir an einer Bar, plauderte ich mit ihm über die merkwürdige Bewegungslosigkeit, seinen sogenannten „freeze“, den ihm seine Krankheit manchmal bescherte, beruhigte ihn dann wegen seiner Befürchtungen bezüglich seines Buches, auf das er das Gespräch gelenkt hatte. Denn nach reiflichen nächtlichen Überlegungen fürchtete er, sich an manchen Stellen undeutlich ausgedrückt zu haben und grundsätzlich mißverstanden zu werden, wenn nicht gar Gelegenheit zu böswilligen Mißdeutungen zu geben. Nach einer Weile verliehen ihm die Medikamente wieder eine gewisse Bewegungsfreiheit. An Ausgehen war aber nicht mehr zu denken, also bestellten wir telephonisch beim Chinesen zwei Menüs in seine Wohnung.

Ein Andermal war er von Margoscha, die sich bereits davongemacht hatte, elegant aufgeputzt und bestens medikamentiert worden, schlaksig schlenderte er bei meinem Eintreten in seinem Flur unruhig hin & her. „Da bist du ja!“ Er war aufgeregt, er hatte etwas gelesen, etwas anderes gelesen! In der Woche vor diesem meinem Besuch hatte er tatsächlich von etwas anderem gelesen als von der Katastrophe 19/14. Eine Biographie von Tolstoj hatte er gelesen. Und, nach bald 50 Jahren, wiedereinmal die Buddenbrooks. „Tolstoj!“ so versicherte mir Lüder begeistert, nachdem ich ihn in den Fernsehsessel und mich mit vorbereitetem Tee & Keksen ihm gegenüber an den niedrigen Tisch gesetzt hatte, „Tolstoj hat ja in Gesellschaft des Adels gelebt! Der Glanz dieser aristokratischen Gesellschaft durchzieht seine Biographie wie ein Wärmestrom. Diese Weitherzigkeit fehlt mir in Buddenbrook, Buddenbrook ist eine Welt der Krämer,– immerhin auch die Welt eines wirklich wohlhabenden Mannes. Und das ist selten. – Und nur der Wohlhabende hat die Möglichkeit, wohl zu leben, denn als Herr seiner Zeit hat er die Gele-

genheit, unbelästigt von Notdürftigkeiten sich Wichtigem zuzuwenden. Deshalb ist Wohlhabenheit so wichtig, denn wohl zu leben bedeutet, den Traum vom Menschsein auf beispielhafte Weise annähernde Wirklichkeit zu geben. – So oder ähnlich hab ich mal irgendwo, vermutlich in einem Pamphlet aus den 20ern, gelesen.“ Lauthals stimmte ich ihm zu, in diesem Punkte waren wir beide uns vollkommen einig. Beide lehnten wir abhängige Erwerbstätigkeit ebenso entschieden wie Dienst haben oder Dienst tun ab. Unterwürfigkeit gegenüber äußeren Zwang hielten wir für unvereinbar mit dem Bild vom freien Mann. Das sie nur als Wohlhabende wirklich frei und also gut leben könnten, gilt für fast alle Menschen. Sogar für die, die trotz all ihrer Wohlhabenheit unfähig dazu sind. Ohne ihre Habe wären sie weitaus erbärmlicher. Nur die seltene Ausnahmeerscheinung eines philosophischen Naturells kann vielleicht die in uns schlummernde menschlich geistige Freiheit auch ohne Besitz, dafür jedoch besser als jeder Besitzende, entfalten. Es gibt sogar Weisen des Wohlseins denen ist Wohlhabenheit abträglich. Mit meinen asketischen Ausnahmegedanken behelligte ich Lüder jedoch nicht, sondern bestärkte ihn in seiner Auffassung von wohlhabendem Wohlsein, indem ich ihm ergänzend einen aus der Zeit des Zusammenbruchs in meine Erinnerung gespülten Satz zitierte: „Ein Herr ist nur dann ein Herr, wenn er mindestens einen Diener hat.“ Nach dem Krieg wurden beide selten.“ „Ja-wohl!“ stimmte Lüder ein.

Zufrieden und entspannt saß er in der Ecke zwischen der Wand und der Ablage für Tablettenschachteln & Medizinkram auf dem Küchenstuhl im Einklang mit sich selbst; die Medikamente wirkten hervorragend. Margoscha war für einige Wochen nach Polen gereist, um dort ihre Tochter, die auf Ferien heimgekehrt war, zu sehen und ihren Reisepaß neuerlich stempeln zu lassen. Und Lüder hatte vergesse, was bisher nicht vorgekommen war, seinen Zahnersatz einzusetzen. Ohne Gebiß sprechend wirkte sein Gesicht merkwürdig verändert: mit übergroßem Mund in zerknautschter Gummihaut über eingefallenen Wangen erinnerte es an einen Clown oder fidelen Ganoven in einem Film aus der Zeit El Capones. Lüder störte es ebensowenig, ohne Zähne zu sprechen, wie daß sein Hemd aus der Hose und sein linker Hosenträger, heute waren es wieder die breiten Roten, von der Schulter gerutscht war. Geläufig plaudernd erzählte er mir von dem „illegalen Verhältnis“, das er zu Margoscha habe: Sie sei Polin, also Ausländerin, dennoch würde sie bei ihm ganztags arbeiten, skizzierte er die Sachlage. Jedoch ohne irgendeine behördliche Genehmigung würde sie bei ihm wohnen & arbeiten, seines Wissens sei sie nirgends gemeldet, folglich würde er für sie keinerlei Sozialabgaben, Versicherungsbeiträge oder, er räusperte sich trocken, gar Steuern bezahlen. Und er als Jurist sei sich vollkommen bewußt, daß sein

Verhalten illegal, folglich sein Verhältnis zu seiner Hausfrau ein illegales sei. Aber die gegenwärtige Situation sei die beste denkbare Lösung für ihn, und er mache sich keinerlei weitere Gedanken über sein illegales Verhalten. „Sollte,“ er schnippte wohlgenut mit dem Zeigefinger über seinen Nasenrücken, seine Lippen bewegten sich wie die einer Gummimaske, „sollte es aus welchem Grund auch immer zu einer *Anzeige* kommen, so sehe ich dem mit *größter* Gelassenheit entgegen. Die juristischen Gepflogenheiten sind zeitaufwendig und die behördlichen Mühlen mahlen langsam. Sollte es irgendwann tatsächlich zu einem Prozeß wegen meines illegalen Verhältnisses kommen, dann werden zwei kräftige Männer erforderlich sein, um“, er räusperte seinen Lacher, „um mich in den Gerichtsaal hinauf vor die Schranken der Justiz zu heben. – Und dann? Was wollen sie dann mit mir machen? Das wird nicht mehr mein Problem sein. Vielmehr muß ich Acht geben, daß ich nicht *bankrott* mache.“ Was er damit meine, bat ich ihn zu erklären. „Nun, ähm...“. Die Erklärung gelang nicht. *Bankrott zu machen* war für ihn der Begriff für ein Netzwerk aus Gedanken und Gefühlen und Vorstellungen und Ängsten geworden, dessen weitreichenden Zusammenhang Lüder nicht mehr überblicken und aus dem Stegreif erklären konnte. Aber wir hatten ja Zeit, einen ganzen Nachmittag hindurch hatten wir Zeit, um über seinen Bankrott zu sprechen. Aus seinen mühsam zusammengesuchten Worten und Halbsätzen und Abschweifungen entnahm ich in etwa, daß der von ihm gefürchtete und bekämpfte Bankrotts darin bestünde: am Leben zu verzagen. Bankrott zu machen bestand in der geistigen Niederlage, die Freude am Hiersein zu verlieren, das eigene Dasein schal zu finden und es nicht mehr zu mögen, also bei lebendigem Leib zu verdämmern und zu verlöschen: „Der Bankrott bedeutet den Verlust der Substanz“. Um den substantiellen Verlust, da der Schwund nicht zu vermeiden war, wenigstens hinauszuzögern, wollte Lüder sich täglich darin üben, ja wenn nötig dazu zwingen, an den einfachen Dingen seines Alltags Gefallen zu empfinden. Um sein Bewußtsein gegen den Bankrott zu wappnen und sich somit Mut zuzusprechen zählte er mir die ihm verbliebenen Freuden auf. Die Gymnastik in der Parkinson Selbsthilfegruppe beispielsweise erklärte er vor sich und mir, also vor aller Öffentlichkeit zu einer Freude, obwohl mit ihren Mitgliedern, wie er mir bitter grinsend klagte, eine gedeihliche Konversation unmöglich war. Trotzdem wolle er sich zwei Mal die Woche darin üben, an dieser trostlosen Gesellschaft ebenso Gefallen zu finden wie an Spaziergängen oder RollstuhlAusfahrten oder an den Besuchen bei den Zwillingen, obwohl die Beiden sich für den Opa, für den sie keinerlei Verwendung hatten, gar nicht interessierten, sondern ihre eigene, dem Greis unzugängliche ganz andere Welt zu erobern begannen. Zu

seinen unerschütterlichen Freuden zählten weiterhin Süßspeisen und Leckereien aller Art, die ihm Margoscha vorsetzte, und auf die er nun einstweilen verzichten mußte, die nun einstweilen durch Joghurtbecher oder Puddinge in Plastikschaalen, die ich ihm wiederholt aus dem Kühlschrank greifen sollte, ersetzt wurden. Gerne hätte er es auch gesehen, wenn ich zu unseren gemeinsamen Mittagessen bei Giovanni gelegentlich eine Frau mitgebracht hätte. Weibliche Gesellschaft würde unserem Zusammensein, so versicherte er mir eindringlich, einen unerwartet neuen Reiz geben. Doch leider konnte ich ihm damit nicht dienen.

Endlich kam die Zeit der Rezensionen. Teils wurden uns Kopien einschlägiger Artikel, wie vertraglich vereinbart, vom Verlag zugeschickt, teils zogen wir sie aus dem Internet, worin Lüder täglich nach sich suchte. Das war eine spannende Angelegenheit. Nicht nur weil er zunehmend Schwierigkeiten hatte, die Maus akkurat zu führen oder die Schalttäfelchen auf dem Bildschirm zu identifizieren und in der gehörigen Reihenfolge anzuklicken. Fürs Manuelle hatte er ja mich, der ich ihm in jener heißen Phase des Wiederhalls wöchentlich mehrmals zur Hand ging. Und wenn er mir einige Zeilen als Skizze einer denkbaren Erwiderung auf eine Rezension diktierte, erfuhr ich wieder, wie kinderleicht es von der Hand geht zu schreiben, wenn man sich keinen Text ausdenken muß; Sekretärinnen haben es beneidenswert einfach. Und war ich einmal nicht zur Stelle, bestellte Lüder telefonisch bei einer Computerwartungsagentur einen jungen Mann, um für einen stolzen Preis den PC zu pflegen und nach seiner Krise im Netz zu suchen. Lüder war tatsächlich gelesen worden. Es war aufregend, im weltweiten Netz verstreut sogar über uns, über Lüders Buch, Nachrichten zu finden. Über zahlreiche Links waren die verschiedenen Erwähnungen vernetzt, so daß Lüder angesichts der langen Trefferliste zunächst glaubte, weltweit von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen worden zu sein. Aber die vielen Treffer der Suchmaschine verwiesen bloß auf viele verschiedene Zugänge, zu einer handvoll Besprechungen, deren manche wir mehrfach ausdrückten und abhefteten.

In dem vom Verlag bei einer Agentur in Auftrag gegebenen Kladdentext, der in verschiedenen Zeitungen sowie Internetforen oder bei virtuellen Buchhändlern zu Werbezwecken wie eine knappe Rezension veröffentlicht wurde, lasen wir zu unserer Zufriedenheit: *„Der Jurist Dr. Lüder Müller-Brentano legt mit seiner Analyse der Julikrise von 1914 ein engagiert geschriebenes, detailliertes und spannend zu lesendes Buch vor. Der Leser erlebt, wie sich am Vorabend der Katastrophe die Zeit dramatisch verdichtet*

und wie die Dynamik der Eskalation zumindest die deutschen Akteure überfordert. Die Perspektive des Juristen auf seine Quellen trägt zur Erhellung des Geschehens auf besondere Weise bei. Mit kriminalistischer Sorgfalt werden Akten, Briefe, Telegramme, Gesprächs- und Telephonnotizen oder Memoiren ausgewertet und eine beeindruckende Innenansicht der Macht in der Krise entworfen. Im Zentrum der streitbaren Deutung stehen die deutschen Entscheider. Unnachsicht werden die Fehleinschätzungen, ja das Versagen des diplomatisch militärischen Managements offengelegt. Es wird veranschaulicht, daß der Krieg von deutscher Seite wider besseres Wissen nicht vermieden, sondern ohne klare Absichten oder deutliche Ziele fahrlässig hingenommen wurde.“ Es folgten die bibliographischen Angaben mit Bestellnummer und Ladenpreis.

Wie von Lüder befürchtet, nahmen ihn die von der Zunft nicht besonders ernst. Manche ihre Kommentare kränkten den alten Mann, der nicht begreifen konnte, wieso die Wissenschaftler seine Sicht der Dinge ablehnten. Offenbar blieben die Zünftigen, seiner jahrelangen Mühe zum Trotz, notorisch unzugänglich für Lüders unorthodoxe Anschauung. In einer unserer maßgeblichen Zeitungen wurde Lüders Werk von einem renommierten Fachmann beiläufig als „*ein weiterer Beitrag*“ zu der „*unüberschaubaren Fülle*“ der seit bald hundert Jahren über den Ausbruch unserer Urkatastrophe erscheinenden Literatur erwähnt. Von einem anderen Kollegen wurde das „*Ausblenden der internationalen Dimension*“ unserer Katastrophe gerügt, Lüders Selbstbeschränkung auf die deutschen Entscheidungsträger wurde als veraltete, dem Verständnis eines komplexen historischen Geschehens wenig hilfreiche Zugangsweise abgetan.

Zusammengesunken in seinem Rollstuhl, mit zitternden Händen den Telephonhörer zwischen die Knie geklemmt, bat er mich einmal aus seinem PC, den er nur noch in einer guten Stunde selbständig bedienen konnte, die zwei neuen Rezensionen über seine Julikrise herauszuholen und zu lesen, um sie mit ihm hernach zu besprechen. Die Beiden hatte er bereits mehrfach alleine gelesen, eigentlich wollte er den einen der Rezensenten direkt anrufen, um ihn zurechtzuweisen, doch hatte Lüder die rechten Worte immer noch nicht gefunden, als auch ich die Lektüre beendet hatte. Trotz mancher klugen Bemerkungen gefiele ihm am ersten aus dem PC geholten Rezensenten die ganze Richtung nicht, der habe ihn offenbar nicht genügend verstanden, oder nicht ausführlich gelesen, oder er gehöre zu jenen vom Metier, die Erkenntnisse, die zu ihrer Lehrmeinung nicht passen, mit geläufigen Phrasen abzuwehren in ihren Seminaren jahrelang geübt haben. Jedoch der andere, der in einer unserer überregional bedeutenden Wochenzeitungen anläßlich irgendeines Jahrestages tatsächlich eine längere Besprechung über

unser Buch verfaßt hatte, erschüttert Lüders bis in die Tiefen seines Gemüts. Um seiner Erregung Herr zu werden, laß er ihn nun in meiner Gesellschaft nochmals laut Satz für Satz in der Hoffnung, vielmehr in der lebensnotwendigen Überzeugung, bei mir endlich Verständnis & Zuspruch, ja Schutz vor den Anfeindungen der Fremden zu finden. Der andere Autor war einer jener angestellten Kommentatoren, die wie Haushunde in Büros sitzen und für ihre dem Zeitgeschmack entsprechende Kommentierung ihrer Lektüre bezahlt werden. Bitter ironisierend wurde von dem Haushund bespöttelt, daß unser freier Autor die dazumal in ihrer *menschlich allzumenschlichen* Beschränktheit Handelnden immer noch verteufele. Statt dessen sei es mittlerweile an der Zeit, nachdem so viele Jahrzehnte vergangen und ihre Asche längst erkaltet ist, das damalige Geschehen in seinem zeitlichen Kontext ohne Groll verstehend zu erklären. Anstatt erhellend Neues mitzuteilen kämpfte unser „Jurist“ jedoch, in diesem Vorwurf kulminierte die Kritik, gegen alte *„Kasperlefiguren und Pappkameraden wie gegen Windmühlen“*. Tatsächlich, Lüders hager werdende Schädel, verwirrt durch die Krankheit, begann an den des Don Quichotte zu erinnern. Zornig bellte mich Lüder an: „Sag mir mal! Wo schreibe ich in meinem Text von *Kasperlefiguren* oder *Windmühlen*? An keiner einzigen Stelle erinnere ich mich, das Wort *Papp-Kameraden* verwendet zu haben! Oder habe ich mich nicht richtig gelesen?“ Es kränkte ihn bis ins Mark, grundsätzlich falsch zitiert und mißdeutet zu werden. „Ach, geh mir weg, der Andere ist alles andere als verständnisvoll. Der ist doch auch bloß einer von der Zunft! Was weiß denn der? Was sagt uns denn: *ich* würde die Kriegsentscheidung *nicht* aus dem Zusammenhang der langfristigen Tendenzen deutscher Außenpolitik im Rahmen ihrer internationalen Bedingungen erklären?“ Lüder röchelte, würgte seinen Schleim hinunter. „Was geben denn die Quellen her? Langfristige Tendenzen werden doch in die Fakten hineingelesen. Die Fakten“ sein erhobener Zeigefinger zitterte vor seiner & meiner Nasenspitze, „liefern Belege für Fehl-Entscheidungen innerhalb eines bestimmten behördlichen Ablaufes. Langfristige Tendenzen sind keine Fakten, Langfristige Tendenzen erklären nicht, warum im Einzelnen sachlich Fehler gemacht wurden. – Man versteht mich nicht.“ Zusammengesunken wie er dort saß, nun auch in Schultern und Oberarmen zitternd, spielte im Mund klackernd sein Gebiß.

Nach zwei oder drei Monden verebbten die Rezension, wir fanden im PC keine neuen Besprechungen mehr, um sie aus dem Netzwerk herauszuziehen und abzuheften und wegzulegen. Einhellig tendierten die in Zeitschriften abgedruckten professoralen Meinungsäußerungen dahin, daß die Erklärung unserer Katastrophe nicht bei der *„Rekonstruktion des diplomati-*

schen Geschehnen stehen bleiben dürfe,“ wie explizit aus Marburg zu lesen war. Ohne Einbettung in weitläufige Zusammenhänge, so Frankfurt, die nur auf Grunde umfassender Theoriebildung konstruiert werden können, könne die unüberschaubare, ja oberflächlich betrachtet willkürlich erscheinende Vielzahl geschichtlicher Fakten, aus denen sich jede Katastrophe zusammensetze, unmöglich zu einem in sich schlüssigen Geschehen zusammengesetzt und also gedeutet werden. „*Die Beschränkung auf den ereignisgeschichtlichen Aspekt der Julikrise*“, so druckten wir ein Verdikt aus Berlin zur Erinnerung aus, „*ermögliche es dem Verfasser nicht, die Voraussetzungen ihrer Entstehung ausreichend zu erfassen.*“ Die universitäre Bescheinigung wissenschaftlicher Unzulänglichkeit wurde nur geringfügig gemildert, wenn gelegentlich unserem Verfasser „*Transparenz und Ehrlichkeit*“ zugestanden wurden. Am freundlichsten ließ sich die Rezension eines Tübinger Emeritus, der das Buch als eine „*gelungene*“, ja „*lesenswerte Zusammenfassung der Ereignisse*“ bezeichnete, die als „*Einstieg*“ in die „*Sachlage*“ jedem „*Studierenden*“ zu empfehlen sei.

Die Einladung zu einer Talk Show kam nie. Mittlerweile hätte ihr Lüder nur mit Margoschas geballter Unterstützung nachkommen können. Es häuften sich die Tage, die er erschöpft im Rollstuhl versitzen mußte. Die Medikamente, auch wenn wir, Margoscha oder ich, denn Lüders Zeitgefühl war aus dem Takt geraten, auf ihre pünktliche Einnahme achteten, hielten die Krankheit nicht mehr in Schach. Sein Zustand schwankte beträchtlich, von jetzt auf gleich war der unverbesserliche Charmeur und leidenschaftliche Redendschwinger verzagt. Plötzlich sackte er in sich zusammen als wäre er inwendig leer, dann saß er zitternden da, zusammengeschrumpelt zum verzagten Greis. Oder er erstarrte inmitten der Bewegung, lautlos stand, oder saß oder lag er dann da und lebte dennoch und nichts war mehr zu machen. Es blieb nur zu warten, bis es vorübergeht. Wenn er eingefroren war, brach ich meinen Besuch ab, überließ ihn Margoschas Pflege, um es ein andermal wieder mit ihm zu versuchen. Denn unsere Gespräche, sobald er zu einem in der Lage war, belebten & beglückten ihn unfehlbar. Und immer wieder war er wach und klar und redefroh. Bis zum Schluß bereicherten uns meine Besuche bei ihm. Doch in jenem Jahr der Fertigstellung begann es sich zu häufen: Lüder war eingeschlafen. Margoscha hatte die Gelegenheit meiner Anwesenheit genutzt, um ihren Pflegefall nach unserem gemeinsamen, von ihr zubereitetem Mittagessen mit mir alleine zu lassen und auszugehen, um Besorgungen zu machen oder einmal ziellos & unbeschwert herumzuflaniieren oder ihre Leidensgenossin & Landsmännin bei dem Greis in der Parallelstraße auf ein Schwätzchen zum Kaffee zu besuchen. So blieb ich alleine mit dem im Fernsessel Schlafenden. Die überheizte, von Medikamentendunst

geschwängerte Luft ermüdete auch mich. Doch ich war nun einmal dort, träge ging ich die dunkle Bücherwand entlang, blätterte in Veröffentlichungen, die nicht zu unserem Thema gehörten: in einem Bildband über hinduistische Tempelanlagen, in einem grellen Mango-Comic mit Pubertärerotik, da waren Strände mit Bikinischönheiten aus den 60ern, Lichtenbergs Aphorismen, Schillers Gedichte, da stand sie noch immer im Regal, die Fettecke hinter Glas: ranzige Butter oder Schmalz von einem seinerzeit modernen Künstler angefertigt und Lüder von seinen beiden Töchtern zum 65. geschenkt. Das war vor meiner Zeit. Ich konnte nicht abschätzen, ob seit meinem ersten Besuch mit den Jahren das fettige Braun hinter Glas dunkler oder ranziger geworden war. – Lüder hustete dumpf in meinem Rücken, er war wieder da: „Welches Jahr haben wir eigentlich? ... So, wir werden daran denken müssen, zum hundertsten Jahrestag eine überarbeitete zweite Auflage meines Buches vorzubereiten.“ Heiter blickte er mit weit geöffnetem Mund um sich. „Jaha!“ Er hob & senkte seine Brauen, er hatte verstanden, es ging weiter. „Ich könnte einen Kaffee mit etwas Süßem vertragen. Ist Margoscha noch nicht zurück?“

„Habe ich dir schon einmal erklärt,“ fragte er mich, nachdem ich mich ihm gegenüber in einen der Ledersessel gesetzt hatte, um mit ihm auf Margoscha und unseren Nachmittagskaffee zu warten, „wie sich die Reichsleitung in der Krise *unbedingt* hätte verhalten müssen?“ Da ich ihm die Freude machte, mich nicht erinnern zu können, konnte er mir seine Gedanken erzählen. „Das Bündnis ist schuld an der Katastrophe des Reiches. Unbedingt hätte sich das Reich mit Frankreich, zumindest aber mit England, jedenfalls mit Rußland verständigen müssen, indem es als Preis für einen Ausgleich mit einer der echten Weltmächte die alte Tante Österreich geopfert hätte. – Wieso hatte die Reichsführung Österreich-Ungarn, das offenbar nur Ballast für die deutsche Politik war, nicht fallengelassen? Oder! Warum behandelte die Reichsführung die von ihrem Schutz abhängige K und K Monarchie nicht wie einen Vasallen, der keinen einzigen den deutschen Interessen zuwiderlaufenden Schritt hätte machen dürfen? – Nicht hätte machen dürfen! Punkt. Wieso hatte sich das aufsteigende Deutschland entgegen seinen ureigensten Interessen von einer niedergehenden Macht in die Zerstörung hineinziehen lassen?“ Den Körper zerdreht und im Nacken zitternd saß Lüder in seinem Fernsessel, beide Hände schabten über ihre Oberschenkel, seine bootartigen Lederschuhe waren staubverklebt, seitlich abgelaufen und hinten eingetreten. „Ich verstehe es nicht.“ In sich zusammengesunken saß er vorgeneigt da, sein Kopf wackelte, Knie & Hände zitterten.

Eines Nachmittags gestand mir Lüder, wir hatten wiedereinmal nach dem Mittagessen eine alte Rezension gelesen, seine linke Hand schabte ent-

lang der Lehne des Küchenstuhls, da gestand mir Lüder, daß ihn das Buch eines neutralen Schweizers tief beeindruckt, ja überzeugt habe, ohne daß er dessen Blickwinkel inhaltlich in sein eigenes Werk habe einarbeiten können. Wenn er den Schweizer, den er erst in der Endphase seiner eigenen Arbeit gelesen habe, berücksichtigt hätte, hätte er sein Werk tiefgreifend umarbeiten müssen, wozu ihm die Kraft, vermutlich auch die Zeit gefehlt habe. „Der Schweizer erklärt außerordentlich kenntnisreich in seinem Buch: *„Im Reich des Absurden“* die Ursachen des Weltkrieges für vollkommen verständlich. Das Geschehen sei hyperkomplex und irrational. Es gäbe keinerlei stichhaltigen Grund für diesen Krieg, davon habe sich der Schweizer Historiker nach langen und detaillierten Studien überzeugt. Es habe ihn auch niemand gewollt, den Krieg. Es sei eben eine Katastrophe. Demnach ist streng genommen mein Buch schon vor seinem Erscheinen überholt. ... Ja, mein Freund, du hast es schon oft angedeutet. Rational ist menschliches Verhalten nicht ausreichend zu erklären, unsere Geschichte schon gar nicht. Mehr als beschreibendes Verstehen oder verstehendes Beschreiben, je nach dem wie man es wendet, mehr als eine in behelfs-mäßiges Verstehen gekleidete Annäherung an einen Gegenstand ist vom Verstand nicht zu leisten. Stauend stehen wir vor unser aller Vergangenheit – vor jedem einzelnen Grab. Das macht die Sache ja so *hyperkomplex* und irrational. ... Dennoch! Das deutsche Personal war miserabel, diese Hampelmänner drittklassig zu nennen ist reine Schmeichelei. Was diese Idioten nicht alles vermurkst haben. Ohne jede Not! Gemurkst haben sie ohne Not.“ Gewiß, die ganze Krise war Murks gewesen. Darin waren wir uns vollkommen einige. Lachend platzte ich los, tippte an seine Schulter und hätte gerne mit ihm auf den überstandenen Schrecken einige Bier oder eine Flasche Wein getrunken, dabei den einen oder anderen Scherze über seine Einsicht in unseren Widersinn gemacht. Aber leider, leider trank Lüder ja schon lange nicht mehr, er mußte sich in jeder Beziehung sehr schonen. Und vor dem Sprechen mußte er sehr lange Überlegen, langsam formten sich seine zerbrechlichen Sätze, eine Zwischenfrage verwirrte seinen Gedankengang, schnelles, also scherzend spielerisches Verstehen gelang ihm nicht mehr. Also blieb unser Gedankenaustausch beengt und unzulänglich. Dennoch war auch Lüder auf einmal in befreiter Stimmung und setzte noch einen drauf. „Übrigens hat dieser, oder war es ein anderer? Jedenfalls ein Schweizer auf die Frage, was Deutschland hätte tun müssen, um den Krieg zu vermeiden, geantwortet: Nichts. – Wenn Deutschland *nichts* gemacht hätte, wäre nichts passiert. – Hehe, das hätte uns viele Archivalien und mir viel Mühe erspart. Aber dieses Personal in Berlin war nicht einmal fähig und in der Lage, *Nichts* zu tun. Die eklatante Unfähigkeit, *Nichts* zu tun, ist übrigens von jeher ein Zeichen *niederer* Charak-

tere. Für diesen Zusammenhang öffnete mir damals Judit die Augen. Schwächliche Persönlichkeiten sind dazu gezwungen, ihre Erbärmlichkeit durch rastlose Tätigkeit zu verdecken, unfähig, still zu sitzen, müssen die Erbärmlichen immerfort etwas in die Wege leiten, anstoßen, bewegen, zumindest telephonieren. – *Nichts* hätten sie tun sollen, dann wäre auch nichts passiert und alles gut gegangen. Aber um *Nichts* zu können, ist ein Mindestmaß an Charakterfestigkeit, an Selbstbewußtsein, also Selbstsicherheit und Stehvermögen unverzichtbar. Darin bestand vormals die Tugend des Adels. Ohne bewußte Übung in Kontemplation und Meditation, also im bewußten und gezielten Nichtstun, wird ein Moderner Mensch niemals so reif werden wie der alte Adel. Was er auch tut, es wird ihm nicht gut gehen.“

„Dann wird sich die Geschichte also wiederholen?“

„Ja! Gewiß, Geschichten wiederholen sich immer.“

An diesem unserer Tage war ihm nicht nach Plaudern, wir hatten dergleichen auch nicht andauernd nötig, das Meiste war ohnehin schon mehrfach gesagt. Also leisteten wir einander an einem der Tische im Museumskaffee schweigend Gesellschaft. Der eine schlürfte seinen Kaffee, der andere seinen Tee, dazu aßen wir unsere Torten & Kuchen und ließen auf uns wirken, was um uns her in der Welt so vorgeht. Besonders auffällig waren die Studentinnen am Nachbartisch, sie redeten so begeistert, es leuchtete ihrer Augen Glanz. Still blieben wir sitzen, um die duftige Wärme ihrer Nähe zu genießen, bis sie wieder ihrer Wege gingen. Neugierig den Menschen und Dinge um uns her nachschauend schlenderte Lüder mir voran gelassen durch die Eingangshalle des asiatischen Museums auf den Ausgang zu. Traumverloren stieg er mittig die breite Treppe hinan, auf der vierten Stufe stockte sein Fuß, trat in die Leere, kopfüber knallte Lüder hinab auf die Fliesen. Von den herzugelaufenen Menschen griff eine sportliche Frau, etwa Anfang 30, eine Krankenschwester, wie sich später herausstellte, beherzt zu. Sie legte meinen Lüder in die stabile Seitenlage, hielt, bis ich mit dem Aufzug den Rollstuhl vom Eingang herabgeholt hatte, seinen Kopf und half mir mit den richtigen Griffen den lädierten Greis in den Rollstuhl zu hieven. Während dem hielt der sichtlich verstörte aber hellwach blinzelnde Lüder mit seinen beiden großen zitternden Händen die Hand der Frau umklammert, drückte sie gelegentlich an seine Wange und ließ sie auch nicht los, als er im Rollstuhl saß und wir einige Zeit verstreichen ließen, damit er sich nach dem Sturz wieder beruhige und zu Atem komme. Sie ließ es geschehen, sie hielt es vermutlich für die Verzagtheit eines alten, gestürzten Mannes, weshalb er ihre Hand nicht loslasse. Aber so lange er konnte, hielt er eine warme hübsche junge

Frau fest, die zu berühren ihm längst nicht mehr alltäglich vergönnt war. Mucksmäuschenstill wie ein verschüchtertes Kaninchen hielt er ihre Fingerspitzen an seine vertrocknete Wange, bis ich ihn in seinem Stuhl zum Aufzug und hinausrollte, weil in den Augen der Welt kein Grund mehr zu erkennen war, weiterhin in der Eingangshalle des ostasiatischen Museums zu verweilen.

Einmal, vielleicht war es eine Erinnerung, oder die Krankheit, oder irgendeine der alltäglichen Kränkungen, denen man als Greis hilflos ausgeliefert ist, jedenfalls saß er einmal still in Tränen aufgelöst vor der Fensterwand. Margoscha, die mich eingelassen hatte, zuckte die Schultern und zog fröstelnd ihre Strickjacke über der Brust zusammen, sie verstand seine große Trauer nicht, denn in ihm blutete eine ihr unbekannte, ganz alte Wunde. – Eine so große Zahl rundum gelungener Söhne, antwortete Lüder auf meine Frage nach seinem Kummer, habe unser Land weder vormals noch im Nachhinein je hervorgebracht. Die damalige Jugend, oft hatten wir sie besprochen, war eine rundum gelungene Generation gewesen. Jedenfalls erschien sie uns, besonders Lüder, von unserer Warte zurückblickend beispiellos gelungen. Wer vermag Gelingen zu beurteilen? Aber einiges spricht dafür, daß damals vielleicht tatsächlich einige Jahrgänge geglückt waren. Nach einer vertrackten Vorgeschichte erschien endlich wieder einmal – oder war es erstmals? – eine Generation froh und frei. Die damalige Jugend besaß Geist und Kraft für eine bessere Zukunft, in ihr keimte eine neue Zeit, sie wurde sogar noch stilbildend, bevor sie von ihren Vätern millionenfach auf den europäischen Schlachtfeldern verheizt, verstümmelt, verdorben wurde. Verkehrter Ödipus: die Söhne überwandten ihre Väter nicht, wie es der natürliche Lauf der Zeit fordert, um selber daheim bei den Frauen zu liegen, sondern die Väter blieben unangefochten zu Hause und verrieten ihre Söhne an die Schlachtfelder. Die ließen es mit sich machen, weil sie so gut gelungen waren. Sie waren voll Glauben, Treue und Begeisterung. Hoffnungsträchtige Denker, Schreiber, Maler, Gelehrte, Handwerker und Erfinder verbluteten dort draußen, bevor sie es wurden. Ihre erwachsenden Gedanken verdampften. Zerschunden an Körper und Geist kehrten die Überlebenden Heim, trugen den Wahnsinn vom nächsten Mal bereits in ihren Herzen. Im Wellenschlag eines wahnsinnigen Hin und Wider wurden die folgenden Generationen so oder so vermurkst. Werden irgendwann einmal Heranwachsende erstehen, mit denen nebst ewig jugendlicher Tugenden auch Protest und Widerstand gegen die Zumutungen der Väter erwachsen und im Frühling einer langen Jugend tiefe Wurzeln in den Gemütern schlagen? Unsere Zukünftigen werden sich dem Verrat an die internationalen Produktionsmaschinerien wider-

setzt müßten und, von geistiger Erotik oder erotischem Geist getrieben, unbekümmert um die zweckdienlichen Forderungen altkluger Besserwisser jenen Dingen nachgehen müssen, zu denen sie sich hingezogen fühlen. Und wenn es mit froh & frei wieder nicht klappt? Weder Lüder noch ich waren so ungerecht, junge Leute an dem zu messen, was sie dereinst werden, vielleicht werden müssen, denn wenn sie es geworden sind, sind sie ja längst nicht mehr sie selbst, und andere, frische Menschen werden an ihrer Stelle Jugend sein. Ohne Voraussicht auf ein unvermeidliches Später hat jede Jugend ihre eigentümliche Schönheit und ihr besonderes Recht. Sie beglückt wie alle Schönheit durch sich selbst. Lüders Tränen waren unterdessen in Gedanken verdampft. Das massenhafte Sterben der prachtvollen jungen Männer von Damals bewiese, so schärfte er mir gegen Ende unserer Jugendträumerei ein, daß die Pflege der Kultur keinen politischen Zweck haben könne, sondern ausschließlich persönlichen Sinn für den je einzelnen Menschen. Und sei es nur, daß sie einem zu sterben erleichtere. Nicht nur die jungen Leute von damals, jeder von uns muß, ob in Masse oder für sich alleine, durch das Feuer hindurch. – Und wenn unsere Kultur nicht einmal einen persönlichen Sinn wirkt, der uns durch das Feuer trägt, dann sind wir moralisch bankrott.

Öfters sprachen wir in diesem Herbst über die persönliche Katastrophe des eigenen Todes. Das Ende ist nicht schlimm, denn es wird uns nichts mehr angehen. Es sei denn, wir machen vorher bankrott. – Einmal wird es so sein, dann möchtest du nur noch schlafen, tief schlafen. Die Erfüllung dieses Wunsches wird gewährt werden. – Jedoch ist neuerdings zu fürchten, daß dank der hyperkomplexen Medizintechnik das letzte Quentchen Leben auch noch aus uns hinausgepreßt werden wird. Es könnte neuerdings den meisten von uns so gehen, wie vor der Krise vereinzelt Patienten im internationalen Lungensanatorium „*Berghof*“, die sich, solange auch nur ein Zipfelchen Lunge intakt ist, weil sie es bezahlen können, täglich eine Flasche Sauerstoff gönnen, wodurch ihr Sterben vertagt wird und sie, dem Plan der Natur entgegen, lange in Todesangst leben. Die wenigsten von uns werden der Versuchung, ihr Sterben zu verlängern, widerstehen. Denn der Mensch ist schwach und es ist zu erwarten, daß uns der Tod in einer schlechten Verfassung antrifft, wir ihm also kaum etwas entgegenzusetzen haben, uns also wimmernd vor ihm zu verkriechen versuchen werden wie die Kinder vor dem schwarzen Mann.

Lüder wußte Rat bei Schiller, zog ihn aus dem dunklen Regal, schlug ihn auf, rhythmisch mit heiserer Stimme rezitierend raunte er mir vor:

„Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“

Ins Feld, in die Freiheit gezogen!

Im Feld da ist der Mann noch was wert,

Da wird das Herz noch gewogen.

...

Des Lebens Ängste, er wirft sie weg,

Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen,

Er reitet dem Schicksal entgegen keck,

Trifft's heute nicht, trifft es morgen.

Und trifft es morgen, so lasset uns heut

Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Vielleicht war es die Angst vor dem Tod in schlechter Verfassung, die vielen jungen Freiwilligen von 1914 den Tod auf dem Schlachtfeld verführerisch erscheinen ließ.“ Da wir unter uns waren, erörterten wir diesen heiklen Punkt bis in die Abendstunden. Denn in der Regel begegnet uns der Tod tatsächlich, wenn wir schwächlich und in sehr schlechter Verfassung sind. Bis zu seinem Eintritt hat sein langwieriges Vorspiel wohlmöglich unseren Charakter von Grund auf entkräftet, zersetzt, unsere Persönlichkeit aufgeweicht und ausgehöhlt, wimmernd & jammernd wie Schlappschwänze wehren wir uns mit Zittern & Zähneklappern gegen das Unausweichliche. In solchem Zustand bietet Jedermann ein klägliches, ein jämmerliches, seiner früheren Erscheinung Hohn sprechendes Zerbild. Quälend langsam kann er sein, der Tod in den Betten; obwohl von friedlichem Anschein ist er oft grausamer als auf den Schlachtfeldern. Oder wir sind in unseren letzten Stunden nach Jahren hinhaltendem Kampf dermaßen erschöpft und ausgemergelt, daß wir entröcheln oder entschlafen, ohne seine Annäherung überhaupt zu bemerken; ausgebrannt wie wir dann sind, lassen wir ihn widerstandslos über uns ergehen. Alles ist uns gleichgültig geworden. Der besinnungslose Abgang gleichgültiger Nihilisten erscheint erst seit zwei oder drei Generationen unseren Zeitgenossen als wünschenswert. Ob wimmernd oder bewußtlos, so oder so sind wir sterbend uns gleichsam selbst entfremdet, sind wir als jener, der wir waren, schon gestorben, bevor der Tod an unser Bett tritt, um uns zu packen. – In der Jugend Blüte aber erwischt er im Gefecht die jungen Männer auf einem Höhepunkt ihrer Existenz: übervoll an Kraft und Saft und Zuversicht, treten sie ihm trotzig und frei und stark entgegen, zeigen ihm ihre Zähne, verlachen ihn, springen übermütig über ihn hinweg, voll Zuversicht, so oder so durch ihn hindurch zu kommen. Erwischt er uns in unserer besten Verfassung, kann er uns, die wir irgendwo unter unserer Haut verborgen

sind, kaum etwas anhaben. Ein besserer Abgang, der ja ohnehin unvermeidlich ist, ist schwer vorstellbar: jung begegnen wir dem Tod in unserer Pracht. Dann sind wir stärker als sein Grauen. Die Regel aber ist: bei seinem Eintritt sind wir krank, verzagt, schwächlich, gebrechlich, wehleidig, sind ihm also auf Gedeih & Verderb ausgeliefert. Als Ruinen rafft er uns hinweg: wir werden abserviert. Der auch ihm drohenden Jämmerlichkeit versuchte Lüder gute Haltung entgegenzusetzen.

Warum seit bald einem geschlagenen Dezennium am hinteren Ende der Welt unsere jetzigen jungen Männer als Soldaten im Krieg verheizt, verstört, verwundet, getötet werden, wußten wir beide uns nicht zu erklären. Jedenfalls waren die Jetzigen nicht in die Ferne gezogen, um in guter Verfassung dem Tod zu begegnen. Die meisten von ihnen versprachen sich von einem außerordentlich gut bezahlten Jobb ein besseres Leben im Wohlstand. Mit dem im laufenden Kriegsabenteuer vergeudeteten Geld, man munkelt bereits von einer Billion, hätte man unvorstellbar viele leidlich gelingende Menschenleben jenseits von Leistungszwängen und Arbeitsnormen führen lassen können. Jedoch hatte die veröffentlichte Meinung und ihr Führungspersonal andres im Sinn. Und die Krise der Gegenwart war nicht Lüders Krise. *Eine* echte Krise genügt für ein Menschenleben. Zum Abschied gab er mir den Rat: „Und such du dir deine Krankheiten besser aus.“ – Übrigen ist anders als bei uns, wo einen der Knochenmann mit der Hippe holt, der Tod in Frankreich eine Frau. *La mort* kommt nächtens heimlich an unser Bett und küßt uns weg. Diesen sprachlich gedanklichen Unterschied wollte ich Lüder demnächst erzählen, gewiß würde ihm die Vorstellung vom Besuch der Totenfrau gefallen.



7. Der Narr oder der Sturz aus der Vergänglichkeit

Anläßlich seines 80ten Geburtstages erhielt auch ich eine schriftliche Einladung zu der zu Ehren von Dr. Lüder Müller-Brentano anberaumten Feier im Kreis seiner Familie in einem Hotel am Rheinufer. Seine zu diesem biologischen Jahrestag angereiste senatsfähige Bremer Sippe bestand aus Lüders vier jüngeren Brüdern mit Gattinnen, soweit letztere noch lebten, und einigen der dazugehörigen Neffen & Nichten, sowie seinen beiden Töchtern, die Ältere mit den Zwillingen und ihrem Gatten, die jüngere entzückend solo, seinen drei Söhnen, den beiden respektablen Anwälten samt Gattinnen und Kindern und dem eigenwillig alternden Taugenichts aus aller erster Ehe. Dem einen oder anderen seiner Brüder oder Söhne war ich sogar namentlich bekannt und wurde höflich begrüßt, ohne mit neugierigen Fragen nach meiner gesellschaftlich beruflichen Stellung behelligt zu werden. Am linken Ende der langen Tafel waren wir plaziert worden: sein Psychologe, seine polnische Betreuerin und ich. Wir schwätzten miteinander und wurden ebenso reichlich wie die Familienangehörigen mit Leckereien und Wein bewirtet.

Zwischen den Gängen wurde in kurzen Reden an Begebenheiten aus Lüders Leben erinnert. Lüder der Flakhelfer blieb unerwähnt. Aber in der darauf folgenden Hungerzeit, so erzählte einer seiner Brüder nach der Vorsuppe, war der findige Lüder auf den Einfall gekommen, da die Familie nicht genügend Mittel hatte, um für die zweite oder dritte Nachlese auf Kartoffelfeldern etwas bezahlen oder eintauschen zu können, von den Bauern die Erlaubnis zu erbitten, unentgeltlich auf Feldern suchen zu dürfen, die als vollständig abgeerntet angesehen wurden. Denn, davon war der junge Lüder überzeugt, immer wird etwas vergessen, immer ist noch etwas Brauchbares zu finden. Man muß nur suchen und zugreifen. So gelang es ihm und seinen Brüdern, die Erde auf abgeernteten Feldern mit den Fingern durchwühlend, kleine und kleinste Kartoffeln auszugraben, um davon täglich essen zu können. Lüder wurde zum Held der Familie. In seinem unstillbaren Drang nach Kartoffeln war Lüder sogar so weit gegangen, alle Kartoffelschalen, deren er habhaft werden konnte, zu sammeln, um aus ihnen Suppen zu brauen, die er alleine auf seinem Zimmer schlürfte.

Zwischen den Hauptgängen, es gab Fisch und Fleisch, erzählte der nächste Bruder von dem Studenten Lüder, der ein verbeultes Motorrad der

Wehrmacht aus den Trümmern geborgen und nach Hause geschoben hatte. Wegen dem Schrott, den er sich aufgehalst hatte, verlachten ihn seine Brüder und einige Nachbarn. Lüder jedoch suchte vom Spott unbeirrt Ersatzteile zusammen und bastelte in seiner knappen Freizeit an dem Motorrad, bis es nach einem Jahre ausdauernder Tüftelei wieder fahrtüchtig geworden war. Endlich kam der Tag, an dem Lüder mit ihm, dem kleinen Bruder, auf dem Motorrade eine Runde durch das zerstörte Bremen drehte. Im folgenden Sommer fuhr Lüder bereits in den Süden, wo er das Motorrad zurückließ.

Nach dem Studium, berichtete der dritte Bruder im Anschluß an den Fleischgang, begann Lüders Karriere mit einem beneidenswerten Posten als juristischer Berater bei der Bremer Landesvertretung in der neuen Bundeshauptstadt. Aber dieser bestens ausgestattete Verwaltungsposten langweilte unseren Lüder. Da er sich mit unbefriedigenden Lebenslagen niemals zufriedengab, faßte er den mutigen Entschluß, selbständig zu werden und eröffnete im nahegelegenen Köln eine eigene Kanzlei als Anwalt für Scheidungs- und Aktienrecht. Auf diesem Gebiet wurde er eine Koryphäe.

Die wechselnden Ehen Lüders, denen nicht wenige der Gäste ihr Dasein verdankten, wurden mit keinem Wort erwähnt. Statt dessen wurde vor dem Kaffee jener Abschnitt in seinem Leben zum Besten gegeben, in dem Lüder auf seiner Sinnsuche ein Bhagwan oder Senjassin geworden war und einige Zeit im roten Anzug mit roter Krawatte, rotem Hemd und rotem Regenmantel seine Klienten besuchte oder schmunzelnd vor Gericht erschien. In dieser Verkleidung habe Lüder sogar einmal in einem ländlichen Hotel kein Zimmer bekommen, weil man ihn für schwul gehalten hatte.

Nachdem das allgemeine Gelächter verklungen war, ergriff Lüders ältester Sohn das Wort zum Ruhm seines Vaters: Trotz schwerer Krankheit sei Lüder als Rentner auch im Alter ungebrochen tätig und unternehmend geblieben. Dies belege beispielhaft Beeindruckend sein im Frühjahr erschiene- nes Buch über die Julikrise von 1914. Obwohl er, der Sohn, das Werk unmöglich annähernd beurteilen könne, handele es sich dabei zweifelsfrei um eine akribische, vermutlich bahnbrechende wissenschaftliche Arbeit, die zu leisten auch die Arbeitskraft eines weitaus jüngeren und gesunden Mannes vollständig beansprucht hätte. Um so bewundernswerter sei die Leistung Lüders, mit zäher Ausdauer weit länger als ein Jahrzehnt hindurch an der Verwirklichung seiner Idee gearbeitet und das Werk vollbracht zu haben. Daraus erwachse der Familie die Verpflichtung, demnächst eine zweite Auflage zu ermöglichen.

Lüder machte an diesem seinem Ehrentag, von Margoscha pikobello eingekleidet, eine auffallend gute Figur. Indem der Applaus nach der Rede seines Sohnes verklang, erhob er sich sogar für einige Sätze, mit denen er den Gästen verhalten schluchzend seinen Dank für ihr Erscheinen aussprach. Nochmals hob Lüder hervor, wobei ihm die eine oder andere Träne kam, wie entscheidend es damals für ihn und seine gesamte Familie gewesen sei, daß er durch intensives Nachdenken und gezieltes Handeln eine Gelegenheit ausfindig gemacht habe, dort, wo niemand mehr etwas suche, Kartoffeln zu finden. Aus dieser Erfahrung des Überlebens hätte er lebenslänglich Mut und Zuversicht gesogen. – In beinahe andächtiger Stille wurde der Nachtisch, Vanilleeis mit roter Grütze und Sahne, verspeist. Am frühen Nachmittag verabschiedeten sich viele der Gäste, um ihren Zug nach Bremen zu bekommen. Auch wir drei Lebenshelfer nutzten die Unruhe des Aufbruchs, um das Fest zu verlassen. – Bei unserer nächsten Begegnung fragte ich Lüder, ob er seine Geburtstagsfeier gut überstanden habe? Damit war gemeint, jedoch mit hintersinnigem Unterton, gesundheitlich. Hellhörig antwortete Lüder gereizt: „Da gab es nichts zu überstehen. Es war mir durchwegs eine Freude.“ Zwinkernd gestand mir Margoscha, sie habe ihm am Morgen vor dem Ereignis für alle Fälle die doppelte Ration Tabletten verabreicht.

Letztlich und endlich erweist sich der Mensch als ein Narr und sein Tun & Treiben als närrisch: und genau darin: in seinem unverbesserlichen Narrentum besteht des Menschen einzigartige Größe. Genau deshalb ist und bleibt unsereiner durch all seine Geschichtenmacherei und seine Verwerflichkeiten hindurch lebenswerte. Genau deshalb ist unser Hiersein rundum gerechtfertigt. Und Lüder war ein vorzüglicher Narr. Und die besondere Narretei des Greisentums bescherte ihm nochmals eine eigenartig glückliche Zeit. Mitunter lösen sich bereits eine Weile vor dem eigentlichen Ableben körperliche Beschwerde und seelische Daseinslast in Altersnarretei auf. Dann ist, obwohl die Angehörigen einiges zu klagen haben, wieder alles gut und wird es bleiben. Wie dem auch sei, jedenfalls bescherte die Altersnarretei unserem wohlvorbereiteten Lüder eine glückliche Zeit.

Wieder hatten zwei Monde gewechselt, ohne daß ich den Weg zu Lüder in die Stadt hinab gefunden hatte. Da ich wegen des strengen Winterwetters nicht fahren wollte, rief ich den Greis gelegentlich an, damit er sich nicht ganz und gar vergessen fühle. Margoscha war vor Weihnachten für einige Wochen zu ihrer Familie, zwei erwachsende Kinder und eine Mutter erwarteten sie, nach

Polen verreist und Lüder war alleine zurückgeblieben. Während ihrer Abwesenheit wurde Lüder wieder mehrmals täglich von einem Pflegedienst besucht, geweckt, gewaschen, mit Essen versehen, medikamentiert und zu Bett gebracht. Obwohl er nur versorgt wurde, klang Lüders Stimme durch den Telephonhörer hindurch geläufiger als oft im vergangenen Jahr. Beim Telephonieren stand er im Flur, also konnte er, den Medikamenten sei Dank, selbständig in seiner Wohnung umhergehen. Auf meine Frage, wie es ihm gehe, antwortete er rundweg: „Schlecht“. Das war neu. Bisher versuchte er immer einen Kompromiß zwischen seinem tatsächlichen Zustand und seinen Möglichkeiten zu finden. Mit einem gesunden jüngeren Mann verglichen war Lüders Zustand tatsächlich miserabel, dennoch hätte es weitaus schlimmer sein können, also befand er sich nicht vollkommen schlecht, sondern sein Befinden war befriedigend oder erträglich, manchmal sogar ausnahmsweise gut. Ein eindeutiges „Schlecht“ hatte ich von ihm in unseren gemeinsamen Jahren noch nicht zu hören bekommen. Nein, erwiderte Lüder auf meine diesbezügliche Frage, die Medikamentierung ließe nichts zu Wünschen übrig. – Der Schmerz sei ein allgemeiner, eigentlich ein durchdringender, ein überall und rundum im Körper verteilter. Wo genau es ihn schmerze, wisse er nicht zu sagen. Es fiele ihm leichter zu sagen, was ihn nicht schmerze. Seine Hand beispielsweise schmerze nicht. Auch nicht sein Kopf oder seine Beine, nein, auch seinen Magen oder seine Brust spüre er gar nicht. Zu Weihnachten, daran könne er sich erinnern, habe ihn seine Tochter von einem Taxi abholen lassen und er sei von A nach B quer durch die Stadt gefahren worden, um in der Familie seiner Tochter, bei den Zwillingen, seinen Enkeln, Heiligabend zu verbringen. Langsam & deutlich erzählte er: „Ja, meine Zwillinge. Sie lassen es an Respekt mir gegenüber *nicht* fehlen. Nein, daß tun sie nicht, sie lassen es an Respekt *nicht* fehlen. Aber sie brauchen ihren Großvater nicht. Sie sind *vollauf* mit sich selbst befaßt. Sie leben in, ja entdecken eine Welt, an der sie mich nicht teilnehmen lassen. – Sicherlich, ich könnte unmöglich an ihrer Welt teilnehmen, aber sie versuchen erst gar nicht, mich daran teilnehmen zu lassen. Wenn ich bei meiner Tochter am Mittagstisch sitze, ist es, als säße ich dort wie ein Fremdkörper. Jeder der Anwesenden ist *vollauf* mit sich und seiner Welt beschäftigt. – Die Zwillinge interessieren sich nicht für mich.“ Nach dem Fest sei er wieder von einem Taxi zurückgefahren worden. An diese Rückfahrt quer durch die ganze Stadt habe er keinerlei Erinnerung. Vielleicht sei auf dieser Fahrt, gab ich zu bedenken, nichts Erinnerungswertes geschehen? Er könne schon unterscheiden zwischen *Ereignislosigkeit* und *Erinnerungslosigkeit*. Und solche Erinnerungslücken habe er mittlerweile oft, die seien unerfreulich aber vollkommen schmerzlos.

„Der Schmerz? Weshalb es mir schlecht geht, fragst du? ... Es ist alles zusammen. – Wie soll ich es sagen? – – : Ich finde hier keine *sympathische Kooperation*.“ Es war also soweit, er bemerkte & litt an der unvermeidlichen Alterseinsamkeit, so meinte ich ihn zu verstehen, während Lüder weitererzählte: „Damit bin ich gewiß nicht alleine. Es gibt in unserem Lande sehr viele Menschen, die sich recht oder schlecht jedenfalls ernähren und ihre Wohnung bezahlen können, aber keine Heimat haben. Schau, ich habe doch fünf Kinder in die Welt gesetzt, da sollte man doch meinen, daß ich im Alter bei wenigstens *einem* von ihnen leben könnte. Aber so ist es nicht. Ich habe in den vergangenen Tagen viel darüber nachgedacht. – Mir ist auch klargeworden, daß mein Vater NAZI war, und auch ich bin ein NAZI. ... Du mußt nicht widersprechen, das hat mit Politik nichts zu tun, denn obwohl ich das NAZI-Regime rundherum ablehne, bin ich ein NAZI. Diese Jahre, wie viele waren es denn, von 33 bis 45, das waren 12 Jahre, da war ich, geboren bin ich 28, fünf bis siebzehn: das waren meine wichtigsten Jahre, da haben die mich erzogen, also bin ich zum NAZI erzogen worden. Indem mir das klar geworden ist, fühle ich mich besser. Früher fühlte ich mich als Opfer der Geschichte. – Und jetzt? ... Jetzt *weiß* ich, daß meine Geschichte, von meinem Vater, der in seinen besten Jahren sich entschieden hatte, NAZI zu werde, willentlich gestaltet wurde. Ich wurde nicht zufällig zum NAZI erzogen, sondern mein Vater wollte das so. Denn mein Vater, daß er seit 33 in der Partei war, habe ich dir schon erzählt, war nicht bloß ein *Mitläufer* und bedeutungsloser Beamter am Landgericht, wie wir Brüder uns und anderen gerne erzählten. Unser Vater pflegte freundschaftliche Beziehungen zu den NAZIs. Er muß mit ihnen freiwillig, anfangs vermutlich sogar aus Überzeugung zusammengearbeitet haben. Leider hat unsere Mutter aus Furcht vor den Besatzern und der Zukunft die Fotos aus jener Zeit vernichtet, die Fotos könnten Aufschluß über seine Beziehungen geben, über Leute, mit denen er sich umgab, seine Freunde. Aber bei seiner Beerdigung, daran erinnere ich mich jetzt deutlich, waren trotz seines Selbstmordes, der wird allen Anwesenden bekannt gewesen sein, viele Offiziere und hohe Tiere in Parteiuniform. Ich glaube mich sogar an einen General erinnern zu können, diese dicken roten Streifen an der Hose vergißt man nicht, es war der General der Bremer Flak, sein Name findet sich in jedem Lexikon. Ob Salut geschossen wurde, wage ich nicht zu beschwören, aber ich glaube so was gehört zu haben. Jedenfalls war mein Vater ein NAZI und ich bin ein NAZI geworden, weil mein Vater das wollte, und ich kann mich glücklich schätzen, nicht zu so hohem Grade infiziert zu sein, wie der Sohn vom Hess. Keine Angst, ich werde kein Unheil anrichten, weil ich ein NAZI bin, aber indem ich das eingesehen habe, lebe ich in großer Übereinstimmung mit dem Geschehenen, sogar mit dem Desaster,

der Vernichtung meiner Heimat, der Stadt Bremen. Ich muß dem allen zustimmen. Die Katastrophe war kein zufälliges oder fremdbestimmtes, uns von außen aufgezwungenes Geschehen, dessen hilflose Opfer wir bloß waren. Die Katastrophe wurde ebenso wie meine Erziehung vom Vater mitgestaltet und gewollt. Indem mir dies klargeworden ist, bejahe ich nun den Nationalsozialismus und seine Folgen wie ein Sohn die Handlungen seines Vaters bejahen muß. Diesbezüglich bleibt einem Sohn nichts anderes übrig, das hat mit politischer Neigung oder gar Befürwortung nichts zu tun. Nach Zustimmung wird nicht gefragt, wenn der Vater es vorzieht, sein Haus, anstatt es unversehrt zu hinterlassen, zu verbrennen; dann muß das der Sohn hinnehmen. In diesem Sinne gewinne ich gegenwärtig ein Einvernehmen mit meiner Vergangenheit und meiner eigenen, verdrehten Persönlichkeit. Ich muß mich nun nicht mehr gegen meine Vergangenheit wehren.“ Schon lange war im Hintergrund ein heftiges Kratzen zu hören. Das Sprechen regte Lüder an oder auf, und die Hand, die er gerade nicht brauchte, machte sich selbständig, schlackerte hin & her und rieb über seinen Oberschenkel vor & zurück. „Es bleibt mir nun nur noch zu hoffen; hoffe, daß du trotzdem weiterhin mit mir ... an mir ... interessiert bleiben wirst?“

Glatteis und Schnee waren verschwunden, so was hält sich am Rhein nicht lange. Also machte ich wieder einen Besuch bei Lüder unten in der Stadt. Nach unserem Mittagessen, zu dem uns Margoscha alleine gelassen hatte, war er wieder eingeschlafen. Im Fernsehsessel zusammengesackt wie eine Marionette, der die Fäden gekappt worden waren, schlief Lüder den satten Schlaf des Erschöpften. Sein Kopf war seitlich vorgeneigt, pfenniggroße Leberflecken sprenkelten das fahle Fleisch auf der umpflaumten Wölbung seines Schädels, sein Mund stand offen, die wulstige Unterlippe vorgestülpt, angegilbt schimmerte sein Gebiß, am unteren Ende der knorrigen Nase zitterte ein klarer Tropfen; Lüder atmete schwer & geräuschvoll aber gleichmäßig.

Nimmt man seinen Vater hinzu, der als Erinnerung noch in ihm wohnte, so hatte Lüder den Untergang des Abendlandes durchlebt. Die sich lange hinziehende Auflösung einer außerordentlichen Kultur, die in der Katastrophe 1914 erstmals offenbar geworden worden war, war sein Leben gewesen. Abendland – wie freundlich das lautet, klingt nach Heimkehr. Abendland: Milde & Mäßigung & Stille & Sonnenuntergang. – Neben der griechischen oder römischen gehört die deutsche Geschichte zu dem Bemerkenswertesten und Beispielhaftesten, zum Lehrreichsten was die Menschheit sich an ge-

geschichtlichen Merkwürdigkeiten geleistet hat. In der deutschen Geschichte wird die Besonderheit des Abendlandes auf die Spitze getrieben: das Herausdrängen aus dem Gleichmaß der Wiederholung: überhaupt Geschichte anstatt Beharrung: geschichtliche Werdegänge als Ausbruch aus überlieferter Bindung, als Wagnis gemeinschaftlich persönlicher Freiheit: Aufbruch hinaus ins Unbekannte, ins nie Gewesene: Abendland: ein Experiment ohne Netz und doppelten Boden mit totalem Risiko: Salto mortale. Am Beginn der abendländischen Bewegung steht der Bocksgesang, die Tragödie, an ihrem Ende Deutschland. – Auch wenn es die sich anders nennenden nicht wahrhaben wollen und Teile der Geschichte ihrer Kernlande nicht als die eigene begreifen mögen, sie gar von sich stoßen, als wäre sie etwas ganz anderes, etwas ihnen wesensfremdes, so ist die deutsche doch Folge und Ausklang unserer gemeinsamen abendländischen Geschichtswerdung. Und diese unsere Geschichte spiegelt nicht nur uns, in ihr findet allgemein Menschliches, gleichnishaft alle Menschen Betreffendes, als wäre es stellvertretend für alle Anderen durchlebt worden, seinen besonderen Ausdruck. In dieser nationalen Besonderheit spiegelt sich kosmopolitische Relevanz. Ein Spiegel der Welt ist schon unsere mittelalterliche Geschichte im Herzen des Abendlandes, die mitunter gerne, obwohl sie grundverschieden davon ist, der deutschen Geschichte zugeschrieben wird. Aber auch in den zweihundert Jahren der eigentlichen deutschen Geschichte seit 1806 oder 13, wie man es drehen oder wenden mag, bis zu ihrer Versandung an der Wende des 20. zum 21. Jahrhunderts wird auf beispielgebende Weise umfassend geboten, was im geistigen & materiellen Sinne die moderne Menschheit zu bieten hat und ihre Geschichte genannt werden muß. Exemplarisch werden allerhand denkbare sowie kaum vorstellbare Konstellationen durchgespielt: Aufstieg Niedergang Neubeginn, bittere Not & beispielloser Wohlstand, nebst grandiosen Erscheinungen in der geistig politischen Welt fehlt, anders als bei anderen Nationalgeschichtchen, die eklatante Katastrophe nicht, sie aber ist bezeichnend für Menschenwerke und Menschenwitz. Das offenbar werden der Katastrophe im Herzen des Abendlandes belehrt beispielhaft alle Menschen über sich selbst und unsere gemeinsamen kulturellen Fähigkeiten. Diese deutsche Offenbarung ist bezeichnend für unsere allzumenschlich Rolle in der Welt. Erschütternd nahe beieinander liegen in uns Übergröße und Erbärmlichkeit. Wir sind himmelstürmend bestialische Geister. Nach dem Schock der Feuerstürme des letzten großen Vernichtungskrieges, eine der Folgereisungen von Lüders 14 eingeleiteter Katastrophe, verengte sich unsere Kultur auf den ökonomischen Erfolg. Der ist nicht minder brutal als reine Gewalt. Ökonomischer Erfolg ist für die Herzen der Menschen ruinös. Meist ist er von kurzer Dauer, also unschädlich. Steigert er sich aber drei Genera-

tionen hindurch, zerstört er die von ihm heimgesuchte menschliche Gemeinschaft bis in die Wurzeln. In dieser Hinsicht ist die Vereinigung Deutschlands nicht viel mehr als ein Nachspiel seiner Geschichte, ein Schlußpunkt oder eine Fußnote die besagt: oberflächlich änderten sich die Verhältnisse weiterhin. –

Mein Abendland ist entschlafen. Seine späte, ihrer Seltenheit wegen kostbare Blüte: das selbstherrliche Ich, seine einzigartige Kultur der Persönlichkeit, seine besondere Sorge um die Freiheit beginnen sich zu verdunkeln und kaum entstanden schon wieder in Vergessenheit zu versinken. Lüder ist welk geworden, aber in dem späten und begünstigten Weltaugenblick seines Hierseins war es ihm wie nur wenigen Geburtsjahrgängen vor oder nach ihm beschieden, sich ausnahmsweise selber zu leben: sich suchen finden vergessen neuerlich erfinden: rastlos über sich rätselnd seine Zeit verbringen. Welch seltenes Glück zwischen den Katastrophen. Wir Nachgeborenen aber sind schon Schatten unserer Ichs, statt uns zu wagen schleichen wir neben uns her; um nicht als Querköpfe unangenehm aufzufallen und als eigenwillige Geister im Einheitsbrei erwerbstätiger Umstände erwischt und wegen ökonomischer Abwechslerei oder Unzuverlässigkeit abgestraft zu werden. Denn mittlerweile ist sogar im Abendland die Vielfalt von Lebensstilen wieder anstößig geworden. Gewiß, die Oberfläche blieb bisher bunt, ja grell, aber gleich darunter beginnt das Grau in Grau der Zwänge: nun sind sie vorwiegend ökonomischer Art. Die Ökonomie ist die zeitgenössische Religion, die keine anderen Götter, also keine Götter neben sich duldet; der zeitgenössische Totalitarismus ist ökonomisch. Unsere ehemals freiheitliche Kultur wurde von der Produktivität als Maß der Dinge wie Menschen verschluckt. Schreckliches ist eingetreten: der Arbeiter, als Klasse zwar weiterhin unterprivilegiert, beherrscht als Gestalt den Geist der Zeit und schlägt alles & jeden über seinen erbärmlich schmalen Leisten. In den Augen unserer Zeitgenossen sind wir, ob Herr oder Vagabund, die wir uns jenseits der Erwerbstätigkeit herumtreiben, schuldig, uns Schurken soll es nicht geben, wir Nichtarbeiter gehören vertilgt. Und unsere Zeitgenossen suchen mehr den je wider Schuldige für ihre eigene, selbstgebackene Misere, denn sie haben wieder einmal ihre Vor- & Mitgeschichte vergessen. Die Erzählungen über ihr Herkommen kennen sie nicht mehr, wie unschuldige Kinder treiben sie Ahnungslos ihre kruden Spiele, als hätte es kein vorher gegeben. Die erdrückende Überzahl der Mehrheitsgesellschaft ist bloß noch geschäftig um die Befriedigung ihrer als allein selig machend geltenden fleischlich dinglichen Bedürfnisse besorgt, also sind die Ahnungslosen um Nichts besorgt: die Vielen sind Nihilisten geworden. Sie haben nichts zu bieten. Leer sind ihre Herzen und eng ihre Stirnen. Dem Nihilisten ist alles Nichts. Gebe-

nenfalls wird er sich entsprechend verhalten. Da nihilistisch gewordene Menschenmassen unbelehrbar sind, werden unsere Lektionen wiederholt werden müssen. Sei es drum. Wohlan: noch ein Mal! – Neuerdings ziehen sich die Katastrophen sehr lange hin. So lange man nicht selber an der Reihe ist, hat man gut reden von die Leiden Ab-kürzen oder von Aus-steigen und Ab-schalten. Aber kaum einer von uns wagt es, das Licht vor der Zeit auszuschalten. Zum Weiterleben gibt es keine wirkliche Alternative.

Anders als mein alter Lüder und doch ihm verwandt verstand auch ich schon als Kind die Welt nicht, weshalb ich sie mir unablässig erklären mußte. Da es auf eigene Hand nicht gelingt, ausreichende Erklärungen zu finden und meine Zeitgenossen vollauf mit allem anderen befaßt sind, also keine Antworten geben können, habe ich schon als Kind zu lesen begonnen und bin schließlich Philosoph geworden. An der Schwelle zum Alter verstehe ich die Welt nun gar nicht mehr. Sie wird mir von Jahr zu Jahr fremder, mit dem Erklären komme ich nicht mehr nach. Allenfalls verstehe ich ein wenig mehr, warum ich sie nicht verstehe, meine Umstände. Ich beginne auch zu verstehen, wenn wer sagt, die Schöpfung sei ein Irrtum. Der Schöpfer habe sich wohlmöglich geirrt, sein wohlmöglich gut gemeintes Experiment sei mißglückt. Oder eine im Großen & Ganzen geglückte Schöpfung sei irgendwann aus dem Gleis gerutscht, sie sei umgekippt und nun drauf & dran, heillos zu scheitern. Der Punkt des Umschlags, an dem das Gedeihen unseres Menschentums in rasante Verpöbelung umgeschlagen ist, könnte annähernd mit der Krise zusammenfallen, deren Erforschung Lüder das letzte wache Jahrzehnt seines Lebens gewidmet hat. Vor seiner Krise machte man kein Aufhebens darum, ob Bauer oder Edelmann, man war schlicht kultiviert. Aber seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert begannen vereinzelte abendländische Vordenker zu meinen, der Siegeszug ihrer Vernunft bedeute einen unglaublichen Aufschwung menschlicher Gesittung. Dem Fortschritt, so unglaublich zuversichtlich war man früher, gehöre die Zukunft. Statt dessen zeitigte der Fortschritt Katastrophen von bis dahin ungeahntem Ausmaß. Und in dem unglaublichen Reichtum, der nach den ersten beiden gewaltigen Katastrophen im Abendland entstand, versank der Menschengest in produktiver Verpöbelung. Was sind wir geworden? Gewiß, man kann unseren Werdegang auch positiv bewerten, denn man versteht es ohnehin nicht. – Es war dunkel geworden, Margoscha war noch nicht zurückgekehrt, trotzdem ließ ich Lüder schlafen und ging heim, entschlossen, demnächst lange Zeiträume zwischen meinen Besuchen verstreichen zu lassen.

Vielleicht habe ich den Sinn meines Lebens längst schon erfüllt. Etwa indem ich meine Eltern damit beglückte, ein Kind für sie zu sein; dann wäre alles Spätere nur noch Nachklang. Oder ich erfüllte meinen Sinn, als ich irgendwann von mir unbemerkt im richtigen Moment an der richtigen Stelle das richtige Wort aussprach oder lächelte; vielleicht verliert sich seither mein Einwirken wie ein Kräuseln auf dem See in der Menschheit. Oder mein Sinn bestand darin, daß sich in mir die Welt auf einzig artige Weise ihrer selbst bewußt wurde; ebenso einzigartig wie in Lüder oder in Dir.

„Gisela,“ rief er mich nach einigen Wochen an, um mir seine Not zu klagen, „Gisela hat einen Neuen. Wußtest du das schon? ... Woher *üch* das weiß? – Sie kommt mich nicht mehr besuchen. Warum sonst sollte sie mich nicht mehr besuchen kommen? Und sie ist ja eine rundweg ansehnliche Frau. Eine solche Frau hat Bedürfnisse, die ich nun mal nicht mehr befriedigen kann. Und, da sind ja noch verschiedene Rechnungen offen, zwischen Gisela und mir, die begleicht sie nun. Sie kommt mich nicht mehr besuchen, denn sie hat *Termine*, tut geheimnisvoll mit ihren *Terminen*, dabei sieht sie fröhlich aus, also hat sie einen Neuen. Das ist bedauerlich für mich, denn nun verliere ich einen – einen Besuch, aber ändern läßt es sich nicht. Und es ist nur zu natürlich. Gisela ist ja eine ansehnliche Frau.“

In Lüders Stadtviertel lebten viele Polinnen, ohne deren Hilfe sich die deutsche Mittelschicht in jenen Jahren ihre Alten nicht hätte leisten können. Margoscha hatte bald Freundinnen in der Nachbarschaft gefunden, mit denen sie sich verabredete, um einmal aus dem Mief der Medikamente und des Alter herauszukommen, um unbefangen drauflos zu schwätzen & zu rauchen, um ausnahmsweise einen drauf zu machen, abends tanzen zu gehen oder einfach so zu trinken. Da sich die Frauen nicht genügend oft von ihren Schutzbefohlenen freimachen konnten, um ihr Bedürfnis nach Eigenleben und Geselligkeit auszuleben, hatte sich Margoscha angewöhnt, ihren Luder gelegentlich zu einer Nachbarin kurzerhand mitzunehmen, damit die beiden Polinnen ihre beruflichen Pflichten gegenüber ihren Pflegefällen erfüllen und gleichzeitig mit einem vernünftigen Menschen zusammen sein konnten. Indem zu viert Karten gespielt wurde, waren die beiden Greise vollauf beschäftigt und die beiden Frauen konnten nebenher miteinander plaudern. So kam es, daß Lüder bei meinem Besuch diesmal nicht über den Weltkrieg sprechen wollte, sondern nach dem Mittagessen mit mir und Margoscha Canasta zu spielen wünschte. Lüder hatte Gefallen an dem Kartenspiel gefunden, seitdem er es wie ein gesellschaftliches Ereignis bei der benachbarten Polin, der Leidensgefährtin, also Kameradin, wenn nicht gar Freundin Margoschas,

gemeinsam mit deren Pflegebefohlenem, einem bald hundertjährigen Greis, spielte. Das Spiel zu viert, die spielerische Gedankenarbeit im System der Karten machte ihm sichtlich Spaß, obwohl fast immer Margoscha die Partie gewann. Desto stolzer war Lüder, wenn ihm der Sieg zufiel. „Das ist ein schönes Spiel,“ lächelte er selbstzufrieden, „jedoch weniger für den, der verliert.“ Sein Spielkonkurrent, der annähernd Hundertjährige, das vergaß Lüder nicht bei jedem Spielbeginn zu erinnern, verlor unvermeidlich. Das freute Lüder, auf die Unfähigkeit des Altersschwachen sah er mit unverhohlener Selbstzufriedenheit herab: Offenbar gehörte er nicht zum ganz alten Eisen; es war längst noch nicht ganz schlecht um ihn bestellt, es war noch nicht aller Tage Abend und zapfenduster. Als Margoscha mit ihrem Luder erstmals den Greis der anderen besucht hatte, erzählte sie fröhlich, habe ihre Kameradin ihr zugeflüstert: „Meiner ist nur alt, aber deiner ist ja noch richtige Mann!“ So stand es also um unseren Lüder.

Die Mittagessen wurden unerfreulich. Obwohl er außer Hause nur noch Nachtisch aß, wirkte es ekelregend, wenn er sich schließlich mit offenem Mund und hängender Unterlippe über seinen Teller beugte, mit wackelnder Hand den Löffel durch Vanillesoße tunkte oder sich beim Eiskratzen mit dicken Fingern durch den schmelzenden Klumpen half, dem Löffel seine Zunge entgegenstreckte, nach gelungenem Happen in den Schultern zitternd, wie außer Atem, hilfeschend um sich schaute. So schlimm wie Goyas Alte beim Essen war es noch nicht. Aber auch nicht so heiter. Manchmal war ihm nicht bewußt, wo wir waren. Verwirrt aber lebhaft schaute er mich dann an, überspielte seine Unkenntnis, indem er nach der Bestellung, die Margoscha für ihn erledigte, zu mir wie im früheren Leben zu einem Geschäftspartner in ihm immer noch geläufigen Formeln sprach: „Die Geschäfte laufen gut?... Und die Ehefrau? ... Ist sie immer noch bei Melaten?“ Als Gentleman führte er unter allen Umständen mit seinem Gegenüber bei Tisch höfliche Konversation. Hatte er mich wieder begriffen und begann wieder über die Krise oder seine Lage zu sprechen, trennten lange Pausen seine Satzteile, in denen er sichtlich nach passenden Worten suchte, einzelne aussprach, verwarf, andere ausprobierte. Geläufig begonnene Aussagen verloren sich unterwegs zum Satzende hin, statt eines gedanklichen Abschlusses, sprach er, nicht mehr weiter wissend, den „Punkt“. Plötzlich traf ein Wort merkwürdig sicher ein Ziel.

Lüder hatte auf seine alten Tage unangenehme Erlebnisse. Also rief er mich an, um Jemandem seine Not zu klagen: „Deine Gattin mischt sich wohl immer noch sehr in deine Geschäfte?“ Aber darum ging es nicht. Er hatte, wie des Öfteren, mit Margoscha den bald Hundertjährigen der anderen Polin besucht, um zu viert Canasta zu spielen. Nein, beim Spiel war er von dem

Hundertjährigen nicht betrogen worden, dazu war der längst nicht mehr in der Lage. Der Greis habe zwar entsprechend seiner Fähigkeiten wieder gegen ihn, gegen unseren Lüder im Kartenspiel verloren, aber aus unerklärlichen Gründen hätte dieser Greis wieder begonnen, zu Lüder zu sprechen. Daß jemand, der monatelang beharrlich geschwiegen habe, grundlos zu sprechen beginne, erschien Lüder verdächtig, es mißfiel ihm. Nein, am Kartenspiel sei nichts unangenehmes gewesen, aber der Greis hätte sich Lüders Armbanduhr, die er vor sich auf den Tisch gelegt habe, genommen und um das eigenen Handgelenk gebunden. Daraufhin habe er, Lüder, nach einer Weile gesagt: „Das ist meine Uhr. Es ist wohl nicht rechtens, daß Sie sie behalten. Gebens Sie sie mir bitte zurück.“ Dem habe der andere Greis zugestimmt: „Sie haben ganz recht. Ich gebe sie ihnen gleich zurück.“ Das waren seine Worte, aber er machte keine Anstalten, seinen Worten Taten folgen zu lassen. „Ich mußte aufstehen,“ das Unerhörte des Vorgangs klang in Lüders erschrockener Stimme nach, „und ihm meine Uhr *ent-reißen!* Und die Frauen! Die wie immer dabei waren, das ist wahrhaft erschreckend: die haben nicht eingegriffen. Obwohl die Sachlage eindeutig war, haben die Frauen keine Partei ergriffen, als ob es sie nichts angehe und unser Streit um die Uhr *vollkommen* belanglos wäre. Vollkommen teilnahmslos sind die Frauen geblieben. Das erschüttert mich.“

Lüder hatte Träume. Von seinen nächtlichen Erlebnissen berichtete er mir meist telephonisch früh Morgens, so lange die Eindrücke in ihm noch lebendig waren. In den Nächten, so hatte er mehrfach in seiner Schlaflosigkeit bemerkt und am darauffolgenden Morgen in seinem Tagebuch notiert, würde eine illegale Organisation Besitz von seiner Wohnung ergreifen. Aus kommerziellen Gründen würden einige Frauen aus der Nachbarschaft, die tagsüber unauffällig als Pflegerinnen arbeiten, von der Organisation in seiner Küche versammelt, um vermittels eines nächtlichen Festes für zahlungskräftige Kunden ihre geringen Einkünfte aufzubessern. In der vergangenen Nacht sei es wieder so weit gewesen, diesmal sei ihm jedoch für eine Weile erlaubt worden, an dem Fest teilzunehmen. Man habe ihn im Rollstuhl in die Küche geschoben: alle Frauen hätten Gläser mit perlendem Sekt in der Hand gehalten und oben herum nur den BH getragen. Das war sehr angenehm. Er hoffe demnächst an dem nächtlichen Fest lange genug teilnehmen zu dürfen, um dabei zu sein, wenn auch die BHs abgelegt werden. Ein Andermal berichtete Lüder, auf einer der nächtlichen Gesellschaften in der Nachbarschaft habe er sich verliebt, in Viktoria, eine immer noch sehr rüstige Dame, so beweglich und frisch sei sie, daß er von ihr nicht zu wünschen gewagt hätte, daß sie ihn bemerke. Aber sie sei einverstanden und die Angelegenheit sei bereits weit gediehen. Der Stand der Dinge sei der, daß er be-

reits über das Küssen hinausgekommen sei und vergangene Nacht seine Hand in ihren Ausschnitt geschoben habe, wo sie lange verweilen durfte.

„Ich bin bestohlen worden! ... Ja was? – Wenn ich das nur wüßte? – Das ist es eben.“ Gisela war an Stelle Margoschas in seiner Wohnung und ordnete seine Verhältnisse von Grund auf. Sie habe die Küche besetzt, spüle, putze und verwandele seine Wohnung in ihre Welt der aufgeräumten Sachen. Das sei ihre späte Rache. Ordnung zu machen sei nur ein Vorwand, um ihn zu entmachten. Unter dem Vorwand der Ordnung, würde ihm die letzte ihm verbliebene Verfügungsgewalt genommen. Wenn seine Tortenfrau so weitermache, würde ihm bald nichts mehr bleiben, an dem er Gefallen finden könne.

Im Telephonhörer war Lüders aufgeregte Stimme zu hören. „Ich muß dir unbedingt etwas mitteilen: die Blase hat mich umgehauen. Ich bin auf die Schulter und die Hüften gestürzt. Es war sehr schmerzhaft. Margoscha, als sie vom Einkaufen heimkehrte, fand mich auf dem Fußboden. Mit Mühen konnte sie mich hochhieven und in mein Bett schieben. Jetzt bin ich wieder, was dich gewiß freuen wird, wohlauf. ... Wie es geschehen ist? Ich wollte einige Bücher in meinem Regal gemäß höherer Ordnung umstellen. Schob sicherheitshalber meinen Rollstuhl vor mir her an das Regal heran, du kennst es ja, griff nach den Büchern, da kam vollkommen unerwartet irgendwas wie *ein* ... Winddruck, ... *ein* Lichtschlag und die Blase haute mich um. Das Schreckliche daran ist, wenn es aus heiterem Himmel ohne alle Vorankündigung *einmal* zugeschlagen hat, kann es jederzeit *wieder* zuschlagen. Ich kann unmöglich sicher sein, daß es mich nicht im nächsten Augenblick oder nächste Woche oder in einem Monat wieder umwirft. ... Was ich mit der Blase meine? Jah, daß kannst Du natürlich nicht auf Anhieb verstehen. Es ist, wie soll ich sagen, wie wenn ein Schiff, eine Fregatte im Hafen einen Kanonenschuß abfeuert und der Luftdruck, der ist mächtig. Das nenne ich Blase.“ Lüder, von Margoscha zur Erholung doppelt medikamentiert, redete eifrig von seinen Erlebnissen. Gisela habe ihn nach dem Überfall der Blase am Nachmittag ausgiebig besucht. Geschlagene fünf Stunden sei sie bei ihm gewesen. Diese außergewöhnlich lange Besuchszeit sei positiv zu verbuchen. Negativ aber sei, daß sie zwei Drittel der Zeit mit ihm geschimpft habe. Dagegen könne er nichts anderes machen als schweigen. ... „Warum sie mit mir geschimpft hat? Nun, ich habe sie früher jahrelang, oder waren es Jahrzehnte?, mit anderen Frauen betrogen.“ ... „Jawohl, da hast du vollkommen recht, daß ist schon *änd*-los lange her. Wann war das doch? Du als Historiker wirst es besser datieren können als ich. Aber Gisela kann nicht anders. Sie hat eine unkontrollierbare Emotionalität. Wie die Blase kommen

ihre Gefühle wie aus dem Nichts. Und sie ist ihnen ausgeliefert, längst
Vergangenem ausgeliefert, als wäre es gegenwärtig.“

„Ähm, meine gegenwärtige Lage. Ich möchte dir etwas über meine gegenwärtige Lage erzählen.“ Leise aber deutlich schnarrte Lüders Stimme durch den Telephonhörer. Er erwiderte meinen Gruß: „Es geht mir zufriedenstellend. Eigentlich sogar gut, den Umständen entsprechend sehr gut. Besser kann es vermutlich nicht mehr sein.“ Nach den üblichen Befindlichkeitsfragen & -antworten begann Lüder mit seiner eigentlichen Geschichte: „Gestern bin ich ausgegangen. Ein Taxi hat mich abgeholt. Ich hatte vor Tagen telefonisch einen Termin verabredet, bei einer jungen Frau. Sie hat mich unerwartet freundlich *und* verständnisvoll empfangen. Meine erotischen Erinnerungen wurden vollauf erfrischt. Und, wie soll ich es sagen, obwohl solche Begegnungen etwas außerhalb der bürgerlichen Ordnung abgehen. Viele meiner Bekannten würden, hörten sie davon, den Kopf schütteln und die Hände zusammenschlagen. Gisela beispielsweise dürfte gar nichts davon erfahren. Dergleichen ist für sie rundherum abzulehnen. Aber *ich* möchte *diese* Erinnerung nicht mehr missen.“

„Ha, Lüder! Du bist ja beweglicher, als man dir ansieht!“

„Tja ha. Beweglicher hm –. Ich wollte es dir erzählt haben, weil ich meine, du solltest es wissen, – damit du keine falsche Meinung von mir hast. – Und ich hoffe trotz dieses etwas unordentlichen Vorkommnisses wirst du weiterhin Kontakt zu mir halten.“ Daran gäbe es keinerlei Zweifel. Wie bei früheren Anrufen üblich verabredeten wir uns zum Mittagessen.



8. Das Ende oder die letzten Tage

„Ähm, meine gegenwärtige Lage ist .“ Lüders Stimme erstarb im Anrufbeantworter. In der folgenden Aufzeichnung teilte Margoscha Lüders gegenwärtige Adresse mit.

Auf der Suche nach Dr. Lüder Müller-Brentano im Hospital für Gerontologie neben Sankt Kunibert hatte ich auf meinem Gang durch verwinkelte Flure wiedereinander den Eindruck: Franz Kafka ist Realist. Im Verlauf des langen Nachmittags, den ich dort verbrachte, kam mir mehrmals unwillkürlich der Gedanke, ich müsse mir unbedingt für den Fall der Fälle beizeiten einen Revolver beschaffen. Aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit verpassen wir den letzten lichten Moment, bis zu dem wir es doch hinausschieben möchten, an dem wir uns selbst mit Anstand ein Ende bereiten könnten. Und warum sollte man auch in den Lauf der Dinge eingreifen? Auch im Hospital fand ich Lüder als Lüder mit seiner schrumpfenden Welt befaßt, die, wie sehr sie auch schrumpft, vollständig bleibt. Zusammengesunken saß er reglos im Rollstuhl und dämmerte vor sich hin. Bei meinem Eintreten belebten sich seine Augen und er sagte schwerfällig aber deutlich: „Ach, da bist du ja, wie schön, daß du mich hier doch noch gefunden hast.“ Ich drückte seine reglos auf der Armlehne ruhende Hand. „Beinah hätte ich dich nicht mehr erwartet. Hast du in der Stadt etwas zu erledigen gehabt, oder bist du wegen mir gekommen?“ Ja, Lüder mochte nicht als fünftes Rad am Wagen behandelt werden. Zufrieden nickte sein Kopf, als ich ihm versicherte, ausschließlich seinetwegen gekommen zu sein. „Und du wirst doch hier übernachten? Oder hast du ein Hotel?“ Nein, wie immer würde ich am Abend heimfahren. Lüder nickte zweifelnd lächelnd, denn seiner Auffassung nach waren wir in Bremen, wo er das erste Vierteljahrhundert seines Lebens verbracht hatte, deshalb war ihm unverständlich, daß ich vorgab, am Abend in das ferne Köln zurückzufahren; oder war es Berlin? Aber er ließ dieses Mißverhältnis, wie neuerdings so viele Unverständlichkeiten, auf sich beruhen. Auf meine Frage, wie er in das Hospital gekommen sei, erwähnte er nach einiger Überlegung einen Unfall in einem Kaufhaus. Den genauen Hergang seines Unfalls hatte er vergessen: es haben ihn irgendwie umgeworfen, danach sei alles anders geworden. Es folgten Behandlungen und Arztbesuche, nun sei er hier. Auf meine Frage, ob er denn gerne in seine Wohnung

zurückkehren möchte, verzog Lüder sein Gesicht und antwortete schleppend: „Ich weiß es nicht. Ich wohne doch hier.“ Und hier, das war in Bremen. Da ich es bezweifelte, gab er zögernd zu, es könne auch Berlin sein. Köln? Nein, Köln könne es nicht sein, eher noch Hannover, aber es war wohl Bremen. Nachdrücklich von mir befragt, brachte er tatsächlich nach scharfem Nachsinnen in fragendem Tonfall ein letztes Mal den Straßennamen heraus, von dem er zu Recht annahm, daß dort seine Wohnung liege. Schon wenige Minuten später erinnerte er sich nicht mehr an diese Adresse. Wir waren also in Bremen.

Weil es ihm beschwerlich wurde, weiterhin im Rollstuhl zu sitzen, wünschte er eine Ortsveränderung. Nicht ohne Mühe hievte ich ihn ins Bett, legte seine Beine nebeneinander und, er bat darum, bewegte seine Knie sachte hin und her, was ihm sichtlich wohltat. Um, nachdem wir die Gymnastik beendet hatten, einen Gesprächsstoff zu finden, zu dem er bisher immer etwas zu sagen hatte, fragte ich Lüder nach seinem Buch über die Julikrise. „Jah, meine Bücher!“, erinnerte sich Lüder langsam nuschelnd, „noch vor einigen Monaten habe ich überlegt, ob ich sie alle verkaufen soll. Du wirst mir nicht glauben, wie weit weg das für mich nun ist. Unwichtig ist mir das. Wichtiger ist für mich die Frau, die mich morgen Früh wäscht. Wenn Jemand meine Bücher geschenkt haben will, im Augenblick würde ich sie weggeben. Aber der Gedanke kann ja nicht entstehen,“ er hob den linken Zeigefinger und sein Augen weiteten sich, als wisse er um ein Geheimnis, „er kann es ja nicht wissen, um sie“, schwer atmend suchte er einen passenden Ausdruck, „zu verkaufen, zu verschenken, oder welche Möglichkeiten der Eigentumsüberlassung kennst du noch?“ Das Wort *vererben* fiel ihm nicht ein oder wollte ihm nicht über die Lippen und ich erinnerte ihn auch nicht an diese naheliegende Möglichkeit.

Oft klingelte das Telephon; jedes Mal griff ich zum Hörer, begrüßte den Anrufer und reichte ihn an Lüder weiter. Besorgte Familienangehörige, Brüder und Söhne aus Bremen oder die Tochter aus Berlin riefen an, um sich nach Lüders Befinden zu erkundigen. Ja was sollte er darauf antworten? Wie befand er sich? „Das sind kluge Fragen,“ sagte er mir nach einem dieser Telephonate, „die Arnim da stellt. Aber was soll ich sagen? Wie könnte es anders sein?“ Er schüttelte den Kopf. „Ich sehe keine Alternative. kommt Margoscha bald?“

Wieder klingelte das Telephon. Auf die Frage eines seiner Söhne, wie es ihm gehe, antwortete Lüder ernsthaft überlegend: „Nun, gemessen am Optimalen sehr schlecht, gemessen am Schlimmsten ganz gut, ich entscheide

mich also für erträglich. Nein, ich bin hier nicht in einem Krankenhaus, sondern in einem Mausoleum“, Lüder lachte, irgendwo in seinem Hirn ahnte er, daß er noch nicht in einem Mausoleum lag, sondern erst in einer dessen Vorhallen, auf einer Station für Sterbende. „Nein, so heißt es auch nicht, es ist ein ja sag mir doch bitte,“ wandte er sich an mich, „wie heißt das hier?“

„Kloster.“

„Nein.“

„Hospital.“

„Ja, genau!“, freute sich Lüder, „ich bin hier in einem *Hospital!*“ Nachdem wir den Telephonhörer weggelegt hatten, zuckte Lüders rechte Hand heftig seinen Oberschenkel entlang. Auf seinen wulstigen Lippen kauend schaute er auf diese eigenwillig bewegte Hand. „Das Zucken kann ich nicht abstellen. Es kommt immer wenn ich denke. Würde ich nicht denken, würde es aufhören. Mich beunruhigt, das sich seit dem Unfall meine Familie, und besonders *Gisela*, ungewöhnlich viel um mich kümmern. Das ist mir angenehm, aber es beunruhigt mich. Warum tun sie das? Es muß irgend etwas mir unverständliches Vorgefallen sein. Und früher konnte ich mich auch besser ausdrücken.“

„Von Früher bis jetzt,“ fragte ich, „ist die Veränderung schnell gegangen?“

Langsam nickend antwortete Lüder leise: „Ich vermute, sie ist sehr schnell gegangen.“ Matt schimmerten seine Augen unter halbgeschlossenen Lidern, er war in sich zurückgesunken. Seine rechte Hand schabte so heftig über seinen Oberschenkel, daß er in den Schultern zitterte. Er hob den Zeigefinger seiner Linken und ließ ihn kreisen, als bezeichne er den Raum um sich her. „Das hier ist die Katastrophe.“ Lüder flüsterte: „ Das alles hier, das ist doch die Katastrophe?“

„Ja, das ist sie.“

„Und sie kann unmöglich beendet werden durch das Sterben. Die Katastrophe hört nicht auf.“

„Sind die Katastrophe und der Bankrott, von dem du einmal gesprochen hast, das Selbe?“

Bevor er meine Frage beantworten wolle, sollte ich Lüder erklären, in welchem Zusammenhang er das Wort „Bankrott“ verwendet habe.

„ Nein, mit Bankrott meinte ich etwas anderes. Wie schade, daß diese Affäre ein so trauriges Ende nehmen muß.“

„Welche Affäre?“

„Meine Affäre zu mir.“

„Wie meinst Du das? Worin besteht diese Affäre? Welche Personen sind an ihr beteiligt?“

„ Das kann ich nicht sagen. Wo bleibt Margoscha? Woher wußte Gisela mit Sicherheit, daß Margoscha heute Nachmittag kommt? Wieviel Uhr haben wir? Noch nicht so spät? Dann kann ich noch hoffen. Mich beunruhigt, daß Gisela mit Sicherheit weiß, daß Margoscha kommt. Denn Margoscha und ich haben ein Verhältnis. Wir haben ein Liebesverhältnis. Ich habe allen Grund anzunehmen, daß Margoscha mich liebt. Sie muß mich lieben.“ Lüders ganzer Körper zitterte, mit Gewalt hielt er Tränen zurück und preßte heraus: „Und ich kann dir nicht sagen, wie dankbar ich bin, daß ich diese Liebe noch erfahren durfte. Und, das muß ich auch über mich sagen, diesmal bin auch ich altruistischer gewesen, als sonst in vergleichbaren Verhältnissen.“

Da Lüder einen neuerlichen Ortswechsel wünschte, holte ich ihn aus dem Bett und half ihm zurück in den Rollstuhl. Eine blutjunge Krankenschwester kam herein, stellte ein Schälchen mit der nachmittäglichen Dosis Tabletten auf den Beistelltisch und verschwand sogleich. Mit Hilfe von etwas Wasser gelang es mir, Lüder zum Herunterwürgen der Tabletten zu bringen.

„Du mußt viel trinken, Lüder.“

„Du sagst das! Du sagst das auch? Du!“ Mit vor Staunen geweiteten Augen starrte er mich zweifelnd an.

Eine andere Krankenschwester kam und stellte ein Tablett mit dem Abendessen auf den Tisch. Da jemand bei dem Kranken war, kümmerte auch sie sich nicht darum, ob er aß. Vom Salat wollte Lüder nicht einmal kosten. Eine von mir geschmierte und geschnittene Scheibe Weißbrot mit Fleischwurst kaute er langsam und widerwillig. „So geht das schon Taglang,“ beschwerte sich Lüder, „nichts von dem, was mir hier vorgesetzt wird, reizt mich. Nichts hat Geschmack. Wir beide sind doch anderes gewöhnt.“ Er legte das angebissene Brot weg und schaute müde auf seine Hände. Als er Schritte auf dem Flur hörte, rief er „Margoscha!“ Als wieder jemand an der Zimmertüre vorbeiging, bat er mich, draußen nachzusehen, ob die Polin zu sehen sei. Nach einer Weile des Wartens bat er mich, die Türe zu schließen,

um vom Lärm der Vorbeigehenden nicht gestört zu werden. „Dieses Zucken kann ich nicht abstellen. Denn ich arbeite. Indem ich denke, arbeite ich. Würde ich nicht arbeiten, würde das Zucken aufhören. Mit keinem meiner Blutsverwandten kann ich so sprechen wie mit dir.“ Er hatte schon seit Jahren einen heimlichen Begriff für seine sich unaufhaltsam verschlimmernde Krankheit geprägt, den er nun, schwach wie er war, flüsternd aussprach: „Jah, dieser *quälende Vorgang*, der quälende Vorgang des Sterbens. Ich kann verstehen, daß die Schwestern hier im Haus resignieren. Niemand bringt mir Schweinemett. Ich könnte dir Geld geben,“ lächelte er mich an, „keine große Summe, vielleicht 10 Mark, dann könntest du mir Schweinemett kaufen und es vielleicht bis morgen hierherschicken lassen. Und,“ schmunzelte Lüder, „der Auftrag würde deinen Aufenthalt hier abkürzen. Auch Margoscha, sie umarmt mich zwar, aber nie bringt sie mir Schweinemett. Wie spät ist es? Kommt da Margoscha?“

Die junge Krankenschwester kam herein, um zu fragen, wieviel Lüder gegessen habe. „Nur eine halbe Schnitte“, sagte ich, „und er trinkt auch wenig.“

„Ja, der trinkt auch nicht mehr. Aber“, fügte sie schnell hinzu, als müsse sie mich beruhigen, „er bekommt Infusionen wegen der Feuchtigkeit.“

Da stand sie in der Tür, sommerlich gekleidet, frisch und jung wie bei einer Fünfzigjährige kaum vorstellbar. „Ach!“ Margoscha hob die Brauen und sagte in ihrem schweren, polnischen Deutsch, „das war wieder ein langer Tag.“ Sie kam herein, umarmte Lüder, der ihr grinsend den Rücken streichelte, während sie mich begrüßte. Sogleich nahm sie ihre Tätigkeit auf, wechselte ungeniert Lüders Hose, streifte ihm sein bekleckertes Hemd ab und zog ihm ein sauberes über. Sie wußte sofort, wo der Pullover lag, um den er mich mehrfach vergeblich gebeten hatte, und sie hüllte Lüder darin ein. Sie wußte wo Kaffee zu holen war, bat mich mitzukommen und erzählte mir dabei wie es gekommen war, daß Lüder nun im Hospital lag. Am Morgen nach dem Sturz im Kaufhaus war er noch bei klarem Bewußtsein gewesen, aber am übernächsten Morgen war er vollkommen verwirrt, wollte nicht einmal mehr seine Tabletten einnehmen. Es war vorbei, er mußte eingewiesen werden. Schon oft war Lüder gestürzt, so was sei nicht zu vermeiden. Auch Lüder sei ein Mensch. Man müsse auch ihn laufen lassen können, ohne ihn andauernd festzuhalten und zu führen oder im Rollstuhl festzusetzen. „Etwas Freiheit braucht jeder Mensch,“ sagte Margoscha. „Du hast doch immer mit ihm über die alten Geschichten gesprochen. Dabei hast du es doch bemerkt, die Demenz. Nun ist sie ganz da. In die Wohnung kann unmöglich Lüder zu-

rück. Das ist vorbei. Das kann ein einzelner Mensch nicht versorgen. Ich brauch jetzt Pause. Bin auf der Terrasse. Du kommst mit Lüder nach?“

Also ging ich zurück, um Lüder aus seinem Zimmer zu holen und im Rollstuhl auf die Terrasse am Ende des Flurs zu schieben. Aber die Tabletten hatten zu wirken begonnen. Das Telephon hatte geklingelt und Lüder war einfach aus dem Rollstuhl aufgestanden, hatte den Hörer abgenommen und, wie eine Marionette in den Gelenken schlenkernd, führte er das Gespräch beinahe so geläufig wie dazumal ein geschäftliches in seinem Büro, wobei er jedoch nun, wenn er sprach, den Hörer, statt ihn ans Ohr zu drücken, vor seinen Mund hielt. „Ja, ich kann frei sprechen. Ob hier noch ein anderer Patient ist? Nein. Hier ist nur ein Freund,“ Lüder warf mir einen Blick zu, „ja, Jens Roggensteen ist hier. Wie lange ich hierbleiben muß? Ich rechne meine Anwesenheit in Tagen. Nein, lieber Harry, ich meine nicht meine Tage hier in dem Mausoleum, sondern auf der Welt. Wie? Ob ich in Lebensgefahr schwebe? Woher soll ich denn das wissen? Ja wie soll ich das denn sagen, ich kann doch kein Deutsch mehr. Sprich doch mit Jens Roggensteen, der steht neben mir und kann dir alles erklären.“ Und Lüder gab mir den Hörer. Zur Verblüffung des Gesprächspartners im Hörer war ich weder Jens Roggensteen noch war mir ein Mann dieses Namens bekannt. Und Genaues sagen konnte auch ich nicht. In Berlin, bei Gisela und den Töchtern, da wisse man, was werden wird. Mit diesem Bescheid war der Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung zufrieden und legte auf.

Lüder hatte es sich derweil im Rollstuhl bequem gemacht und ich schob ihn über den Flur auf die Terrasse. Margoscha saß an einem Langen Tisch in der Julisonne und rauchte eine Zigarette. Nachdem ich Lüder neben sie geschoben hatte, setzte sie ihm eine Tasse Kaffee vor. Dann bekam er von ihr kleingeschnittene und gezuckerte Erdbeeren, die er eifrig löffelte. Währendem erzählte mir Margoscha gut gelaunt von verzwickten Telephonaten mit Gisela und den Töchtern in Berlin und den Schwierigkeiten, die Lüder dem Personal des Hospitals gemacht hatte. In der ersten Woche hätte man sie täglich rufen müssen, damit er seine Tabletten nahm, gewaschen werden oder, von einer Überdosis seiner Medikamente gedopt war er weggelaufen, wieder eingefangen werden konnte. Nun ging es Lüder wohl, heiter entspannt saß er zwischen uns am Tisch und löffelte mit sichtlichem Appetit seine Erdbeeren, schlürfte Kaffee oder schaute lächelnd in die Gegend; das Zucken seiner Hände hatte aufgehört. Wirkten die Tabletten so gut oder war es die Anwesenheit seiner Gefährtin? Angesichts des wohlgemuten Lüder erinnerte sich

Margoscha an eine Erzählung ihres Vaters, der als Partisan gegen die Deutschen gekämpft hatte. Wenn damals ein Schwerverwundeter gebracht worden war, wurden sieben Schnapspinnchen, gefüllt mit starkem Wodka, in eine Reihe gestellt und ihr Inhalt dem Verletzten während der Verarztung eins nach dem anderen eingetrichtert. Wenn nichts mehr half, schüttete man ein Wasserglas voll Wodka, Margoscha machte mit der Hand die Geste, in den röchelnden Mund hineine. War er gestorben, stellte man das leere Glas umgestülpt auf den Tisch. „Besser ist man merkt nichts.“

Lüder war mit seinen Erdbeeren fertig und kam wieder auf sein Gelüst zu sprechen: „Ich habe heute noch kein Schweinemett gehabt.“ Margoscha hatte für ihn welches im Patientenkühlschrank deponiert, holte es sogleich und stellte die zur Hälfte mit gehacktem Schweinefleisch gefüllte Plastikschaale vor Lüder auf den Tisch. Zur Verfeinerung drückte sie aus einer Tube Majonäse über das Fleisch. Gierig begann Lüder die Speise mit der Gabel zu zerdrücken und aufzuessen. Während Margoscha und ich miteinander schwätzten, saß Lüder, der bald aufgegessen hatte, stilvergnügt zwischen uns. In unserer vertrauten Gesellschaft konnte er schlicht da sein, ohne sich erklären oder Bestimmtes denken zu müssen; offensichtlich genoß er den sonnigen Nachmittag. Unversehens plapperte Lüder los und begann Pläne zu spinnen, wonach das Haus umgebaut werden sollte. „Ich werde einen Architekten einschalten. Denn offenbar sind die Umbauarbeiten umfangreicher, als ich zunächst erwartet habe.“ Er deutete auf die Backsteinmauern, die von der Terrasse aus zu sehen waren. „Wenn ich gewußt hätte, daß sich hier alles so verändert hat. Die Häuser sehen so merkwürdig aus, so schmal.“

„Wie Fabriken“, warf ich ein.

„Jah! Genau!“ Begeistert von seinem eignen Begreifen funkelten seine weit geöffneten Augen schalkhaft und er stimmte mir fröhlich zu, als hätte ich einen vertrackten Umstand auf den Begriff gebracht. „Wie Fabriken!“

Endlich meinte er, es sei an der Zeit zurück in sein Zimmer gebracht zu werden. Aber Margoscha wollte noch eine Zigarette rauchen. Während wir beiden noch etwas plauderten, ergriff Lüder die Streichholzschachtel. Als es ihm gelungen war, ein Streichholz zu entzünden, bewegte er es über der Plastikschaale hin und her, als würde er viele kleine Kerzen anzünden.

„Am Ende“, sagte Margoscha lachend, „Luder zündet ganzes Hospital an!“

„Besser ich nehme ihm die Streichhölzer weg.“ Lachend steckte ich die Schachtel ein.

Den Rückweg ging Lüder zu Fuß, wobei er oft verweilte und staunend um Ecken und in Türen guckte, mich da und dort fragte, ob er hier oder dort entlang müsse oder vielleicht schon vor seiner Zimmertüre stehe. An einer Stelle meinte er, quer über den Flur gespannte Schnüre zu sehen, die ihm den Durchgang versperrten. Aber es waren nur die Kanten der Fliesen, die er als über dem Fußboden schwebend wahrnahm. Jedoch glaubte er mir meine Erklärung nicht, sondern hielt sich an meiner Schulter fest, während er ein Bein nach dem anderen so hoch wie ihm möglich hob, um über die Schnur hinwegzusteigen. Als diese Schranke überschritten war, ließ sich ohne weiteren Aufenthalt in sein Zimmer zurück geleiten, wo Margoscha schon wartete, um ihn zu duschen und für die Nacht vorzubereiten. Dabei war für mich nichts mehr zu tun, also verabschiedete ich mich von der Polin. Lüder, sich beschwingt in den Hüften wiegend, reichte mir stehend seine große Hand und sagte heiter: „Auf Wiedersehen, Freund.“

Zur Beerdingung kamen viele Menschen aus Bremen, manche aus Berlin. Im Unterschied zur Feier seines 80ten Geburtstag trugen die Menschen nun dunkle Kleider, blickten streng, umarmten einander und bevölkerten bald dichtgedrängt die Leichenhalle. Zu Dr. Lüder Müller-Brentanos Ehren erklang von der Orgel, der Friedhofsorganist ist mein Freund, als dezentes Vorspiel die kaiserliche Hymne: „Heil dir im Siegerkranz“; gesungen wurde nicht, die Melodie ist vollkommen unverfänglich, es ist die selbe wie von: „got save the quean“. Bei der üblichen Zeremonie standen sein Psychologe, seine polnische Betreuerin und ich nebeneinander in der hinteren Reihe. Statt zum Leichenschmaus ging nach der Bestattung jeder von uns seiner Wege.

